Ballerini

Der Alpenjäger.

Eine Erzählung

aus dem letzten italienischen Feldzuge.

Von

Raphael Ballerini.

Aus dem Italienischen übersetzt

von

Carl Braun.

Zweiter Band.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1865.

XXXVI.

Aus dem Briefe der Schwester Giulios, den wir etwas vorher brachten, lernten wir, daß Graf Giacomo gegen Ende Mai ebenfalls nach Turin gekommen war und dort mit der Gräfin Leonzia, seiner Schwägerin, und mit seiner jungen Nichte logirte, die überaus verwundert waren, ihn bei ihrer Rückkehr von Arona im Gasthofe zu treffen. Und in Wahrheit gereichte diese seine unvermuthete Anwesenheit ihnen zu solcher Freude, daß beide ihn dankbarst begrüßten, und jener ganze Dienstagabend, der letzte Tag des Monates, war für sie ein überaus freudiges Familienfest. Denn die Gräfin, die durch das schöne Briefchen Giulios, das er ihr in Solbiate schrieb, wieder ganz aufgeheitert war, hielt sich überzeugt, und zwar auf das Wort des Cavaliers Eugenio hin, daß sie in Kurzem die Lombardei werde betreten können, um dort den geliebten Sohn zu erreichen und ihn zu befreien; und durch dieses Vertrauen, welches auf das Entsetzen ihrer fast verzweifelten Liebe folgte, hatte sie sich so aufgeheitert, daß sie mit Ausnahme einer kleinen nachdenklichen Miene, die dann und wann wieder ihre Stirne verdüsterte, eine ganz andere als früher zu sein schien, obwohl sie durch die Magerkeit des Gesichtes und durch die Vertiefung der Augen die Anzeichen des herben und dauernden Leidens kundgab, das bis zu jener Stunde die empfindlichsten Fibern ihrer Brust zernagt hatte. Das Fräulein dann, welches, wie es der

in allen ihren Gefühlen stets übermäßigen Jugend eigen ist, die Hoffnung bereits zur Gewißheit umgewandelt hatte, zeigte ein solch fröhliches und heiteres Aeußere und lächelte so lustig auf die freundlichen Liebenswürdigkeiten des Onkels, daß er in einen kleinen Argwohn gerieth, ob nicht etwa gar Giulio mit ihnen nach Turin zurückgekehrt sei, daß sie ihn aber vor ihm verbärgen, um ihm später einen angenehm unvermutheten Scherz zu bereiten.

Doch diese kleine Vermuthung verschwand sogleich, als er sah, wie man seiner Schwägerin die Visitenkarte des Signor Leopold übergab, und als er ihre Worte des Bedauerns bei der Ankündigung, er habe Turin bereits verlassen, und die Vermuthungen über seinen Beinamen vernahm, welcher bewies, er sei zufällig Verwandter oder Vater jenes Tommaso, welcher der innige Freund Giulios war.

„Und wann ist er abgereist?“ fragte die Dame den Portier, den sie zu sich in den Salon rufen ließ.

„Vorgestern gegen Mittag.“

„Ach, warum wartete er nicht auf uns?“

„Madam, er war überaus neugierig, genau die Zeit der Ankunft Ihrer Exzellenz zu erfahren; aber ich, der ich sie nicht wußte, habe ihn, von heute auf morgen, vier Tage lang hingehalten. Er hätte auch sehr gern die Geschäfte wissen mögen, die Sie hier zu Lande haben; ich jedoch, der ich mir nicht anmaßte, die Nase da hinein zu stecken, wo ich es nicht soll, ich, sage ich, ich war stumm wie diese Mauer. Am Sonntag kam er ganz zornig und bekümmert, um mir zu sagen, seine Gattin sei von einem bösartigen Fieber befallen worden, und eine Depesche rufe ihn sogleich in seine Heimath zurück; und indem er mir diese Karte einhändigte, entfernte er sich und schien außer sich zu sein.“

„O der Arme!“ sprach die Gräfin erblassend: „wie

sehr bedaure ich ihn! Zweifaches Unglück, eines schlimmer als das andere! die Gemahlin schwer erkrankt, und der Sohn entflohen!"

„Und verwundet!" setzte das Mädchen mit feiner und bewegter Stimme hinzu. „Giulio schreibt uns, in so großer Sorge seinetwegen zu sein!"

„Er hätte uns wenigstens die Adresse des Ortes, wo er wohnt, angeben sollen, damit wir ihm schreiben könnten!" rief die Gräfin mit mitleidiger Miene.

„Und was ihm schreiben? O gewiß, es ist besser, daß dieser Herr abgereist ist und uns so unbekannt blieb, denn wir hätten ihn nur durch die schlimmen Nachrichten betrüben müssen, welche Giulio uns in seinem Briefe über Tommaso gab."

„Geduld!" sagte die Mutter nach einigem Nachdenken; und indem sie den Portier entließ, begann sie über diese Sache mit Giacomo zu sprechen, doch in solcher Weise und mit solchem Gefühl, daß er ohne weiteres begriff, sie scherze nicht.

Der Oheim unseres Alpenjägers war nicht aus bloßem Vergnügen von der Romagna abgereist, auch fuhr er nicht aus einfacher Höflichkeit nach Turin. Denn einerseits bedachte er, daß die Abwesenheit der Schwägerin sich sehr in die Länge zog und zwar mit wenig oder gar keinem Nutzen; andrerseits spornte ihn die Furcht, es möchten die Unannehmlichkeiten, die Sorgen, die fortwährenden Aengsten und die Enttäuschungen stark auf ihre und auf die Gesundheit der Nichte einwirken, und so hatte er sich entschlossen, sich es zur Aufgabe zu machen, Giulio aus den Gefahren des Krieges zu befreien und indessen beide auf gute Art in das Vaterland zurückzusenden. Um nun diesen seinen Plan Leonzien zu eröffnen, erwartete er den folgenden Tag; und an jenem Abend that er daher noch dergleichen, als habe er sich blos zu ihr begeben, um sie

mit Natalina wieder zu sehen, und um sich persönlich zu versichern, daß diese ganz sich von der in Chambery erduldeten Unpäßlichkeit wieder erholt habe.

„Wohlan, Giacomo, glauben Sie also, daß sie sich wieder gemacht hat?“ fragte ihn die Gräfin, ehe sie sich zur Ruhe zurückzog.

„Ei .... so so .... halb und halb!“ erwiederte er, indem er die Lippen zusammenkniff: „sie ist sehr abgemagert und scheint mir sehr schlecht auszusehen. Ich bemerkte, daß sie keinen Appetit hat, denn beim Essen klaubte sie wählerisch wie ein Kanarienvogel. Dann besitzt sie nicht mehr ihre frühere Farbe, und um die Augenhöhlen herum hat sie eine gewisse bläuliche Vertiefung, die mir ganz und gar nicht gefällt.“

„Auch ich, ach! habe dieß seit kurzer Zeit nur zu sehr bemerkt, und ich weiß nicht, was da zu thun, wie da zu helfen ist!“ sprach die Mutter seufzend: „ich lasse sie fast täglich von den Aerzten prüfen und alle versichern mir, daß sie frisch und gesund wie ein Fisch ist, und daß sie ein eigentliches Uebel nicht hat. Jene Mattigkeit, jene Blässe, jener bläuliche Reif, den Sie an ihren Augen bemerkt haben, sind die Wirkungen ihres wenigen Schlafes und ihrer Gemüthsleiden. Das arme Geschöpf! Giulio ist für sie ein Dorn, der ihr Herz zersticht; wie soll man da verlangen, daß sie fest schlafe, daß sie mit Lust esse, daß sie sich nicht kümmere, und daß sie sich nicht aufreibe?“

„Und auch Sie lösen Sich wie eine Kerze auf. Sie sind mir abgemagert, fleischlos und abgefallen vorgekommen, daß ich schwören könnte, Sie seien um zehn Jahre älter.“

„O! meinetwegen machen Sie Sich keine Gedanken!“ fiel sie zum Scheine mit ungläubiger und ungezwungener Miene ein: „Ich befinde mich zur Genüge wohl, und wenn Gott mir die Gnade angedeihen läßt, daß wir Giulio wie-

der erlangen, so sage ich Ihnen, daß ich mich um zwanzig Jahre verjüngen werde, und daß Natalina frisch und kräftig wie eine Pomeranze zu Ihnen zurückkehren wird."

„Sei es so! doch ich wünschte, daß Sie beide etwas Ruhe hätten, denn dieses Ihr vergebliches, unseliges Bemühen, dieses ihr Hin- und Herreisen von der Wärme in die Kälte, von der Sonne in den Regen, von dem Gasthof zu jenem ermüdet und entkräftet Sie. Basta! morgen wollen wir darüber sprechen. Gute Nacht!"

Und indem er das Licht nahm, entfernte er sich und schloß sich in sein Zimmer ein.

„Mama, was hat unser Onkel über mich zu Ihnen gesagt? Als ich vorüberging, habe ich gehört, daß Sie meinen Namen aussprachen," fragte die Tochter neugierig die Mama.

„Er hat gesagt, daß er will, daß du gut schlafst, und daß du brav seiest. Gehe, lege dich nieder, mache einen gesunden Schlaf, und Gott segne dich!"

„Hat er davon gesprochen, daß er mich mit nach Hause nehmen will?"

„Nicht im Traume! ei, was geht dir nicht alles durch den Kopf!"

„Ich wollte es Ihnen sagen! Fiorenzo behauptete so eben, der Oheim sei gekommen, um mich mit nach Hause zu nehmen."

„Bah, was hat Fiorenzo darein zu reden! du wirst stets bei deiner Mutter bleiben. Gehe, sage deine Gebete her, und schlafe dann in Frieden!"

Der Graf Giacomo war ein Mann von sehr starker und feuriger Phantasie; sein natürliches Temperament war sehr rasch zum Zorn geneigt, und er war von so herrischem Benehmen, daß er von vornherein gar keinen Widerspruch duldete; und wehe dem, der sich ihm gegenüber

stellte! er kreischte wie ein Adler, sträubte sich mehr als ein Igel, stampfte mit den Füßen auf den Boden und ertheilte solch hitzige Wischer, daß sie einem die Haut brannten. Doch wenn dann der Ungestüm dieser Flamme verraucht war, besänftigte er sich leicht, und ward ihm dann das Unrecht seines Zornes bewiesen, so ward er dermaßen weich, daß er sich gar nicht schämte, den Beleidigten um Verzeihung zu bitten und sogar sich über sein eigenes hitziges Wesen zu tadeln. Nun wußte die Gräfin Leonzia in wundersamer Kenntniß dieses Charakters des Schwagers, der im Uebrigen ausgezeichnete Eigenschaften an sich hatte und eine Rechtschaffenheit und einen Edelmuth des Herzens besaß, welche die Mängel seines zu hitzigen Temperamentes reichlich ersetzten, wenn sie mit ihm über schwierige Angelegenheiten zu verhandeln hatte, sich so geschickt und klug zu benehmen, daß sie ihn nie vor den Kopf stieß, sondern sie behandelte ihn wie ein störriges Pferd, das sich so zügeln läßt, und welchem man so den Eigensinn benehmen kann, daß es zuletzt einer leichten Handbewegung folgt. Wenn es sich daher traf, daß sie entgegengesetzter Ansicht von ihm war, vorzüglich aber in Betreff einer wichtigen Sache, und wo es sich um Giulio und Natalina handelte, so mußte sie sich ganz unwichtig machen, fast wie ein Schäflein gelehrig und demüthig sich zeigen, geduldig manche bittre Pille verschlucken, ihre Zunge in Acht nehmen und jene Majestät einer Königin ablegen, die ihren beiden Kindern gegenüber so gute Wirkung übte, da diese gewöhnt waren, ihr eine Liebe zu bekennen, die etwas von Verehrung und Ehrfurcht an sich hatte. Auf diese Weise erreichte sie beinahe stets ihr Ziel.

Nichtsdestoweniger, war es nun Zufall, oder war es eine wunderbare Anstrengung Giacomo's über sich selbst, bleibt es gewiß, daß am Morgen des folgenden Tages, welches der erste Juni war, Giacomo seiner Schwägerin

seine Absicht offenbarte, für sie sich dem Aufsuchen Giulio's zu unterziehen, und daß er gegen ihr Sträuben mit solcher Ruhe des Betragens und solcher Festigkeit des Willens diesen seinen Plan aufrecht erhielt, daß sie, betäubt bei diesem so ungewöhnlichen und kalten, aber unerschütterlichen Entschlusse Giacomo's, außer sich gerieth und ihren Geist verlor. Und da wurde sie denn so erregt und hitzig und trat so kühn gegen ihn auf, daß sie in höchstem Zorne aus ihrer Fassung kam, laut schrie und in herben, zornigen Ausdrücken sich erging. Giacomo, welcher das Blut in seinen Adern jucken fühlte, biß sich auf die Zunge, ballte die Fäuste, warf sich hin und her, schnaubte und zitterte ganz vom Kopf bis zu den Füßen; dennoch aber bezähmte er in seiner Brust den Brand seines Zornes, der aus allen seinen Poren hervorspritzte.

„O machen wir es kurz," sagte er grimmig und herb, nachdem Leonzia sich in stehenden Vorwürfen ergangen hatte: „Ich bin nicht da, weder um Ihnen Unrecht zu thun, noch um Sie zu überlisten. Ja, Signora, es steht Ihnen frei, da zu bleiben und dorthin zu gehen, wo es Ihnen am besten gefällt, und ich masse mir nicht die geringste Autorität über Sie an. Reiben Sie sich also früh auf und tödten Sie sich durch diese Strapazen! ja, enden Sie damit, Ihre armen Kinder ganz zu Waisen zu machen. Doch wissen Sie, daß, wenn Sie deren Mutter sind, ich ihr Oheim und Vormund bin, und daß, wenn sie Ihre Kinder sind, sie ebenso meine Nichte und mein Neffe, meine Mündel sind. Sie haben daher kein Recht, mir Natalina zu tödten, um Giulio für Sie zu finden. Machen Sie mit sich, was Ihnen beliebt, ich habe nichts dagegen zu sagen; doch heute Abend noch werde ich mit meiner Nichte abreisen und sie in mein Haus bringen. Ihre Tante Olympia erwartet sie mit offenen Armen, und zweifeln Sie nicht, daß sie jenes Mitleid mit ihr

haben wird, welches Sie, ihre Mutter, aus falscher Zärtlichkeit ihr versagen."

„Meine Tochter?" rief die Dame roth wie eine glühende Kohle und in wahnsinnigem Tone: „Sie wollen sie mir entreißen? O, o Sie phantasiren! erst müßten Sie mich in Stücke reißen: o versuchen Sie es!"

„Leonzia, ach! bei Ihrem Leben, seien Sie vernünftig und mißbrauchen Sie nicht länger meine Geduld! Ich spreche mit Gründen und Sie beleidigen mich! Hm! ich verzeihe Ihrer Mutterliebe so viel, als man möglicher Weise verzeihen kann; ich bedauere Sie, es fällt mir sogar schwer, so mit Ihnen verfahren zu müssen; doch sagen Sie mir bei Ihrer Seele, wozu müssen denn Sie sich aufreiben, wozu müssen Sie jenes Mädchen schwindsüchtig machen, während doch ich vorsätzlich da und zu allem bereit bin, um überall hin zu eilen und Giulio aufzusuchen, der mir so theuer ist wie Ihnen?"

Auf diesen sanften aber treffenden Vorwurf kam die Gräfin wieder zu sich, senkte ihre Augen, verstummte, und indem sie sich ungestüm erhob, zog sie sich aus dem Saale zurück.

Halb ärgerlich, halb nachdenklich blieb der Graf in seinem Lehnsessel zurückgelehnt sitzen; und nachdem er einige Zeit mit sich selbst im Zweifel, klingelte er plötzlich und befahl, daß man seine Nichte zu ihm sende. Das Mädchen, das von dem soeben zwischen der Mutter und dem Oheim vorgefallenen Hader nichts wußte, trat heiter und ehrfurchtsvoll zu ihm hinein, küßte ihm die Hand und sagte anmuthig zu ihm:

„Guten Morgen, Onkel!"

„Gut aufgestanden, mein Schatz?" sprach er, indem er sich bemühte, fröhlich zu scheinen, und in einem zärtlichen, schmeichelnden Tone: „setze dich hieher auf das Canapé! wie befindest du dich jetzt, meine schöne Blume?"

„Sehr wohl!“ erwiederte sie, indem sie sich setzte.

„Hast du heute Nacht geschlafen?“

„Genug.“

„Doch warum bist du so blaß und so elend? du bist ja ein Beinhäuschen geworden!“

„Bah! ich habe nicht Zeit, an dieß zu denken. Sagen Sie, Onkel, wann machen wir uns auf den Weg nach Vercelli? wir wollten von Arona aus dorthin eilen, doch es war der Soldaten wegen nicht möglich, welche alle Strassen einnehmen. Die Deutschen, hat Fiorenzo gestern Abend zu mir gesagt, haben es geräumt; nun wer weiß, ob die Garibaldiner nicht dort herum sind?“

„Ei du Närrin! die Garibaldiner sind mehr als fünfzig Meilen von jener Stadt entfernt und von den Deutschen umringt, welche alle ihre Schritte zusammenengen.“

„O du mein Herr! doch was meinte dann Fiorenzo damit?“

„Er ist ein braver Mann, aber er hat die Geographie im Rechenbuch studirt und weiß so viel davon als du von der Alchymie. Antworte mir jetzt: würdest du wohl gerne heute Morgen mit deinem Onkel spazieren gehen?“

„Ich glaube, Mama will, daß ich sie später zur Messe in die Kirche zur Trösterin begleite.“

„Vorher jedoch kannst du ein Bischen mit mir in den Läden von Turin herumgehen und schauen, ob nichts nach deinem Gefallen ist. Was wünschest, du, daß ich dir kaufe, wie? Willst du ein schönes Kleid? Spitzen? seidene Blumen? Bänder von Saint’ Etienne? einen Lyonershawl? Genfer Goldsachen? Wähle! ich stelle fünfzig Marenghi zu deiner Verfügung.“

„O lieber Onkel, so lange wir nicht wieder mit Giulio vereint sind, macht mir nichts mehr Freude! Das

schönste Geschenk, das Sie mir machen könnten, sowie auch meiner Mutter, wäre, daß Sie uns heute nach Vercelli führten, und morgen hinter die Franzosen, ganz nahe der letzten Kanone ihrer Nachhut. Mama hat in Chambery mit vielen sehr artigen Generälen Bekanntschaft gemacht, und ich bin überzeugt, daß irgend einer derselben uns bald die Strasse zeigen würde, um zu Giulio zu gelangen."

„Du bist eine Thörin, meine Schöne! Weißt du wohl, was mir dagegen durch den Sinn geht? du hast meinem Gigetto noch nicht einmal einen Kuß gegeben, dem Vetterchen, das dir drei Tage nach deiner Abreise geboren ward."

„Wie sehne ich mich darnach, ihn zu sehen. Sie und Tante Olympia, Sie haben uns so Wunderbares von ihm geschrieben, daß ich ein närrisches Verlangen habe, ihn in meine Arme zu schließen."

„Du kannst dir gar nicht einbilden, wie so frisch und so pausbäckig er ist, und wie jene seine schwarzen Aeuglein lachen, die noch munterer und schelmischer sind als die deinen. Warum solltest du also nicht zurückkehren, um ihn zu liebkosen und dich mit ihm zu vergnügen? Welche Unterhaltung würde es nicht für dich sein, ist es nicht so?"

„Gewiß! und auch mein Bruder würde sich unendlich freuen, ihn zu liebkosen. Machen wir es also so: reisen wir augenblicklich ab, um Giulio aufzusuchen, und sobald wir ihn den Garibaldinern entrissen haben, fliegen wir alle zusammen nach Hause zurück, und da werden wir dann in größter Freude mit Gigetto uns kurzweilen. Onkel, ich gehe, um meine Mutter zu benachrichtigen, daß wir reisen."

Sie hatte kaum diese letzten Worte gesprochen, als die Thüre weit aufgerissen ward und die Gräfin mit thonfarbenem Gesicht, mit entsetzten Augen, die vor Weinen

aufgeschwollen waren, und mit einer Zeitung in der Hand eintrat.

„Ach, weh mir, Giacomo!“ rief sie ganz heiser, indem sie die Arme ausstreckte: „Vielleicht ist Giulio todt!“

„O Gott!“ schrie gellend das Fräulein und sprang in die Höhe: „todt?“

„Du hier?“ fragte die Mutter, welche in ihrer so hohen Aufregung sie zwischen den Kissen des Canapés gar nicht bemerkt hatte: „du hier?“ Und bestürzt schaute sie wieder auf den Grafen Giacomo, welcher bei ihrem Erscheinen und dieser Nachricht weiß wie Linnen geworden war und beinahe wie von Sinnen sich erhoben hatte.

Ein Augenblick verstrich, und keines der drei vermochte vor Angst ein Wort hervorzubringen. Doch nachdem das Mädchen wieder etwas zu Athem gekommen war, brach es in ein krampfhaftes Schluchzen aus und fiel schwer auf die Lehne des Canapés hin.

Die Aufregung und die Verwirrung der Gefühle, die da den Oheim und die Mutter durchfieberten, kann man unmöglich mit der Feder schildern. In dem Augenblicke, wo Giacomo eilte, um den Kopf des Mädchens zu stützen, fragte er, gleichfalls halb ohnmächtig, Leonzia:

„Doch was gibt es? was ist das, was Sie sagen? Giulio todt?“

„Das heißt, so befürchte ich,“ entgegnete sie schwer athmend: „Soeben als ich die Blätter durchlief, die mir nicht zugekommen waren, habe ich diese Depesche entdeckt; ach, sehen Sie!“

Giacomo las überaus matt:

„Ministerium des Innern. Kriegsbulletin. N. 54. Turin 28. Mai Morgens. Auf dem Weg durch die Schweiz langte heute Nacht folgende Depesche des königlichen Commissärs Grafen Visconti Venosta an. General Garibaldi besetzte die Stellung von San Fermo: viele

Offiziere verwundet und todt. Die Unsern setzten den Angriff fort und drangen in Como ein. Die Stadt ist illuminirt und festlich geschmückt. Der Feind befindet sich noch in Camerlata. — Gut! und was steht da von Giulio?"

„O heilige Jungfrau! und kann bei diesem neuen Kampfe nicht auch er mir getödtet oder zum Tode verwundet worden sein?"

Giacomo schaute sie etwas wie halb spöttisch und halb mitleidig an, und indem er seine Nichte schüttelte, begann er ihr zuzurufen:

„Auf, fasse Muth! es ist alles nicht wahr, es ist reine Einbildung deiner Mutter."

Auf diese Worte erwachte sie wie aus einem Traume, sie hob ihren Kopf in die Höhe, ergriff die Hände des Oheims und sprach seufzend:

„Betrügen Sie mich nicht! wem soll ich glauben?"

Das Ende war, daß sowohl Natalina als Leonzia nach geraumer Zeit dem Grafen Giacomo Gehör schenkten, welcher sich zu beweisen bemühte, daß dieß reine Befürchtungen und Einbildungen wären, und er nahm es auf sich, sogleich der Schweiz zuzureisen und von da der Spur des Neffen zu folgen, um ihn in das väterliche Haus zurückzuführen, unter der Bedingung jedoch, daß die Mutter und die Schwester am folgenden Tage nach Genua abreisen und von da in das Vaterland sich zurückbegeben sollten, um ihn zu erwarten. Obwohl ungerne nahm die Mutter den Vorschlag an, von den Ermahnungen des Cavaliers Eugenio, welcher zum Besuch gekommen war, nicht wenig getröstet. Und so blieb es fest abgemacht, daß der Graf noch am Abend jenes Tages gegen die Alpen zu abreisen, und daß am nächsten Tage die Schwägerin gegen die Küste von Ligurien zu sich auf den Weg machen sollte.

XXXVII.

Gegen vier Uhr unterhielt sich Giacomo in dem kleinen Salon mit der Gräfin, während in einem anstoßenden Zimmer die Nichte die Kleider des Bruders in seinen Koffer packte, den sein Oheim und Vormund mitnehmen sollte. Doch dabei entrangen sich ihr so manche Seufzer, und entfielen ihr so manche Thränen, welche perlenartig bald auf die gestärkten Krägen eines Hemdes aus Battistleinwand, bald auf ein Paar leichter, duftiger, strohfarbener Handschuhe, bald auf ein Halstuch aus rosenfarbigem Tabin, bald auf ein seidenes Gilet hinunterfielen, womit der so ersehnte Giulio sich schön und hübsch machen sollte. Wer gesehen hätte, wie sie mit solcher Anmuth jene Tropfen aus den Augen fallen ließ, würde gesagt haben, daß das untröstliche Mädchen sich freute, sie auf jene eleganten Gegenstände auszugießen, gleichsam als wären es Tropfen der theuersten und kostbarsten Essenz, die sie aus ihrem so zärtlichen Schwesterherzen ziehen konnte.

Das Gespräch des Grafen mit der Gräfin drehte sich ganz um seine so nahe Abreise und um die Wege, die er einzuschlagen hätte, um mit Sicherheit und schnell Como zu erreichen, und um die angenehmen Hoffnungen, welche er nährte, bald den Neffen zu umarmen und ihn heil und gesund der Familie wieder zu schenken und so fort. Und beim Sprechen funkelte aus seinen Augen solch ein Strahl, daß man gut daraus ersah, wie sehr es ihn freute, Leonzia überredet zu haben, endlich einmal mit der Tochter in die Ruhe der häuslichen Mauern sich zurückzuziehen. Diese dagegen, welche abwechselnd sich von fortwährenden, verschiedenen und oft sich entgegengesetzten Bewegungen erregt fühlte, zeigte während des Gespräches in ihren Zügen eine ewige Unruhe; und sie war

eher als nicht zerstreut und sah einer Frau gleich, welche bei sich nachsann, ob sie einen Gedanken, der sie eklig quälte, offenbaren sollte oder nicht.

„Haben Sie noch etwas Anderes mir aufzutragen oder zu empfehlen?“ fragte endlich Giacomo sie, welcher dieses ihr unschlüssiges Benehmen bemerkte und sie anreizen wollte, sich ihm zu eröffnen.

„Nichts weiteres, ausgenommen Ihnen zum hundertsten Male zu wiederholen, daß Sie mir Giulio mit jeder Rücksicht behandeln, freundlich gegen ihn sind und nicht anders gegen ihn sich benehmen, wie als wären Sie sein Vater oder noch besser seine Mutter, denn Sie reisen ja statt meiner zu ihm.“

„Wenn es blos das ist, so vertrauen Sie ganz auf mich. Ich werde ihn auf Zucker und Rosen in Ihre Arme führen und ihn mit so viel Honig ertränken, daß er all die Galle vergessen soll, die er diesen Winter über verschluckt hat.“

„Armer Sohn, und wie viel mußte er davon hinunterwürgen!“ rief die Dame, indem sie die Hände kreuzte und einen mitleidigen Blick zum Himmel richtete.

„O ein Bischen langsam! wäre er etwas weniger launisch und eigensinnig gewesen, so würden weder Sie noch ich ihm einen unrechten Blick zugeworfen haben; die Schuld ist ganz sein gewesen; wir werden sie vergessen, und damit ist es gut; doch es geziemt sich nicht für uns, daß wir vor ihm auf die Brust klopfen, noch daß wir zu ihm sagen mea culpa, weil wir ihn, wie er es verdiente, ausgezankt und bestraft haben.“

„Nein, nein, Giacomo, um der Liebe Gottes willen berühren Sie diese Saite nicht; und berühren Sie sie ja nicht ihm gegenüber! Sie dürfen sich gegen ihn nicht in Streit über vergangene Zwiste und Mißhelligkeiten einlassen; geben Sie ihm in allem und durchaus Recht,

und sagen Sie ihm, und sagen Sie es ihm wiederholt, daß ich, seine Mutter, ihn liebe, daß ich ihn wie früher achte, und daß ich an seine Unschuld glaube."

„Ei, das gefällt mir! Sprechen Sie im Ernst?" fiel der andere in spaßhaftem Blick ihr in die Rede.

„O kurz, was soll ich sagen? Um offen zu sein, bei meiner Treu, ich weiß gar nicht mehr, was ich denke. Wenn Sie sich den Kampf vorstellen könnten, der meine Seele durchströmt! Auf der einen Seite steht Giulio, der in seinen Briefen an mich betheuert, auch nicht einmal im Traume an jene Tollheit gedacht zu haben; auf der andern Seite stehen alle die Anzeichen und Gründe, die Sie kennen, welche nach meiner Meinung das Gegentheil uns beweisen. Nun ist dieß da eine solche Strehne, daß ich mich ganz darin verwickle, und ich sehe nicht, wie ich mich aus ihr loswickeln kann."

„Schön, ganz schön auch dieß! mir scheint, die Liebe hält ihr Urtheil seltsam befangen: ei zum Henker! Ist es, oder ist es nicht gewiß, daß Giulio seit geraumer Zeit öfters mit jenen Camelien zurückkam, um seine Schwester damit zu beschenken?"

„Es ist nur zu wahr! sagte die Mutter, die Achseln zuckend.

„Ist es, oder ist es nicht gewiß, daß jene Blumen ihm von Beatrice geschenkt wurden? daß deren Vater Bernardo Sie bereits gewarnt hatte, Giulio fühle eine kleine Neigung zu ihr, und später, er habe mit ihm darüber gesprochen, ihre Hand zu wollen, in allen Ehren zwar, aber sie zu wollen, sobald er volljährig wäre? und daß Sie über diesen häufigen Besuch Seitens des Jünglings in dessen Hause auch von andern Seiten gewarnt wurden?"

„Ja, alles ist oder scheint gewiß; aber Giulio, den ich nie, auch nicht einmal auf einer Lüge ertappt habe, läugnet mir rund weg, daß er je sich diese Thorheit habe

einfallen lassen, mit einem Tischler sich zu verschwägern; und unlängst erst, in dem letzten Briefchen, das er mir von Solbiate aus schrieb, versichert er mir, daß er entweder selbst die Camelien pflückte oder sie von Bernardo erhielt, und daß er Beatrice äußerst selten sah und nie, niemals, gar nie mit ihr gesprochen habe, und daß in seinem Herzen sich nie ein anderes Gefühl geregt habe, als jenes so heilige gegen Gott, gegen seine Mutter und gegen seine Schwester. Wie soll ich nun einem so theuern Sohn keinen Glauben schenken, welcher gegen mich eine so aufrichtige Sprache führt, und zwar in der Lage, in der er sich eben befindet?"

Giacomo, dessen Stirne sich etwas glättete, der mit seinen fünf Fingern in seinem Cacadu wühlte und ihn etwas auflockerte, was bei ihm ein Anzeichen war, daß der Senf in seine Nase zu steigen begann, sagte, indem er seinen Kopf schüttelte:

„O Sie Gutherzige! und bedenken Sie denn nicht, daß er vom Dezember bis zum März sich nicht herabließ, auch nur ein Jota von diesen schönen Entschuldigungen verlauten zu lassen? Jetzt, wo er uns alle drunter und drüber gebracht hat, jetzt, wo er unser Haus dadurch entehrt hat, daß er entfloh, um mit Garibaldi den Räuber zu machen, jetzt, doch erst jetzt sucht er sich zu rechtfertigen, jetzt wird er beredt und beansprucht, wir sollen gegen ihn bekennen, einfältig, leichtgläubig und albern gewesen zu sein? Ah, ein unverschämtes Bürschchen!"

„Sagen Sie das nicht, um der Barmherzigkeit willen! erzürnen Sie sich nicht, ach, Giacomo!"

„Hum! nein, ich erzürne mich nicht, ich werde mich im Zaume halten; doch das sind Unverschämtheiten, die eine Schnecke vor Wuth zum Bersten brächten."

„Hören Sie mich," nahm die Gräfin wieder das Wort, indem sie sich bestrebte, die Aufregung des Schwa-

gers zu besänftigen: „daß er an dem thörichten Plane, den wir ihm unterlegten, denn zuletzt handelte es sich doch um nichts weiteres als um einen Plan, unschuldig sei, behauptete er stets Don Egidio gegenüber, obwohl er ihm nie erklärte, noch je vermuthen ließ, worin er eigentlich bestände. Gerade wie Ihnen, als Sie ihm jenen Wischer ertheilten, Giulio trocken erwiederte, es wäre kein Wort davon wahr, und weinte: ist es nicht so?"

„Ah, ob er weinte! doch das Weinen allein that es nicht! warum sprach er damals nicht? Hatte er nicht seine Zunge zwischen den Zähnen?"

„Weil Sie ihm kein Gehör schenkten, und weil er ferners mit seinem so stolzen und empfindlichen Charakter sich beschimpft fühlte und Galle kochte: Giulio ist ganz der Sohn seines Vaters. Sie wissen, wie zart und empfindlich im Punkte der Eigenliebe der arme Valerio, die gute Seele war!"

„Doch Ihnen gegenüber hätte er sich wenigstens frei erklären können. O potz Tausend! Giulio hat Ihnen stets solche Schmeicheleien gesagt, er verschwendete an Sie so viele Zärtlichkeiten, er war Ihr Cabinetssecretär, er konnte nicht einen Tag leben, ohne die Mama zur Seite zu haben; und wie kommt es also, daß er plötzlich das Vertrauen zu Ihnen verlor, gegen Sie sich erbitterte, und daß er drei Monate lang, drei Monate! Sie nicht Eines Wörtchens würdigte, Ihnen keinen Gruß bot, daß er Ihnen keinen Blick zuwandte, ja, daß er Sie sogar kreuzigte, indem er Ihnen allen erdenkbaren Verdruß bereitete? Ach, Leonzia, da steckt was dahinter! Daß ihm die Grillen aus dem Kopf getrieben worden sind, das wollen wir glauben; doch daß er sich nicht deßhalb erzürnte, weil wir seine Launen kurz abschnitten und ihm seinen Kopf zurecht setzten, o, dieß mögen Sie glauben, ich aber bin nicht so leichtgläubig."

„Langsam auch Sie, eilen Sie nicht so sehr! Ich habe sicherlich kein Interesse daran, die Verirrungen Giulio's zu entschuldigen und das Unschickliche seiner Auflehnung gegen mich zu verringern. Weiß ich doch, wie viele Aengsten, wie viele herzbrechenden Qualen dieser Sohn mich kostet: er hat mich zu einer wahren Martyrerin gemacht! Doch trotz all dem habe ich, nachdem ich viel darüber nachdachte, alle Mühe zu glauben, er habe den Kitzel, sich mit jenem Mädchen verheirathen zu wollen. Es kann sein, daß er durch einen Zug des Mitleids für ihr Unglück, denn wie Sie ja wissen, hatte sie kurz vorher ihre Mutter verloren, und durch ein Gefühl kindlichen Edelmuthes getrieben gegen Bernardo das Wort hatte fallen lassen, er wolle jenes Geschöpf glücklich machen. Es kann so sein, Giulio besitzt ein so gefühlvolles und erhabenes Herz, daß er dieses Anerbietens sehr wohl fähig war. Aber daß er es im Ernst gesagt haben sollte, und daß er aus Laune hartnäckig auf diese seine Absicht sich versteifte, nein, nein, das scheint mir außer aller Wahrscheinlichkeit. In der That, kaum hatten Sie ihm verboten, je wieder den Fuß in die Hütte Bernardo's zu setzen, so gehorchte er auch schon: ich, die ich ihn beobachten ließ, ich erhielt darüber sichere Kunde. Mir, ja, hatte er vorher einmal nicht gehorcht; doch ich glaube, daß er es that, um mir die Camelien zu bringen, die ich selbst, ohne an etwas zu denken, von ihm verlangt hatte, und die ich, ach, ich Thörin! womit ihm bezahlte? mit jener . . . ."

„Sehr gut! und wie kam es also, daß er sich so sehr gegen Sie entrüstete, daß er sogar zu mir kam und verlangte, ich solle ihn emancipiren, um Ihnen aus den Augen gehen und für immer Ihren Blick fliehen zu können?"

„Auch dieses läßt sich begreifen, wenn man es nachsichtig erklärt."

„Nachsichtig? ei, wie wollen Sie, daß man dieses nehme?“

„Ich verstehe das so! ich begreife sehr gut, daß er, als er von Ihnen, wie Sie ihm jenen derben Putzer ertheilten, erfuhr, Sie seien durch mich von allem unterrichtet worden, daß er, sage ich, als er sich ohne Grund beschuldigen hörte, mir darüber grollte, gleichsam als habe ich ihn verleumdet, und daß er auf diese Weise in Wuth gegen mich gerieth und mich nicht mehr ausstehen konnte. Noch mehr, jene drei Wochen hindurch, die ich hart und mürrisch gegen ihn mich benahm, züchtigte ich ihn auf das Empfindlichste. Und dann jene Ohrfeige ...... Ach! welch ein Wunder, wenn da ein Jüngling von Giulio's Charakter, der sich von Ihnen und von mir so verächtlich behandelt sieht, dem Groll sich hingibt, sich für gehaßt hält, in Wuth geräth und aus Verzweiflung in den Abgrund sich stürzt, in dem er sich nun befindet? Je mehr ich darüber nachdenke, desto größeren Gewissensbiß fühle ich, und es scheint mir, daß ich, ohne es zu wollen und vielleicht aus übermäßiger Leichtgläubigkeit und übertriebenem Stolze, das Gut meines Herzens in den Abgrund getrieben habe, und wer weiß, ob ich es je wieder sehe?“

Bei diesen Worten erstickte die Stimme der Dame, welche bereits während des Sprechens weinte, durch einen nervösen Krampf. Giacomo, der bei Anhörung dieser mütterlichen Rede ebenfalls erweicht ward, erwiederte daher:

„Ja, ja, Sie werden Giulio bald wieder sehen! warum daran zweifeln?

„Ich werde ihn wieder sehen? Sie sagen es? Doch wenn sie ihn mir zu San Fermo getödtet haben?“ fragte sie.

„Warum nicht gar! stets die gewöhnlichen, düstern Melancholien!“

„Sie sind keine Mutter, und Sie sind nicht im Ent-

ferntesten im Stande, die Qual, die ich fühle, sich einzubilden, nämlich jeden Augenblick zu fürchten, er sei der letzte für den einzigen Sohn, den Gott mir geschenkt hat! Und da wundern Sie sich, daß ich austrockne und zu einem Cadaver werde? Ich kann es nicht begreifen, daß ich noch lebe! Doch Sie, Giacomo, ich bitte Sie darum bei der Seele Ihres Bruders Valerio im Himmel oben, ach! wenn es Ihnen gelingt, meinen Giulio zu retten, müssen Sie mir versprechen, ihn blos mit Liebkosungen zu überhäufen und ihn getröstet und fröhlich in meine Arme zu führen. Tadeln Sie ihn nicht, machen Sie ihm keine Vorwürfe, lassen Sie keine anspielenden Worte fallen, nichts: ich will, daß Sie ihm blos Liebkosungen zu Theil werden lassen. Geben Sie mir dieses Versprechen?"

„Ja, beruhigen Sie sich, ich werde ihm solche Artigkeiten erweisen, daß es nichts gibt, was er wünschen könnte, und womit ich ihn nicht zufrieden stellte. Ei, ei! glauben Sie vielleicht, daß ich ihn nicht ebenso innig liebe?"

„Apropos!" fuhr die Gräfin weiter, nachdem sie sich etwas erheitert hatte: „ich muß Ihnen einen Brief an ihn mitgeben. Ich gehe, um ihn zu schreiben."

Mit diesen Worten erhob sie sich, und begab sie sich in ihr Zimmer.

Bald hernach wurde in Eile und ohne viele Worte zu Mittag gespeist; hierauf verabschiedete sich Giacomo von seiner Schwägerin und seiner Nichte, die gar nicht aufhören konnten, ihm Giulio zu empfehlen, und machte sich direkt auf den Weg nach Domodossola, von wo aus er die Schweiz betrat, um zu versuchen, ob er nicht durch die Thäler von Vigezzo und Lusernone in das Thal von Como hinuntersteigen und sich dort durchschleichen könnte, um auf diese Weise der Brigade der Alpenjäger sich zu nahen.

Am folgenden Tage verabschiedete sich auch Leonzia

mit der Tochter und dem Verwalter vom Cavalier Eugenio, um auf der Eisenbahn nach Genua zu fliegen. Doch die Artigkeit der Gemahlin Eugenio's war so groß, daß sie der Gräfin bis Alessandria Gesellschaft leisten wollte, wohin sie, wie sie behauptete, sich begeben müsse. So stiegen sie denn in Gesellschaft in einen Waggon, und fort ging es.

„Lebe wohl, Turin!" rief traurig das Mädchen, als der Zug sich in Bewegung setzte: „O, um wie viel fröhlicher kamen wir hierher, als wir jetzt abreisen!"

Die Mutter betrachtete sie seufzend und schwieg.

XXXVIII.

Unsere drei reisenden Damen hatten in dem Zuge ein Coupé erster Classe für sich allein; sie waren daher in vollster Freiheit und ohne den oft lästigen Zwang anderer Reisenden. Wie es sich gehörte, nahm Madame Clotilde auf dem Vordersitz den Platz in der Mitte zwischen der Gräfin und dem Fräulein ein. Gegenüber saßen die Kammerfrau und Lorenzo; und letzterer zwar in der Art, daß er zur Seite der linken Wagenthüre und dem Fräulein gegenüber sich befand, mit welchem er nach Lust und Muße plaudern und es gemäß der Gewohnheit mit hundert Sächelchen und vorzüglich mit kriegerischen Unternehmungen unterhalten konnte, wornach es ungemein neugierig sich zeigte. Und die Schlacht von Palestro, von deren Einzelnheiten die Zeitungen jenes Tages strotzten, öffnete ihm eine reichliche Ader.

Zuerst fuhr man eine kleine Strecke so zu sagen schweigend. Denn die Gräfin war betrübt, niedergeschlagen und die Beute einer Schwermuth, die sie kaum zu mäßigen, viel

weniger daher zu bewältigen vermochte; und ihr schien es, als ob die Rückkehr in das Vaterland ohne den Sohn für sie gleichsam ein Gang zum Grabe sei. Auch die arme Natalina war überaus bekümmert, jeden Augenblick trocknete sie sich ihre Augen, welche stets voll Thränen standen, und um sie nicht so roth und verweint zu zeigen, bestrebte sie sich, sie auf ein Buch zu heften, wie als ob sie in selbem läse. Fiorenzo durchlief indessen voll ernster Aufmerksamkeit ein Pack Zeitungen, die er auf seinen Knieen liegen hatte, und er blätterte sie um, runzelte die Stirne, schnalzte mit den Lippen und brach in gewisse Ausrufe aus, welche gewöhnlich der Köder waren, um das Mädchen zu irgend einer Frage, wie es auch der Fall war, zu reizen.

Nachdem Leonzia so eine Zeit lang geschwiegen hatte, begann sie nach Art von Jemandem, der seinen eigenen Gedanken zu entfliehen und sich zu zerstreuen sucht, mit Madam Clotilde in französischer Sprache ein Gespräch; und während das Mädchen mit dem Verwalter sich vertiefte, kamen sie beide von einem Gespräch zum andern zu solcher Innigkeit, daß sie begannen, wechselseitig ihr Weh auszuschütten. Die Gräfin hatte in der so kurzen Zeit, die sie in Turin mit dieser Edeldame hatte zubringen können, bemerkt, daß auch sie in der Tiefe der Seele irgend ein geheimes und brennendes Leid brüten mußte; denn selten hatte sie eine heitere Miene gezeigt. Und wenn sie auch in dem Bestreben sie aufzuheitern ihren Mund mit etwas Lächeln umblüht hatte, so hatte die Gräfin doch mit jenem ihrem scharfforschenden Blicke erkannt, daß dieses Lächeln matt, lahm und mehr künstlich war, als aus dem Herzen strömte. Nun wußte Giulio's Mutter aus Erfahrung, wie wahr die Zeilen sind:

Gar mancher lacht dir in's Gesicht
Und weinte lieber blut'ge Thränen;

Und man beneidet öfters jenen,
Dem fast das Herz verzagend bricht.

„Gräfin, erlauben Sie mir, Sie sind nicht die schmerzvollste Mutter der Welt!" sagte Clotilde zu ihr mitten in ihrer Auslassung: „Sie haben stets diese Ihre liebe, süße Natalina zur Seite, welche für Sie ein Engel des Trostes ist, und wenn Sie Ihren Giulio wieder erhalten haben werden, so ist rasch Ihr ganzer Kummer fort. Ich dagegen, ach! ich leide und kümmere mich, und ich habe keinen Trost, als die unsichtbaren Hoffnungen des Glaubens und die Verzeihung Gottes!"

„Madam! und wenn es erlaubt ist zu fragen, was ist der Grund dieser Ihrer so grausamen Qualen und Aengsten?"

„Eine Tochter, welche dazu geboren schien, im Glücke zu schwimmen, und die mich gegenwärtig in einem Meere von Bitterkeiten ertränkt. Von vier Geschöpfen, die Gott uns gewährt hatte, war meine Agnes allein es, die am Leben blieb. Ihr Vater Eugenio wollte sie in Frankreich erziehen lassen, und wir vertrauten es den Schwestern des heiligen Herzens an, welche sie uns in aller Frömmigkeit und Artigkeit blühend erzogen. O was sind sie für erfahrene, liebreiche und weise Erzieherinnen, was sind sie für gute Dienerinnen des Herrn! Agnes trat in ihr sechzehntes Jahr, und sie zeigte eine Art Hinneigung oder vielmehr Willen, sich ganz Gott in dem heiligen Orden ihrer Lehrerinnen zu widmen. War es himmlische Berufung? war es jugendliche Grille? Ich wage nicht, mich selbst darum zu fragen. So oft ich daran denke, zittere ich, und erstarrt mir in der Brust das Herz; denn wenn es wahre Berufung war, so bin ich, ich, ihre Mutter, aus thörichter Liebe die Verrätherin, ja die Henkerin jener meiner unschuldigen Taube gewesen."

„Nicht so, Madame!" fiel in die Höhe fahrend die

andere bei diesen Worten ein, denn in ihrem Geiste gedachte sie sogleich ihres Falles Giulio gegenüber: „die Liebe einer Mutter kann sich unfreiwillig in Irrthümer fortreißen lassen, doch das eigene Blut verrathen, nein, das kann sie nie!“

„Und doch ist es so, wie ich sage!“ entgegnete jene, indem sie die Wimpern auswischte, die ihr herniedertropften: „und mehr noch als das Unglück jenes Opfers meiner Thorheit betrübt mich, nagt an mir und zerfleischt meine Seele der unversöhnliche Gewissensbiß, sie Gott verweigert zu haben, welcher sie vielleicht von mir als auserwählte Braut forderte, um sie den Krallen eines Sperbers zu entreißen, der sie mir in Stücke riß. Gräfin! dieß ist ein Messer, das mir das Herz durchsticht, das mir das Leben vergiftet und mich jeden Augenblick tödtet, ohne mir den Tod zu geben. Soll ich Ihnen das Uebrige erzählen?“

„Sprechen Sie, Signora, und schütten Sie offen Ihre Seele in den Busen einer Freundin aus, welche vom Grunde ihres Herzens Sie zu bedauern verstehen wird. Ach, wir Mütter kosten jetzt keine anderen Früchte der Mutterschaft mehr, als sauere und beißende!“

„Ich entriß also, taub für ihre Bitten, rauh gegen ihre Thränen, meine Tochter dem Erziehungsinstitut, führte sie nach Hause zurück und versuchte durch alle Arten Ergötzungen, Zerstreuungen, Erheiterungen sie von dem erhabenen Vorsatz abzubringen; und da sie sich nicht zerstreuen wollte, sondern stets traurig und tiefsinnig blieb, und an den weltlichen Freuden gar keinen Gefallen zu nehmen schien, so entschloß ich mich in Uebereinstimmung mit Eugenio, sie zu verheirathen und so mit einem Schnitt diesen Knoten zu zerschneiden, welcher uns in unerträglicher Angst erhielt. Sie war noch nicht siebzehn Jahre alt, so erwählten wir für sie einen jungen Baron, der gebildet und anmuthig war, gute Grundsätze hatte, ein

ansehnliches Erbe besaß und aus sehr vornehmem Hause stammte. Nach dem lebhaftesten Widerstand war Agnes es zufrieden ihn zu heirathen, doch nur so weit, als eben genügte einzuwilligen, und die Hochzeit wurde gefeiert. Nie werde ich diesen Tag vergessen, denn als ich mit ihr in dem Saale mich befand, wo alle Hochzeitsgeschenke aufgestellt und in schöne Ordnung gereiht waren, betrachtete sie dieselben schweigend und kalten Auges und deutete auf einen auf Elfenbein gemalten kleinen Amor, welcher in ein Lammsfell gehüllt mit der einen Hand von dem Bogen einen Pfeil abdrückte, während er mit der andern einen Kranz aus Rosen hinbot, worunter sich eine aus dichten und sehr scharfen Dornen geflochtene Krone befand.

„Ach! dieser Knabe gefällt mir!" sagte sie, indem sie mir mit Offenheit zulächelte: „er zeigt mir, was mein Antheil sein wird; diese zwei Kränze drücken eine Prophezeiung aus!"

Dann ergriff sie eine kleine Statue aus Alabaster von Volterra, welche die Schmerzenreiche darstellte, und sie innig küssend setzte sie hinzu: „Doch diese wird alle Wunden dieser Dornen mir versüßen!"

„Welche zarte, fromme Gesinnungen!" rief die Gräfin ganz erweicht: „Ja, jene zwei Kränze sind die wahrhaften Symbole aller Ehen!"

„Agnes besaß mehr Himmlisches als Irdisches," fuhr die von tiefem Schmerz durchbohrte Dame weiter: „und sie traf nur zu sehr mit ihren Ahnungen in das Schwarze! Das erste Jahr verfloß, und in diesem behandelte sie ihr junger Gatte wie Zucker; es war die schöne Zeit der Rosen. Doch diese verschwand wie der Frühling der Wiesen. Ich weiß nun nicht durch wessen Bosheit es geschah, doch jener junge Mann, welcher ein Spiegel an reinen Sitten war, wurde in die Politik hineingezogen, verband sich mit den ungezügeltsten Liberalen und begann, demokratische Cir-

kel, dann Spielhäuser und schlechte Orte zu besuchen, er ergab sich dem Spiel und verlor ungeheuer, er betrank sich und stürzte sich in die schmutzigsten und schimpflichsten Laster; und er verpraßte und verschwendete derart, daß er, nachdem er fast sein ganzes väterliches Erbe vergeudet hatte, bereits auch Agnesens Mitgift angriff. Doch Eugenio wollte ihn auf der schiefen Bahn zum Verderben aufhalten, und nur mit höchstem Kampf gelang es ihm, ein Drittel der Mitgift unserer Tochter zu retten. Indessen jedoch ist es unmöglich zu sagen, welche Beschimpfungen und welch schlimme Behandlung jene Arme durch ihn siebenundzwanzig Monate lang zu erdulden hatte, und sie ertrug alles mit einer heldenmüthigen Sanftmuth. Er mißhandelte sie, er beohrfeigte sie sogar, er machte sie zu einer Märtyrerin, und da sie schwanger war, so fehlte nicht fiel, daß er sie nicht mit einem Fußtritte übel zurichtete und zu vorzeitlicher Niederkunft brachte. Zuletzt entflammte er sich für eine Zigeunerin aus der Wallachei, welche als Kunstreiterin sich produzirte, und indem er an Wucherer alles verpfändete, was ihm noch an Gütern geblieben war, verließ er Agnese und ihr Kind, folgte jener bis Dresden, von da in den Hippodrom von Paris und dann nach London."

„Was höre ich!" brach da die andre betäubt aus.

„O wäre es damit zu Ende! Jener Grausame, nicht zufrieden mit den Beschimpfungen, womit er die unglückliche, reine Agnese überhäuft hatte, hat sogar noch die Unverschämtheit gehabt, ihr von Birmingham zu schreiben, er brauche eine Kammerfrau zur Bedienung seiner wallachischen Kunstreiterin und er lade sie daher ein, (meine Tochter, hören Sie? seine Gattin!) er lade sie ein, zu diesem Dienste zu ihm zu kommen, und er versprach ihr den täglichen Lohn von einem Schilling. Kann man sich eine grausamere Beschimpfung und eine frevelhaftere Geringschätzung denken, als diese Zumuthung ist?"

„Mein Gott, zu welch unglaublichen Gemeinheiten läßt sich die menschliche Treulosigkeit treiben! O Welt, selig der, welcher dir entflieht!“

„Sehen Sie nun das unglückliche Wesen, das kaum das einundzwanzigste Jahr überschritt, sehen Sie es, wohin es gebracht ward; es ist kein Mädchen, keine Wittwe, es ist auch keine Gattin; meine arme Agnes ist ein Nichts, ein Spott, eine Fabel, ein Gegenstand des öffentlichen Hohnes oder Mitleidens.“

„Weh mir! und wo wohnt sie?“

„In einem Häuschen am Lande mit einer ihrer Tanten, denn sie würde es nicht mehr wagen, da zu erscheinen, wo man sie kennt, und so lebt sie einsiedlerisch wie eine Capuzinerin und geht nicht aus, außer in die Kirche, um dort zu beten und mit den Sacramenten sich zu erquicken. Und eben deßhalb begebe ich mich jetzt nach Alessandria, um morgen zu ihrem Wiedersehen auf jene Villa zu reiten und einige Tage bei ihr zu bleiben. Sie, die Arme, hat sich so in Gott versenkt und trägt das Bündel ihrer Demüthigungen und ihrer Kümmernisse mit solcher Geistesmilde, daß ihr nie ein Wort des Kummers, oder eine Klage aus dem Munde entwischt. Sie liebt jenen ihren undankbaren Gatten aus ganzem Herzen, betet für ihn und opfert sich beständig dem Herrn für sein Heil, und zu Füßen eines Kruzifixes befindet sich sein Bild, vor welchem Kruzifixe sie sich Tag und Nacht in thränenreichen Bitten für ihn auflöst. Und so groß ist der Friede und die himmlische Heiterkeit jener reinen Seele, daß ich, mehr um mich selbst zu trösten als wegen etwas andrem, zu ihr mich begebe. Doch ich sehe voraus, daß sie nicht mehr lange zu leiden hat. Der unlängst erfolgte Tod ihres Kindes, das fünf Monate lang ungemein gelitten hat, versetzte ihr einen Stoß, von welchem sie sich vielleicht nicht

mehr erholen wird. Sie ist so abgemagert, daß sie einem Schatten gleicht, sie spuckt Blut und wendet sich offenbar der Auszehrung zu. Ich mache mich daher bereits auf ihren Verlust gefaßt und bin darauf vorbereitet sie vor meinen Augen wie ein Flämmchen verlöschen zu sehen, dem es an Oel fehlt. Ach meine schöne Turteltaube! würde ich, wenn ich ihr in ihren Wünschen, dem Herzen Jesu zu dienen, wie sie sich sehnte, nicht entgegengetreten wäre, jetzt in solchem Leide mich härmen? in solcher Qual mich befinden?"

„Madam! der Herr zieht aus dem Bösen das Gute."

„Es ist wahr! doch ich kann den Gedanken nicht überwältigen, Schuld an dem Unglück zu sein, dessen ganzes Gewicht auf dieser so unschuldigen und engelgleichen Tochter lastet. Ach! welch furchtbare Lehre, welch entsetzliche Qual für eine Mutter!"

Dieß war der letzte Satz, den das Pfeifen der Dampfmaschine, welche die Ankunft des Zuges in Alessandria verkündete, im Munde Clotildens unterbrach, die sich dort unter herzlicher Freundlichkeit von der Gräfin und dem Fräulein trennte, welch letztere zwei hierauf ihre Reise nach Genua weitersetzten.

Wir jedoch wollen, um den Leser in Bezug auf Agnese nicht im Ungewissen zu lassen, beifügen, daß diese junge heilige Frau wirklich bald darauf im Geruche der Lieblichkeit starb, und daß sie die hohe Gnade erhielt, die Bekehrung ihres Gatten zu erwirken. Dieser, der sich jetzt in einen ganz andern Menschen verwandelt hat, zog sich in eine religiöse Gemeinschaft zurück, wo er sich mit höchster Inbrunst in den Tugenden und den Studien übt und sich darauf vorbereitet, Priester zu werden, um später als Missionär unter die wilden Völker Ozeaniens sich zu begeben. Dort will er, für Christus kämpfend und sein Evangelium predigend, eine Verdienstkrone sich erwerben,

die ihn würdig macht, wie er sagt, dort oben im Paradies unter der Fußsohle jener unschätzbaren Gattin zu stehen, welche er hier unten auf Erden durch seine Thorheiten und seine Ruchlosigkeiten zu einer Märtyrerin der Geduld gemacht hat. Er ist glücklich, denn obwohl spät, hat er sich doch bekehrt, und er hat gelernt, das Opfer seiner ungeheuren Zügellosigkeit werth zu schätzen!

Das Herz des Menschen ist so geartet, daß, wo ein starkes Gefühl es einnimmt und beherrscht, es alle jene Eindrücke, die es von außen empfängt, dazu benützt, jenes zu nähren, es in Gährung zu bringen und ihm Kraft und Gewalt zu verleihen. Die Gräfin, welche seit einiger Zeit in solchem Streit mit sich selbst über die Ursachen des Verlustes ihres Sohnes war, schöpfte daher aus der Anhörung der so trauervollen, ihr von Clotilde erzählten Geschichte für sich nichts anderes als eine Erbitterung ihres inneren Kummers; und es schien ihr als sei sie ganz und gar ebenso die Urheberin des Verderbens Giulios, wie jene bekümmerte Dame sich beschuldigte, Ursache des Unglücks Agnesens gewesen zu sein. Sie verschloß sich daher ganz in sich selbst, und sie dachte über jenen Vorwurf einer „Verrätherin und Henkerin" nach, den sich Clotilde als Mutter offen gemacht hatte, und welcher in der so erregten Brust Leonziens unheilvoll wiederklang, gleich dem Echo eines vernichtenden Blitzes. Daher kam es denn, daß sie Natalinen, welche im Verlaufe der Fahrt hie und da es versuchte, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, blos mit abgerissenen Worten, Geberden und Blicken zu antworten wußte; und indem sie hierauf ihren Kopf auf die Seite legte, stellte sie sich, als schlummere sie. In Wirklichkeit jedoch flog sie im Geiste die Hügel von San Fermo hinauf und in die Umgegenden von Como, um phantastisch auszukundschaften, ob ein Stein, eine Furche oder ein Busch da wäre, der vom Blute ihres Giulio ge-

röthet sei, oder eine Scholle, welche seinen schönen, verstümmelten Leichnam bedeckte. O welch neuer Kampf hielt sie zugleich mit den bewußten Verwirrungen und Beklemmungen in einer Qual, die schwer zu begreifen ist! Auch konnte sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen, mit dieser angstvollen Ungewißheit in das Vaterland zurückzukehren. Und so stieg sie denn in dem Bahnhof in Genua aus, indem sie bereits überaus bedauerte, Turin verlassen zu haben, und durch den Kopf wimmelten ihr neue Pläne, wie sie sich der Lombardei nähern und der Ankunft Giacomos in Como zuvorkommen könnte. Mit dieser Gemüthsaufwallung fuhr sie in die Stadt und nahm in einem Gasthof Quartier.

Gegen Ende des Tages fand sich Fiorenzo in ihren Gemächern ein, um zu hören, welche Befehle er für die Reise des morgigen Tages nach Chiavari und von da nach Sarzana erhielte; denn man war übereingekommen, dem Weg an der Riviera zu folgen und durch Toskana den Apennin hinunterzusteigen. Er fand die Dame und das Fräulein in das Lesen einer Zeitung vertieft, und beide waren so aschfarben und entsetzt, daß es einen erbarmte, sie zu sehen. In einer letzten Depesche brachte diese Zeitung die Nachricht des Angriffes auf Laveno, den die Garibaldiner nächtlicher Weise und mit unglücklichem Erfolge unternahmen, und ferners berichtete sie von weiteren Scharmützeln, welche in den Umgebungen des Lago Maggiore vorfielen, das heißt, Nachrichten, welche für Leonzia und für ihre Tochter ebenso viele Degenstiche waren.

„Morgen nach Alessandria und dann gegen Novara zu hinter die Franzosen,“ sagte mit fieberhaftem Tone Natalina zu Fiorenzo, welcher nach der Stunde der Abreise sich erkundigte.

„Was? wie? Alessandria? doch wir würden ja rückwärts reisen?“

„So ist es! Mama will rückwärts fahren.“

Fiorenzo wurde weiß, dann roth, und nachdem er einen Augenblick das Fräulein etwas höhnisch anlächelte, sprach er, indem er sich eine ernste Miene gab:

„Gräfin, der Mann von der Post wartet unten; um wie viel Uhr wollen Sie, daß man die Koffer zum Aufladen hinsende?“

Die Dame schaute ihn an und sagte:

„Aber ich habe im Sinne, heute Nacht noch mit dem Zuge umzukehren . . . .“

„Wohin? wohin?“ rief der Verwalter in die Höhe springend.

„Nach Alessandria! sind Sie taub?“ erwiederte das Mädchen, und die Mutter stimmte mit einem Nicken des Kopfes bei.

Da war Fiorenzo nicht mehr im Stande sich zu halten. Er flammte auf, daß er wie eine weiß glühende Kohle erschien; und er lärmte so, was der Graf Giacomo wohl sagen und thun würde, und daß er von ihm das ausdrückliche Verbot habe, diesen Lüstchen des Fräuleins beizustehen, und daß sie nicht befehlen dürfe, und daß es Zeit sei, ein Ende zu machen, und er kreischte so viele Gründe und Klagen heraus und brummte derart, daß die Gräfin zuletzt ganz trocken sagte:

„Gut! verschieben Sie jeden Befehl bis morgen früh; um sechs Uhr kommen Sie zu mir herauf, und dann werden Sie meinen Entschluß erfahren. Gehen Sie!“

XXXIX.

„Sie, lieber Jüngling, haben sehr nöthig, Sich zu zerstreuen. Diese beständige Geistesvertiefung in Ihre

schmerzlichen Gedanken reibt Ihr Leben auf. Ich begreife, daß Sie ein zartes Herz, ein gefühlvolles Gemüth, eine glühende Einbildung besitzen, und daß Sie einander wie Brüder lieben. Doch man muß auch vernünftig und klug sein. Jedes zu viel ist zu viel. Muth also, schöner Knabe! bewilligen Sie den Thränen einen kleinen Waffenstillstand; bedenken Sie, daß Ihr so geliebter Freund selig unter den Engeln sein wird, und daß die Vorsehung, die Ihr Weh zum Guten wenden wird, seiner sich bedient hat, um Sie einem Stande zu entreißen, wozu Sie nicht geboren wurden. Und was waren Sie in der That in der Legion Garibaldi's? Ein Schwälbchen außerhalb seines Nestes, ein Süßwasserfisch im Meere. Ei, frisch auf, Gründe, Sich zu trösten, fehlen Ihnen nicht. So trocknen Sie denn Ihre Thränen und kommen Sie mit, um Sich etwas mit meinen Blumen zu zerstreuen. Sie werden schauen, welch fremden Reichthum Sie an Pflänzchen, an Farben, Kronen, Trieben, Kelchen, Knospen, Propfreisern, Keimen und Blättern jeder Art und Form vorfinden. Die Blumen, o mein artiger Jüngling, die Blumen bilden meine Wonne, sie sind meine vorherrschende Leidenschaft: ich bin darein vernarrt. Und Sie, ich zweifle gar nicht daran, auch Sie müssen ein sehr großer Blumenfreund sein, ist es nicht so?"

Jener, welcher an dem glänzenden Morgen des vierten Juni zur Seite eines Marmorsitzes unter der Vorhalle einer anmuthigen Villa dieses Gespräch mit unserm Alpenjäger führte, war ein Mann mittleren Alters, lang, trocken, mager, er trug eine Hose und Joppe aus russischer Leinwand, sein Gesicht war braun und von der Sonne verbrannt, die Züge scharf, die Augen groß und blau, sein Bart stark und seine grauen Haare fielen über seine Schultern hernieder, seine Stimme aber war klangvoll und durchdringend. Man hätte sagen mögen, er sei ein Minstrel aus

den Zeiten der Tafelrunde, oder ein Maler der alten, niederländischen Schule.

Giulio, an den er die eben erwähnten Worte richtete, saß auf jenem weißen Marmorsitz, die Stirne auf der rechten Hand, den Ellbogen auf einen Säulenstumpf gestützt, auf welchem eine Vase mit blassen Hortensien stand, und auf seinen Knien lag ein rothseidenes Sacktuch, auf dem seine linke Hand schlaff ruhte. Er war so traurig und so voll Seufzern, daß er dem Genius glich, den Antonio Canova als Graburne einer jungen Gattin gemeißelt hat. Er trug nicht mehr seine grobe, zerrissene Soldatenuniform, sondern er hatte bürgerliche Kleidung an, ehrbar lohfarben und von einem ziemlich ordentlichen Schnitt. Unter seinem Kinne flatterten die Schnäbel eines fliegengrünen, mit himmelblauen Spritzern versehenen Halstuches; von seinem Gilet baumelte das goldne Kettchen seines mit Edelsteinen besetzten Uehrchens herunter, und auf dem Kopfe trug er einen Strohhut mit einem breiten, schwarzbraunen Atlaßbande darum.

„Ja!" entgegnete er auf die Frage von jenem: „auch ich liebe die Blumen und freute mich einst derselben. Doch, mein guter Signor Celso, eine Blume ist die Ursache aller meiner Uebel gewesen; die Blumen sind nichts mehr für mich!"

„O Tito, lassen Sie mich diese unpassenden Worte nie mehr aus Ihrem Munde vernehmen. Die Blumen sind nichts mehr für Sie? Auf, erheben Sie Sich, wir wollen sehen!"

„Ich werde Ihren Willen thun," sprach Giulio und erhob sich, indem er leicht die Achseln zuckte und matt seinen Arm in jenen des andern steckte: „doch blos für einen Augenblick, denn ich kann mich nicht von ihm entfernen, und bald will ich wieder zu ihm, um ihn zu küssen."

„Was wenig und was viel? Gehen Sie mit, und wenn der Anblick meiner unvergleichlichen Schätze Ihnen Ihren schwarzen Humor nicht benimmt, so kann ich nichts dafür. Die Blumen, mein schöner Jüngling, sind nach den lebenden Wesen die hübschesten, die fröhlichsten, die sanftesten Dinge des Weltalls: sie sind die Perlen der Erde, der Balsam der Luft, der Spiegel des Lichtes, die Freude des menschlichen Auges, der Scherz und das Lächeln der unschuldigen Natur. Durch ihre Frische entzücken sie uns, durch ihren Wohlgeruch erquicken sie uns, durch ihre Anmuth reizen sie uns, durch ihre Verschiedenheit ergötzen sie uns, durch ihre unvergleichliche Zartheit berücken sie uns! Welche Schönheit! welcher Reiz! welch ein Duft! welch ein Glanz! O meine Blumen, meine Blumen! sehen Sie sie! da sind sie!"

Und bei diesen Worten betraten beide, nachdem sie auf einem mit Lorbeerbäumen besetzten Kiespfad heruntergegangen waren, ein Gärtchen, das die Form eines Amphitheaters hatte; es war ganz der Luft und dem gütigen Auge der Mittagssonne ausgesetzt, in Gänge, Plätze und Pfade abgetheilt, die mit Myrthen und Weiden umsäumt waren, und es wies eine solch heitere und üppige Sammlung an Blumen jeder Art auf, daß es ein wahres Wunder war. Im Hintergrund liefen durch den Bogen des Halbkreises die Dächer der Orangerien hin, und unter ihnen in Geländerform die Glashäuser für die Pflanzen der heißen Zone Asiens und des tropischen Amerikas. In der Mitte dagegen öffnete sich ein hoher und sehr weiter Raum als Treibhaus, um im Winter jene zarteren Blumen Afrikas, Indiens und des Aequators darin aufzubewahren. Vier fächerartige Springbrunnen mit sich kreuzenden Strahlen, welche ebenso viele Fischteiche mit leicht beweglichen Ambra- und Silberfischchen nährten, verliehen dem lieblichen Orte einen besondern Reiz. Ueberall dann

erhoben sich schuppenförmig Geländer mit Reihen pyramidenartig aufgestellter Blumentöpfe, und in der grünen Ebene befanden sich Kreise und Beete und Vierecke, alle voll gestopft mit Blumen, Büschen und Gesträuchen, die trieben und blühten, so daß die schimmernden Farben und die wohlduftende Luft den Ort mit unschätzbarer Wonne erfüllten.

„Ach, sehen Sie, welche Wunder!“ rief nach einer sehr langen, überaus wortreichen Beschreibung der Gefährte Giulio's, indem er vor Zufriedenheit glänzte und sein dichtes Hauptháar schüttelte: „dieses ist mein kleines irdisches Paradies, der Jubel und die Glückseligkeit meines Lebens. O die Blumen, o meine Blumen! Sehen Sie, alles ist hier versammelt, was Kostbares und Auserwähltes die Erde in den Climaten aller fünf Welttheile erkeimen läßt. Wenden Sie daher Ihre Blicke rings umher, Sie werden eine Seltenheit, ein wahres Wunder entdecken. Sehen Sie? dieß da ist die chinesische Trompetenblume mit ihrer glockenförmigen Blüthe. Welch sanfte Mischung von Corallenroth, Amaranthblau, Zinnoberroth, Safrangelb auf diesen feinen Blättchen. Dieses scharlachrothe Blümchen da ist ein Jasmin aus Virginien! wie reizend es ist! Und dieses so artige Bäumchen mit den so glänzenden und biegsamen Aesten, mit den sägartigen Blättern und ihren so rein ausgesägten Zähnchen, wie hübsch ist es! Es ist der japanesische Corchirusstrauch, dessen büschelförmige Blüthen schwefelgelb sind, mit Krönchen wie geschuppter Panzer. Nicht minder glänzend sind jene dieses Quittenbaumes, der ebenfalls aus Japan ist. Sie sind von einem äußerst lebhaften Cochenilleroth; doch ihre Knospen entfalten sich nur beim Beginn des Lenzes. Diese Blume da mit den glänzend goldnen Blüthen, o diese ist ein reines Wunder! Man nennt sie die glänzende Sonnenblume, und sie stammt vom Vorgebirg der guten Hoffnung. Beobachten Sie, wie

sie mit ihren spitzen Schuppen die Haarkrone umgeben, die wie ein goldenes Körbchen erscheint, das ein vergoldetes Nadelkissen einschließt; und wie lustig ist das Grün ihrer weißgeränderten Blätter, nicht?"

„Schön! sehr schön!" sagte Giulio etwas überdrüssig: „Nun ermüden Sie Sich nicht länger, Signor Celso. Gehen wir durch diesen Pfad zurück, und dann wird es genügen."

„Bah! wie, Sie wollen diesen Gruppen mexikanischer Georginen mit den karmoisinrothen Blumen und den zungenartigen Strahlen keinen Blick zuwerfen? Sie schenken dieser afrikanischen Velteimia keine Beachtung, mit ihrer Blume aus glänzend purpurrothen Röhrchen, umgeben von einem meergrünen Diadem, welche Blume eine der schönsten ist, die unter unserem Planeten wachsen? Beschauen Sie doch dieses Geisblatt der Carolinen, das im Begriffe steht, seine flammenden rothen Blümchen zu öffnen, die kelchartig wie die Röhren einer Orgel sich erheben und mit Helmbüschchen versehen sind wie indische Vöglein. Und diese Agapante mit den Blättern aus so zartem Grün? Und diese so duftige Pergolana, welche mit ihren gelblichen Kolben wie eine Citrone riecht? Und diese Mesembr...."

„Ich habe Eile, mein Herr, und ich kann mich nicht länger mit Ihnen unterhalten," unterbrach ihn Giulio, indem er sich hin- und herdrehte.

„Bah! was ist ein Viertelstündchen mehr oder weniger Großes. Kommen Sie hieher, um im Flug mein Lilienbeet zu genießen. Die Lilien, schrieb Linné, sind die Patrizier im Reiche Flora's, stolz durch die prunkvollen Galakleider, womit sie geschmückt sind. O edle, göttliche Lilien! Diese in der Tiefe des Kelches safranfarben, um die Ränder korallenroth und mit schwarzen Räderchen und Sternchen besät, ist die getigerte Lilie. Diese andere da

mit den erhabenen Hohlkehlen und den dunkelrothen Fleckchen ist die goldgelbe Lilie. Diese weitere da mit den umgestülpten, gekräuselten Wänden, innen zur Hälfte sammtblumenartig gefärbt, ist die schönste: welche Feinheit in ihrer Gliederung! Ach sehen Sie doch, sehen Sie meine Irise, die Tauben der Liebe! Diese da mit den violetgestreiften, moireefarbenen Blumen ist die persische. Diese von einem Saphirhimmelblau . . . . .

„Signor Celso, ich bin für Ihre Güte überaus verbunden," fiel da Giulio wieder ein, indem er sich von dessen Arme losmachte. „Es thut mir leid, doch ich muß zurückkehren; ich will ihn wiedersehen."

„Noch einen Blick auf den Rosenstock, der vielleicht der reichste und prunkvollste ist, den Sie in diesen Gegenden finden!" erwiederte der andere, indem er den Ellbogen Giulios unter seinem Arme festhielt. „Er steht am Ende dieser Allee, bereits sieht man ihn; sehen Sie, welch Purpur! welches Roth! ah, die keusche und heilige Rose! Sie ist die Königin der Blumen, das Symbol jeder himmlischen Schönheit. Der erhabene Alighieri konnte zur Darstellung des Paradieses kein schöneres Bildniß ersinnen als das einer Rose:

„Der schönen Blume Name,
Den stets ich rufe an,

war es nicht für ihn der Name der Jungfrau, die ebenfalls in der duftenden Rose von Jericho dargestellt wird? Die Rosen, die Rosen! sehen Sie meine reizenden Rosen! Ich besitze davon vierundachtzig Arten. Diese büschelartige ist die japanesische Vielblühende; dann folgen sich der Ordnung nach die Damascenerrose, die Muscatrose, jene Engelsrose, die Gartenrose mit so dunklem Roth, daß es an das Schwarze streift; sehen Sie in der That, wie dunkel ihr Karmoisinroth an den Stengeln ist, und die einzige dann, die türkische, welch glühendes Rosenroth, nicht? die

Perlenrose, so süß luftig, daß sie ganz verraucht! Die Eglantina, die flaschenartige, die Salontiea . . . ."

„O genug, genug! ich habe keine Zeit mehr!" brach da Giulio aus und krümmte sich vor Ungeduld.

„Dann die bengalischen, einfache, doppelte, gefüllte, halbgefüllte, mit purpurnen, weißgeäderten Blättern oder mit fleischfarbenen und an den Rändern weinroth, gefallen sie Ihnen nicht?"

„Ach! lassen Sie mich, daß ich zurückkehren kann," fiel der andere mit den Füßen stampfend ein.

„Doch pflücken Sie Sich wenigstens ein Paar dieser äußerst zarten Camelien!"

„Warum nicht gar! zeigen Sie mir keine Camelien! ich verabscheue sie, ich verwünsche sie; es sind Unglücksblumen für mich, und ich kann deren Anblick nicht ertragen. Nun fort, erlauben Sie mir, zurückzukehren."

„Kehren wir dann nach Ihrem Wunsche zurück; doch Sie zeigen Sich nicht als Jüngling von feinem Geschmack, wofür ich Sie hielt. Wie? nicht einmal einen Blumengarten betrachten wollen, den besuchen zu dürfen englische, französische, deutsche, ja sogar amerikanische Reisende sich glücklich schätzen! und wie verdrehen sie und reißen sie die Augen auf und lecken sich bei dessen Besichtigung die Finger! Nun betrachten Sie zur linken Hand jene Blume in schirmförmigen Gruppen schneeweißer Sternchen, ein meergrünes Knöpfchen in der Oeffnung? kennen Sie sie? Es ist die reine, indische Lantana. Und diese mit den so lebhaften Farben und dem Stengel mit brustbeerfarbenen, rothen, milchweißen, meerblauen Trauben ist die orientalische Hyazinthe. Ein Schatz von einer Blume! ein Miniaturgemälde! Doch es schmerzt mich wirklich, daß Sie Sich nicht ein bißchen länger unterhalten wollen. Ich würde Ihnen einen Reichthum an einzigen, äußerst geheimnißvollen Schönheiten zeigen: Sammtblumen, gesprenckelt

mit hundert verschiedenen Farben, mit Stengeln so vielerlei Arten, daß nicht einmal die Phantasie eines Raphaels oder Albano im Stande wäre, auch nur das Tausendstel davon zu ersinnen. Sehen Sie an diesem einzigen Blumenbüschel, wie dicht sie sind, wie strauchartig, eiförmig, spatelartig, rund, fleischig und gewickelt! An einer einzigen Blume mehr Wunder, als Urbinate deren in einer Loge des Vaticans zu vereinigen wußte. Und wenn wir ein bißchen das Keimen dieser theuren Dingelchen, eines dieser Kölbchen, eines dieser Glöckchen da zergliedern würden, die Staubfäden, die Stempel, die Staubbeutel, die Haare, den Flaum, die Fibern, die Nervchen, so würden Sie ein ganzes Gebäude, eine Veste, ja eine ganze Welt entdecken."

„Also auf Wiedersehen später, gehorsamer Diener!" entgegnete Giulio; und er flog dem Landhause mit so raschem Schritte zu, daß er kaum die Erde berührte.

Welche Langweile und welcher Ekel! nicht wahr, artiger Leser? Doch wenn du, und noch mehr wir dieses Plagegeistes satt und überdrüssig geworden sind, wie muß es erst Giulio gewesen sein! Kaum hatte er den Kopf von den Qualen dieses martervollen Geplauders frei, als er auch schon das Gefühl der Drossel hatte, die der Schlinge entfloh.

Doch wo sind wir und in welchem Lande? Wer ist dieser neue Gartenvogel? Und auf welche Weise gerieth unser Junge in seine Krallen? Und was ist es mit Tommaso? lebt er? ist er todt?

Dieses Alles wollen wir dir sogleich im Besondern erzählen.

XL.

Man muß nämlich wissen, daß die Hütte, in welche Giulio am Abend des siebenundzwanzigsten Mai mit dem fast sterbenden Freunde sich geflüchtet hatte, auf dem Grundeigenthum eines gewissen Signor Adriano stand, eines reichen Gutsbesitzers, welcher dort herum (wir verschweigen aus gewisser Rücksicht vorsätzlich, ob sie Como oder Varese näher lag), eine reizende Villa besaß. Dieß war der Bruder von Celso; doch es waren zwei Männer von so verschiedenem Charakter, daß es nicht mehr hätte der Fall sein können, wenn der eine in Ozeanien, der andere in Italien geboren worden wäre. Ihre Heimath war eine reiche Stadt der unten liegenden lombardischen Ebene. Celso war einer jener wunderlichen Köpfe, welche dieser unserer Welt unter dem Monde Verschiedenartigkeit verleihen: ein Adlerverstand, ein bodenloses Gedächtniß, eine ariostische Phantasie, doch ohne das Körnchen des Salzes, das heißt, ohne Urtheil. In seiner ersten Jugend hatte er sich der Poesie hingegeben, und wenig fehlte, daß er nicht ein berühmter Improvisator wurde. Doch der Lyra überdrüssig, nahm er die Peitsche zur Hand und wurde aus Grille Pferdebändiger. Eine gute Hälfte seines Erbtheils, zwei Armbrüche und drei Beinluxationen bereinigten die Kosten dieser seiner Laune; sie verduftete aus seinem Kopfe, um der weiteren, noch wunderlicheren Hundenarrheit Platz zu machen. Drei Jahre hindurch hatte er nichts anderes im Kopfe als Windhunde, Spürhunde, Jagdhunde, Windspiele, Schäferhunde, Bastardmöpse, Bullenbeißer, Doggen, so daß er deren theils zum Luxus, theils zur Jagd, zum Stehen, zum Jagen, in das Wasser, theils an der Kette bis zu sechsundachtzig jeder Race und jeden Haares hielt. Doch in seinem Hundestall brach ein so wüthender Aufstand aus, daß von jenen Bestien über zwanzig toll

wurden; und es war ein Schrecken nicht weniger für ihn als für die Leute der Umgegend. Er sandte daher seine ganze Hundebrut zum Teufel, und indem er seinen Sinn zu Edlerem erhob, gab er sich der Botanik hin und wandte seinen ganzen Fleiß auf die Pflege der Blumen. Abgesehen von dieser Blumentändelei, denn er trieb nichts weiteres mehr, war Celso ein Schöngeist, von weichem, ja sogar frommem und ergebenem Gemüthe. Nie hatte er sich eine Frau genommen, und er lebte in guter Eintracht mit seinem Bruder. Mit Politik befaßte er sich ganz und gar nicht; und wenn es sich traf, daß er davon sprechen mußte, so behandelte er sie nie anders, als daß er sie auf die Blumen zurückführte. Seine Freunde nannten ihn den „Blumennarren."

Adriano dagegen, an Jahren älter und mehr jenseits als dießseits der sechzig, war von Natur aus ein nach Gesetz, Maß und Gewicht gemachter Charakter. Von allem hatte er ein wenig, an wenigem litt er Mangel, in nichts war er übermäßig; und so besaß er etwas Geist, etwas Witz, etwas Phantasie, etwas Lebhaftigkeit, etwas Kenntnisse, etwas Wissenschaft; und auch von gewissen schätzbaren, moralischen Eigenschaften hatte er seinen kleinen Theil. Doch an einem Vorzug fehlte es ihm ganz und gar, nämlich am Adel. Er war ein reicher, gut mit Geld versehener Mann, doch er freute sich keines besondern Titels, er war weder Graf, noch Marchese, noch Baron, ja nicht einmal so zu sagen ein Patrizier, und wäre es auch nur von einem Marktflecken oder Dorfe. Das kam ihn hart an. Seit er sich verheirathet hatte, richtete er seine Gedanken darauf, sich so gut als möglich adelig zu machen. Vor allem trachtete er nach einem Ritterkreuze. Sein Ehrgeiz war, wie ersichtlich, sehr bescheiden; denn wer ist in unseren Tagen nicht Ritter, oder könnte es nicht sein? Doch da er österreichischer Unterthan war, konnte er das

ersehnte Bändchen zur Ausschmückung seiner Brust vernünftiger Weise blos von Wien erhalten. Und da lag für ihn der Hacken.

Denn unter den Schwächen, an denen er auch ein bißchen litt, abgesehen davon, daß er ein bißchen albern, ein bißchen morgenländisch, ein bißchen aufgeblasen, etwas stolz und etwas Prahler war, hatte er noch die heutzutage so vielen andern so gemeinsame Schwachheit, etwas menschliche Scheu gegenüber den politischen Meinungen zu haben. Im Grunde genommen war er der österreichischen Herrschaft in der Lombardei nicht abgeneigt, und er glaubte auch nicht im Geringsten, daß dadurch, daß die Lombardei piemontesisch würde, die Schollen seiner Felder sich in das reinste californische Gold verwandeln müßten. Ganz und gar nicht! Doch jener stille Krieg, den die Liberalen heimlich gegen jene führten, welche im Rufe Oesterreichischgesinnter standen, ein Krieg des Grinsens und verdrehter Augen, ein Krieg anonymer Briefe, ein Krieg des Spottes, ein Krieg übler Nachreden und Erfindungen, ein Krieg der Verleumdungen, versetzte den guten Adriano in nicht geringe Furcht. Daher kam es denn auch, daß er bis zu dem Aufstande des Jahres 1848 stets zaudernd rittlings des Grabens sich hielt, und es gelang ihm deßhalb nie, das so gewünschte Bändchen zu erschnappen.

In jenem Jahre ging der Irrstern Carl Alberts über dem Tessin auf und blitzte ihm einen Strahl der Hoffnung zu. Er ward zu seinem demüthigsten Satelliten und folgte ihm ganz vernarrt. Er hielt es jetzt für gewiß, daß die gütigen Einflüsse jenes geschmeichelten, gepriesenen, verehrten Gestirnes ihm ein überaus glänzendes Kreuz des Mauriziusordens in den Schooß regnen würden. Doch das Gestirn erlosch bei Custoza und Novara, und Adriano hatte mit dem Schaden den Spott. Von da an affektirte er stets ein öffentliches Zusammengehen mit den Liberalen

und eine Parteinahme für das savoyische Banner, und bei den zwischen den Oesterreichern und den Francosarden damals entstandenen Feindseligkeiten correspondirte er mit den Comités, leistete Geldbeiträge zur Bewaffnung der Freiwilligen und war in beständiger Bewegung, Nachrichten sich zu verschaffen und den Geist der Bauern für Garibaldi und den Sire von Turin zu erhitzen.

So beschaffen war jener Herr, der außerdem mit lobenswerthen Gemüthseigenschaften ausgestattet war; er war zum Großthun geneigt, gegen die Armen mitleidig, gutmüthigen Aussehens und voll Anstand in seinem Aeußern, den grauen Bart bis zur Kehle und den Knebelbart am Kinne à la Viktor Emmanuel ausgenommen, wodurch er ein bißchen an seinem Ernste verlor.

Am ersten Morgengrauen des achtundzwanzigsten Mai hatte sich dieser also in seiner Calesche nach Cavallasca zu begeben, um Nachrichten über das am Abend zuvor in jener Umgegend vorgefallene Scharmützel einzuziehen; es gefiel Gott, daß er sich ein Weilchen vor der Hütte Liberata's aufhielt, wo unsere zwei armen Jünglinge sich einlogirt hatten. Als er von der Alten vernahm, sie habe zwei Garibaldiner innen, wovon einer verwundet und sehr schlimm daran sei, trat er sogleich zu ihnen hinein, und er fragte Giulio mit solcher Sorgfalt und Liebenswürdigkeit um dessen Befinden, daß dieser es wagte, ihn zu bitten, sogleich einen Arzt und einen Priester herbeischaffen zu wollen.

Maso, den die Gnade Gottes noch nicht hatte verscheiden lassen, war in einen einer Lethargie ähnlichen Schlummer versunken; hie und da antwortete er auf die Frage Giulios, doch oft traf er nicht in das Ziel, sondern sprach irre; in jener Hütte ferners war es unmöglich, ihm irgend welche nöthige Erquickung zukommen zu lassen. Die arme Liberata stellte zwar alles Gute, was sie besaß,

zur Verfügung, das heißt, Oel und Malve, um seine geschwollene Brust durch Einschmieren und Bäder zu lindern, frisches Wasser und Essig. Doch was war dieß für ein so heftiges Uebel? Signor Adriano ersah daher sogleich, daß dieser liebe und so schöne Junge vielleicht am selben Tage aus Mangel an Heilmitteln sterben würde, sofern er nicht augenblicklich der Verlassenheit und der Entblößtheit entrissen würde, worin er mit dem Tode rang. Er befahl daher dem Kutscher, in die nächste Meierei zu fliegen, einen Wagen mit Matratzen und Decken herrichten zu lassen und ihn sogleich zu senden. Wie gesagt, so gethan! Der Wagen langte eine Stunde später an. Maso wurde bedachtsam hineingelegt, Giulio setzte sich neben ihn; auf an den vier Seiten errichteten Stangen wurden Leintücher ausgespannt, um ihn vor der Sonne zu schützen, und um die Mitte des Morgens herum langten so die beiden Jünglinge bei der ländlichen Residenz Adriano's an, welche wegen ihrer Schönheit und ihrer Lage ein kleiner Zauberpalast zu sein schien.

Seine Gattin, Namens Clelia, wollte ohnmächtig werden, als sie in Begleitung ihres Gatten jene zwei Gäste ankommen sah, wovon der eine halbtodt war. Doch das Mitleid überwand ihren Ekel, und sie ergab sich darein, sie zuzulassen, doch müßten sie zu ebener Erde in einem der Zimmer einquartirt werden, die für das Gesinde bestimmt waren. Doch später, während man das Zimmer herrichtete, schien es ihr, als entdecke sie im Gesichte und in den Zügen Giulio's eine solche Miene von Feinheit und Anstand, eine solche Artigkeit in seinem maßvollen, gebildeten Benehmen, daß ihr über diesen ihren Entschluß ein Bedenken kam. Indem sie ihn daher mit verstellter Aengstlichkeit fragte, aus welchem Orte und wessen Standes sie beide genau seien, und als sie von ihm erfuhr, sie wären aus den und den Orten und von guter Herkunft,

(obwohl er seinen angenommenen Namen Tito beibehielt), änderte sie ihren Sinn und wollte, daß sie in ein Zimmer des ersten Stockes gebracht würden, das gegen Norden zu lag und sehr hübsch und elegant meublirt war.

Indessen sandte Signor Adriano nach dem Arzte; und zu gleicher Zeit hieß er Giulio seinen Soldatencaputrock ausziehen, nahm ein Maß seiner Person nach dem Auge und sandte den Verwalter in die nächste Stadt, um sich zu dessen Bekleidung mit bürgerlichen Kleidern zu versehen und ihn so den Nachforschungen der Deutschen zu verbergen, welche durch das Land streiften. Nachdem der Arzt sehr aufmerksam den Kranken untersucht und sich von dessen Gefährten die kleinsten Aufschlüsse hatte geben lassen, urtheilte er, ein ernster innerer Gefäßbruch sei nicht vorhanden; doch statt dessen eine Brustentzündung und ein Fieber, das zum Bösen hinneigte. Und die Schuld davon schob er den Strapatzen der Märsche bei Gußregen und bei sengender Sonne zu, welche den so schwächlichen Körperbau des Jünglings aufgerieben und entkräftet hätten. Die Verwundung und die Contusion am Brustbein seien nicht derart, daß sie ihn bis zu diesem Grade hätten herunterbringen können. Er schrieb daher Aderlässe und Blutigel auf der Seite des Herzens, sowie reinigende Getränke und beruhigende Zuckersäfte vor. Der Fall war jedoch so, daß die Krankheit, obwohl sie an Kraft nachließ, sieben Tage hindurch Maso in steter Gefahr hielt. Oefters kam der Priester; doch umsonst, denn der Junge war stets entweder bewußtlos oder nicht bei Sinnen.

Wie viel Giulio in dieser Woche litt, mag sich jeder selbst denken. Beständig fand er sich am Kopfkissen seines Freundes, und so verzehrte ihn innerer Schmerz um ihn, daß er keine Thränen mehr zu vergießen hatte. Der Gedanke an die Mutter und die Schwester wich in seinem Herzen gleichsam jenem an den theuren Tommaso; und

daher kam es, daß ihn so scharfe Angst aufrieb, daß er an kein Essen mehr dachte, nimmer schlief und blaß und mager wurde, so daß sein Anblick einen erbarmte. Die Signora Clelia, welche unermüdlich dem Kranken beistand und mit mütterlicher Zärtlichkeit über ihn wachte, hatte mehr und besser als Adriano diese so seltsame Liebe Giulios zu seinem Kameraden bemerkt. Und obwohl sie mit kluger Zurückhaltung sich davon enthalten hatte, zu sehr auf feine Art nach dem Klaren der Dinge zu forschen, so ging ihr nichtsdestoweniger der Argwohn durch den Sinn, sie müßten nicht blos Waffengefährten, sondern entweder Verwandte oder unter sich mit Banden einer nicht gewöhnlichen Freundschaft verbunden sein. Gewiß bleibt es, daß sie mit neugieriger Aufmerksamkeit über jene beiden Jünglinge nachsann; und oft, wenn sie ein bißchen und voll Mitleid jenes blasse, durchsichtige, und englische Gesichtchen des eingeschlummerten Maso betrachtet hatte, richtete sie rasch ihren Blick auf Giulio, zog sich in sich selbst zurück und seufzte.

Um von dieser Frau zu sprechen, war auch sie vorgerückten Alters, vielleicht so bejahrt wie ihr Gatte; ihre Schönheit war bereits verschwunden und verwelkt; doch sie besaß ein sehr feines Gefühl, anmuthige und gesetzte Manieren, und ihr Aeußeres hatte durch eine beständige Trauer etwas so süß Schwermüthiges, daß Giulio sie nicht betrachten konnte, ohne an seine Mutter, die Gräfin, zu denken, welche genau so traurig wie sie auf dem photographischen Bildchen aussah, das er in seinem Busen verwahrte. Und sonderbar! auch die Dame Clelia schien nach einigen Tagen den Anblick Giulio's nicht länger mit trockenen Augen auszuhalten. Es schien, als ob dieser so artige Jüngling sie an einen andern erinnere, an einen Gegenstand ihrer innigsten Liebe und ihres tiefen Schmerzes. Mehr als einmal gewahrte unser Alpenjäger

gewisse verstohlene Zähren, die ihren Wimpern enttropften, indem sie ihn anschaute, wie als ob sie ihn jemandem beneide, oder ihn schweigend in sich selbst mit irgend einem andern vergleiche; und da er nicht wußte, welchem Grunde er jene Thränen und jene Zerstreutheit beilegen sollte, und die geheime Bewegung nicht entdecken wollte, welche sie in ihm durch die Erinnerung an seine Mutter erweckte, vermied er es absichtlich, ihrem Blicke zu begegnen.

„Und ist dieser schöne Jüngling wirklich aus Toskana?" fragte sie ihn eines Tages, während er mit einem Fächer das Gesicht Maso's abkühlte, der in seinen Schlaf versunken war: „mit diesen so goldblonden Haaren, mit diesen so zarten Zügen, mit diesem so weißen Teint hat er für mich ganz das Aussehen eines jungen Deutschen."

„Signora, ja, er ist ein Toskaner; doch ich glaube, er ähnelt viel seiner Mutter, denn er stammt von einer schottischen Dame ab."

„Sie glauben es, sagen Sie? Doch Sie sollten es wissen; und wie? kennen Sie seine Familie nicht?"

„Ganz und gar nicht; ich kenne blos ihn."

„Doch Sie müssen geraume Zeit schon mit einander umgehen?"

„Wenig über zwei Monate."

„O! und wie kommt es dann, daß Sie ihn so lieben, daß es nicht mehr der Fall sein könnte, wenn er Ihr Bruder wäre?"

„Ach, wenn Sie wüßten, Signora, welch paradisches Geschöpf dieser Junge ist!" rief Giulio mit Nachdruck und wandte sich um, ihn zu liebkosen, um so die Aufregung zu verbergen, die ihn überfiel.

„Der Arme!" setzte die andere gerührt bei: „und warum ward er also Freiwilliger? und warum wurden auch Sie einer? Vielleicht haben die Ihren zu Hause Sie gezwungen, Sich anwerben zu lassen?"

„Warum nicht gar! was sagen Sie, Signora! die Unseren zu Hause uns nöthigen?"

„Warum sich darüber wundern? es gibt so thörichte Väter, daß ..... ach, weiß ich es doch nur zu gut! Und Sie, Tito, der Sie mir ein so aufrichtiges Gemüth zu besitzen scheinen, wie haben Sie die Ihren verlassen können, um sich dem abscheulichen Handwerk eines Garibaldiners hinzugeben? Haben Sie keinen Vater? keine Mutter? keine Geschwister?"

„Mein Vater ist todt," entgegnete erröthend Giulio, und um seine Verwirrung zu verbergen, stellte er sich, als ordne er den Scheitel des eingeschlummerten Freundes: „auch habe ich keine Brüder. Maso hat deren drei, auch lebt sein Vater noch, der meine nicht. Signora, es dürfte Zeit sein, ihm den Löffel voll Zuckersaft zu geben," fuhr er fort, um das Gespräch auf anderes zu lenken.

„Noch nicht, es fehlen zehn Minuten," erwiederte die Dame Clelia, welche zum Gespräch zurückkehrend fortfuhr: „Doch Ihre Mutter lebt?"

Giulio senkte seinen Kopf.

„Ah, Sie Grausamer!" brach sie da mit liebeweichem Zorn aus: „und vermochte es Ihr Herz, eine verwittwete Mutter zu verlassen, um Soldat zu werden? Gott verzeihe es Ihnen, Gott verzeihe es Ihnen! Und haben Sie irgend eine Schwester?"

Der Junge that, als ob er nicht höre, und er verließ unter einem Vorwand das Zimmer, um nie mehr den Mund über diese Dinge zu öffnen; und wann die Dame später ihn darüber ausspüren wollte, verfinsterte er sich und schwieg.

In allem Uebrigen betrug er sich mit solcher Artigkeit, Vorsicht und Gesetztheit, daß man seine Gegenwart kaum bemerkte. Er sprach wenig und weinte viel. Die Diener kannten mehr sein Schluchzen, als seine Stimme.

Ueberdieß zeigte er sich so dankbar gegen seine gütigen Wirthe, daß er nie hinreichend Worte fand, seine Dankbarkeit sowohl für sich als für die so liebenswürdige Sorgfalt auszudrücken, die sie für seinen Gefährten an den Tag legten.

Der Morgen, an welchem jener wunderliche Kopf von einem Celso ihn seiner qualvollen Einsamkeit entrissen hatte, um ihn mit seinen Blumen zu zerstreuen, war der furchtbarste für Maso's Krankheit. Die ganze Nacht über hatte er gezittert, lag er in Krämpfen, fiel er in Ohnmachten und in scharfes, wahnsinniges Wehgeschrei. Die Signora Clelia hatte nicht einen Augenblick geschlafen, um über ihn zu wachen, und Giulio hatte sich nicht von dessen Kopfkissen entfernen wollen, indem er ihn brüderlich liebkoste, um ihn zu besänftigen. Erst nach der Morgenröthe, von Angst und Kummer gebrochen, war er hinausgegangen, um einen Mund voll frischer Luft einzuathmen und mit seinen Seufzern die aufgehende Sonne jenes Tages zu begrüßen, welcher der letzte des süßen Freundes sein zu müssen schien. Schon hatte auf das Anrathen des Arztes seit dem Abend vorher der Capellan Maso das heilige Oel gespendet, und man wartete auf seine Rückkehr, um zu sehen, ob er damit beginnen solle, seine Seele zu empfehlen. Adriano, welcher Giulio sehr lieb gewonnen hatte, und der ein überaus großes Mitleid mit Maso empfand, war auf seine Meiereien gefahren, um dem Tode des Jünglings nicht anwohnen zu müssen. Einen düstereren und kummervolleren Morgen als diesen konnte sich Giulio gar nicht denken. War es daher ein Wunder, daß er etwas später durch eine Art Unhöflichkeit die eklen Feinheiten des ungelegenen Blumennarren vergalt?

XLI.

Als Giulio in das Zimmer Tommaso's zurückgekehrt war, traf er daselbst den Arzt, der inzwischen gekommen war, und mit ihm den Priester; doch beide standen etwas bestürzt und nachdenklich um das Bett des Kranken, während die so gute Dame einer ihrer Dienerinnen befahl, sogleich frisch gewaschene Hemden zu bringen und sie auf die Sofas des anstoßenden Saales auszubreiten. Was war das? Der Arzt wagte kaum, es sich zu erklären. Er betrachtete ganz aufmerksam den Kranken, welcher begann, in seinem Wüthen nachzulassen; zuerst befühlte er dessen einen Puls, dann den andern, hierauf zog er die Lippen zusammen, dann befühlte er dessen Stirne, um wieder mit den Achseln zu zucken und zu dem Priester zu sagen:

„Eine Besserung, wie? er schwitzt, schwitzt viel; hm! wer weiß!"

„Ich wünschte nicht, daß es die Besserung des Todes ist," fiel dieser ein. „Was glauben Sie, Doktor? Ein Bischen proficiscere wird ihm nicht schaden; soll ich mit der Empfehlung der Seele beginnen?"

Der Arzt zuckte die Schultern, wandte sich zu Giulio und sagte zu ihm, indem er ihm eine Hand drückte:

„Muth! vielleicht ist dieser Schweiß ein gutes Zeichen; es ist kein Schmerz mehr da, der Athem ist leichter und freier als gestern Abend, man hört kein Röcheln mehr, das Fieber hat ein bischen nachgelassen. Wer weiß! Muth, mein schöner Tito!"

Jetzt wird es nöthig sein, dem Armen die Leintücher zu wechseln; allerheiligste Jungfrau, wie er trieft!" rief Clelia, die dastand und Maso mit einem Taschentuche das Gesicht abtrocknete.

„Wohlan, gehen wir hinunter," erwiederte der Doktor: „so lange der Kranke schwitzt, sehe ich keine nahe Gefahr.

Gehen wir, Tito, Don Firminio, überlassen wir ihn der Signora Clelia, welche für uns zur umsichtigsten barmherzigen Schwester ward. O gewiß, sie hat wirklich ihren Beruf verfehlt!"

„Ach Doktor!" erwiederte diese mit lautem Seufzer: „und zu denken, daß ich diesem Engel thue, was ich meinem Adolph nicht thun konnte! Mein armer Sohn! ach, ihm trocknete keine Mutter den Todesschweiß ab!"

Bei diesen Worten warf sie einen thränenreichen Blick auf Giulio, der vortrat, um Maso zu betrachten, und begann wieder den Kranken abzutrocknen, während die andern hinaus und in eine Gallerie hinuntergingen, von wo aus man eine Aussicht und eine Luft genoß, wodurch ein Todter wieder in das Leben zurückgerufen worden wäre.

Da setzten sie sich auf gewisse elastische kleine Divane, gefüttert mit einem reizenden, lichtblauen Seidenzeug, und der Arzt und der Priester bestrebte sich, Giulio zu trösten und ihn zur Hoffnung aufzumuntern, als plötzlich Adriano eintrat, im Gesichte rothglühend und trübsinnig, die Haare zerzaust, ängstlich erkundigte er sich nach Maso, und als man ihn etwas beruhigte, rief er, indem er derb auf einen Tisch schlug:

„Beim Teufel! sagt man dieses Mal nicht die Wahrheit, so sind wir verloren."

„Was gibt es?" fragten alle verwundert: „welche seltsame Neuigkeit?"

„Die Kanonen donnern furchtbar unterhalb des Tessins auf der Seite von Buffalora. Man weiß nicht, was es ist, doch man glaubt, es sei eine Feldschlacht. Vorher traf ich auf eine geheime Staffette der Unseren, die mir eine elektrische Depesche mittheilte, welche ankündigt, daß das Donnern der Geschütze bis außerhalb des Thores Vercellina von Mailand gehört wird, und daß ein ganzes

Corps Deutscher gestern von jenseits auf der Eisenbahn, zur Hülfe Gyulay's herbeiflog."

„Möglich! Buffalora?" sagte der Arzt, die Stirne runzelnd: „doch Gyulay steht zwischen Pavia und Piacenza: das ist ein Mährchen!"

„Hier gibt es kein Mährchen," entgegnete Adriano: „und ei! haben denn die Mailänder keine Ohren? habe ich keine Augen? nun langte die Depesche aus Mailand an. Ich versichere Sie, daß mir das Herz wie der Hammer eines Eisenhammers hämmert. Die Geschicke der Lombardei ringen dort unten. O welche Seite Geschichte schreibt sich heute dort, dort mit dem Blute der Verbündeten!"

Und indem er seinen Hut auf einen Sessel warf, ging er mit erregten Schritten die Gallerie auf und ab, schnaubte, hob den Kopf in die Höhe, öffnete weit die Arme, während die drei andern gegenseitig sich erstaunt ansahen, und Giulio's Wangen färbten sich wieder rosig, sein Auge glänzte mit einem Strahle, dessen Ursache die Umstehenden nicht im Entferntesten hätten errathen können.

Der Arzt war ein Männchen in den Fünfzigern, untersetzt, mit einem rothen Vollmondsgesicht, er trug Augengläser als Kurzsichtiger, und seine Rede war anmuthig und gewandt. In politischer Beziehung gehörte er keiner, sondern allen Parteien an, denn stets war er bei der eines jeden seiner Clienten: mit dem Liberalen liberal, mit dem Demagogen Demagog, mit dem Oesterreicher Oesterreicher, und wenn auch diese Art Parteinahme ihm wenig Freunde erwarb, so machte sie ihm doch keinen zum Feind, und die Ausübung seiner Kunst verlor dabei nicht. Das war für ihn alles.

Don Firminio dagegen war ein bescheidener, musterhafter Priester, der einzig dem Dienste seiner Pfarrei lebte; und wenn man mit ihm über öffentliche Angelegen-

heiten sprach, so schickte er stets voraus, er gehöre der Partei Gottes an, er habe an anderes zu denken, und er wolle wie das frische Wasser betrachtet werden, das keine Farbe habe; außer es handelte sich um eine Beleidigung des Papstes, der Religion, der Kirche und ihrer heiligsten Rechte. Daraus ersieht man, daß dieser gute und einfache Priester nicht zur Schule jener Geistlichen gehörte, ob nun Pröbste, Pfarrer oder Prälaten der Lombardei, welche lieber die dreifarbige Quaste auf der Brust als die Tonsur auf der Glatze zeigen, welche offen sich rühmen, mehr mit dem Italien Piemonts, als mit dem Statthalter Christi zu sein, welche die Herren Alleswisser und die Splitterrichter dem heiligen Stuhle gegenüber spielen, dem sie sich anmassen die Moraltheologie Don Abbondio's und das canonische Recht Guerino Meschino's zu lehren, und welche gar bereitwillig sowohl im Chorrock als im Schultermäntelchen mit heiserer Kehle das Te Deum in den Kirchen anstimmen, um Gott dafür zu danken, daß die Räuber der Krone des Papstes glücklich ihre schönen Juwelen geraubt und wie Sarazenen das Patrimonium des heiligen Petrus verwüstet haben.

Unser Doktor sah sich daher zwischen einem Neutralen, dem Priester, und einem dem Kriege Geneigten, Adriano. Daß Giulio ein Anhänger des rosigen Italiens sein mußte, daran war kein Zweifel: er war ja ein Garibaldiner! Er suchte daher nach einem Schlüssel, auf welchem er anstimmen konnte, ohne mit dem Chor in Mißton zu gerathen, und indem er das Stillschweigen unterbrach, sagte er:

„Doch mir scheint, mein Herr Adriano, daß Sie zu viel fürchten. Die Deutschen haben den Compaß verloren; sie werden Hiebe bekommen, Sie werden es sehen!“

„Und ich sage Ihnen, daß es nicht so geht, und daß, wenn die Verbündeten je die Dummheiten des Garibaldi

machte [illegible]
sie sch[illegible]
Leute, [illegible]
heil zu [illegible]
Wo h[illegible]
Turin[illegible]
es, v[illegible]
Angri[illegible]
lichen [illegible]
nach [illegible]
zücht[illegible]
sieben [illegible]
Fren[illegible]
bald[illegible]
zwin[illegible]
von [illegible]
verk[illegible]
zwa[illegible]
grif[illegible]
ver[illegible]
ein [illegible]
wir [illegible]
un[illegible]
vor [illegible]

[illegible] sagte
[illegible] daß sie bloß
[illegible] der gibire
[illegible] Ihnen den Braten
[illegible] zuletzt auch den
[illegible] ließen, so glaube
[illegible] vergnügt darob wäre."
ich, [illegible]

„Und welchen Braten könnten sie uns je wohl entreißen?"

„Ein Stückchen von Italien, wie eine Insel, die Alpen, einen Meerbusen, was weiß ich? Die schöne Sirene schnappt nach allem; und daß Frankreich von den Alpen aus rein platonischer Liebe zu Italien herabgestiegen sein soll, ist möglich; doch wie gewisse Zeitungen es behaupten, ist es nicht wahrscheinlich. Man spricht bereits von einem etruskischen Königreich, das man in Florenz aus der Beute des Hauses Lothringen errichten will, und zwar mit einem großen Stück der päpstlichen Staaten dazu; und es soll, ich berichte blos das, was ich gehört und gelesen habe, zu Gunsten des Helden der Krimm geschehen, des Gemahles der Prinzessin Clotilde, der Tochter des Königs."

„Bah, Geschwätz!" rief Adriano: „Mährchen der Bösgesinnten, der Schwätzer, der Plappermäuler!"

„Das wollte eben auch ich sagen," fiel Don Firminio ein: „dem Papst seine Staaten entreißen, um damit einen König zu krönen! o welche verfluchte Krone würde er auf sein Haupt setzen! Meine edlen Herren, glauben Sie es mir, es gibt keinen schlimmeren Fluch für ein Haus, als darin Güter zu bergen, die Gott oder der Kirche geraubt wurden. Eine Familie oder ein Reich, die sich auf den Raub heiliger Sachen gründen, gleichen einem Strohgebäude auf glühenden Kohlen!"

„Mährchen, Possen, mein Don Firminio!" rief Adriano: „geben Sie diesen Aufschneidereien der Müssiggänger kein Gehör! Träume sind es, Irrreden!"

„Sei es, wie Sie sagen!" fiel der Arzt ein: „doch indessen, was thut jener Prinz in Florenz? wer hat ihn dorthin gesandt? und in welcher Absicht?"

„Er ist mit einem Armeecorps dort, um die Oesterreicher in der Romagna zu beobachten, sowie

machten, wir die Gestimmten wären. Glauben Sie das? sie schicken ihn uns da über den Kopf mit einem Häuflein Leute, und wozu? um diesen unglücklichen Gegenden Unheil zuzuziehen. Ich sehe keinen weiteren Vortheil dabei. Wo haben sie den Compaß, frage ich sie, die Herren von Turin? wo das Hirn? Der kommt in Varese an, nimmt es, verkündet dort den König Viktor Emmanuel, treibt einen Angriff Urbans zurück, und dann verläßt er jene unglücklichen Bürger dort wie Krautsköpfe und marschirt lustig nach Como davon; und Urban nimmt Varese wieder und züchtigt und besteuert dessen Einwohner. Am Abend des siebenundzwanzigsten, während der artige Tito und sein Freund in der Hütte meiner Besitzung litten, wirft Garibaldi von San Fermo eine Handvoll Ungarn zurück, erzwingt den Uebergang von Borgovico, zieht in Como ein, von dem sich die Deutschen einige Meilen zurückzogen, verkündet dort die Regierung des Königs, und vierundzwanzig Stunden später verschwindet er und eilt zum Angriff einer Festung am See: der Festung von Laveno, vertheidigt von Kanonen zu Wasser und zu Land; er ohne ein einziges Geschütz! was sind das für Thorheiten! Er wird unter großem Blutbad der Seinen dort geschlagen; und nun kehrt er zurück, um vor der Stadt Varese, die von zehntausend Oesterreichern bewacht ist, den Stutzer zu spielen. Indessen sind die Orte, welche auf seinen Antrieb hin und im Vertrauen auf ihn das Banner Viktor Emmanuels aufgepflanzt haben, der Gnade des Feindes überlassen; und wo ist Garibaldi? fragen alle entsetzt: wo ist er?"

„Er ist in Como!" entgegnete der Arzt gravitätisch.

„Ja, er ist dorthin zurückgekehrt; doch die Deutschen umringen es; und um ihn zur Hilfe jener gefährdeten Stadt herbeizuholen, wer, glauben Sie wohl, wer mußte in sein Lager abgesandt werden? Ein Courier im Unterrock, ein Fräulein, welches durch die Schweiz ....."

„Wir wissen auch dieses, Signor Adriano! es ist jene phantastische Marquise Raimondi von Fino, welche ihn in Robarello erreichte; und so sehr flehte und rührte sie ihn, indem sie ihm ein Händchen zeigte, das durch einen Fall, den sie machte, als sie ihn aufsuchte, mit Blut besudelt ward, daß er ihr schwor, sogleich den Einwohnern Como's zu Hilfe zu fliegen."

„Sie ist es, ganz genau! ich sehe, daß Sie davon so viel wissen, als ich,"

„Eh!" entgegnete der Dokter etwas sich in die Brust werfend und seinen Bart streichend: „wir Aerzte, wir erfahren oft, wo der Teufel seinen Schweif stecken hat; wir reden ja mit so vielen Leuten! Und ich könnte Ihnen sogar noch sagen, daß jene aristokratische Abgesandte nicht zufällig gewählt ward; man flüstert sich zu, sie habe sich erst jüngst mit Garibaldi verlobt."

„Bah, was sind das für Possen!"

„Wir wollen sehen; das Ende wird es lehren!"*)

„Doch in Summa, um zu unserem Gespräche zurückzukehren, ich stehe in großer Angst über den Ausgang dieses Tages, begann abermals Adriano zu sagen, indem er sich Don Firminio gegenüber setzte und mit einer Hand seinen Cacadu strich: alles kann von dieser Schlacht abhängen. Wer liebt, fürchtet; und ich stehe auf Dornen."

„Uebrigens sind die Franzosen furchtbare Soldaten," begann der Capellan zu sprechen: „und obwohl ich mich

---

*) Das Ende lehrte es. Im Jänner des Jahres 1860 heirathete Garibaldi, wie die Zeitungen berichteten, unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten dieses Fräulein. Doch nach den öffentlichen, darüber umlaufenden Gerüchten fiel diese Hochzeit nicht glücklich aus. Gewiß bleibt es, daß die schmeichlerischen Federn Garibaldis von dieser Erbin der romantischen Annita weiters nichts mehr hören lassen. Und doch feiern sie sogar die Haare seines Bartes!

mit diesen Dingen nicht abgebe, sage ich Ihnen doch, daß die Oesterreicher harte Knochen zum Nagen haben werden, wollen sie auf offenem Felde sie besiegen."

„Und die Italiener?" entgegnete der Doktor: „sind sie vielleicht nicht würdig, zur Seite der Tapfern Frankreichs zu kämpfen? Die Freiwilligen Garibaldi's haben es uns in diesen Tagen bewiesen: Signor Tito ist ein guter Zeuge davon für uns!" Und indem er sich an ihn wandte: „Sie waren ein großer Theil, pars magna fuit!"

Der Jüngling, der nicht sprach, sondern in seine Traurigkeit versunken achtlos zuhörte, schüttelte sich etwas, seine Wangen färbten sich und mit trübem Lächeln schlug er die Augen zu Boden und verharrte in seinem Schweigen.

„Sagen Sie vielmehr die Helden von Palestro!" fiel Adriano ein: „ja, jene zeigten sich Europa als Nebenbuhler der Sieger an der Alma und Sebastopols!"

„Und indessen rühmen die Franzosen ihre Zuaven und geben gleichsam die ganze Ehre des Tages den Bajonetten jener Halsbrecher."

„Lügen! Erfindungen!" schrie Adriano: „bei Palestro floß das Blut in Strömen und wusch die Schande von Novara ab, und dieses Blut war italienisches Blut. Das dritte Zuavenregiment nahm Theil an der Schlacht, das ist wahr; doch hätte unser ritterlicher Viktor etwa die Oesterreicher nicht auch ohne die Bajonnette jener afrikanischen Veteranen zermalmt?"

„Die gewöhnlichen Prahlereien der Franzosen!" sagte der Arzt: „ihr Nationalgeist ist einmal so, daß sie blos vom Dunst leben; sobald man ihnen den Dampf der gloire zugesteht, sind sie so hochherzig, daß sie Ihnen den Braten unberührt lassen; und wenn sie uns zuletzt auch den Dampf raubten, uns aber den Braten ließen, so glaube ich, daß der Herr Adriano nicht mißvergnügt darob wäre."

„Und welchen Braten könnten sie uns je wohl entreißen?“

„Ein Stückchen von Italien, wie eine Insel, die Alpen, einen Meerbusen, was weiß ich? Die schöne Sirene schnappt nach allem; und daß Frankreich von den Alpen aus rein platonischer Liebe zu Italien herabgestiegen sein soll, ist möglich; doch wie gewisse Zeitungen es behaupten, ist es nicht wahrscheinlich. Man spricht bereits von einem etruskischen Königreich, das man in Florenz aus der Beute des Hauses Lothringen errichten will, und zwar mit einem großen Stück der päpstlichen Staaten dazu; und es soll, ich berichte blos das, was ich gehört und gelesen habe, zu Gunsten des Helden der Krimm geschehen, des Gemahles der Prinzessin Clotilde, der Tochter des Königs.“

„Bah, Geschwätz!“ rief Adriano: „Mährchen der Bösgesinnten, der Schwätzer, der Plappermäuler!“

„Das wollte eben auch ich sagen,“ fiel Don Firminio ein: „dem Papst seine Staaten entreißen, um damit einen König zu krönen! o welche verfluchte Krone würde er auf sein Haupt setzen! Meine edlen Herren, glauben Sie es mir, es gibt keinen schlimmeren Fluch für ein Haus, als darin Güter zu bergen, die Gott oder der Kirche geraubt wurden. Eine Familie oder ein Reich, die sich auf den Raub heiliger Sachen gründen, gleichen einem Strohgebäude auf glühenden Kohlen!“

„Mährchen, Possen, mein Don Firminio!“ rief Adriano: „geben Sie diesen Aufschneidereien der Müssiggänger kein Gehör! Träume sind es, Irrreden!“

„Sei es, wie Sie sagen!“ fiel der Arzt ein: „doch indessen, was thut jener Prinz in Florenz? wer hat ihn dorthin gesandt? und in welcher Absicht?“

„Er ist mit einem Armeecorps dort, um die Oesterreicher in der Romagna zu beobachten, sowie aus andern

strategischen Gründen, welche sehr geheim gehalten werden und es auch gehalten werden müssen."

„Auch dieses sei so! Keiner jedoch wird läugnen wollen, daß jener, anstatt der deutschen Kugel sich auszusetzen, heldenmüthig zwischen den Blumen der Meiereien triumphirt, und daß bis jetzt seine Strategik blos darin bestand, Regimenter Revue passiren zu lassen und jenen Buben zuzulächeln, die unter seiner Nase gewisse Evvivas schreien, welche für uns Italiener stinken."

„Das ist leeres Geschwätz und läppisches Zeug, verlassen Sie sich auf mich!" entgegnete Adriano: „man zertrümmert keine Großherzogthümer, um Königreiche daraus zu machen."

„Doch die Geschichte mit der neuen geographischen Karte Italiens ist keine Posse," sagte der Doktor. „Ich erfuhr sie in Mailand von einer glaubwürdigen Person, die vor Kurzem aus einer großen Stadt zurückgekommen ist."

„Von welcher Karte sprechen Sie?"

„Ich spreche von jener neuen geographischen Karte, welche von einer sehr angesehenen Person in jener Stadt einer andern sehr vornehmen Person gezeigt worden ist; auf derselben ist Italien in drei Königreiche abgetheilt, Rom mit einem Streifen Landes ausgenommen, das durch einen kleinen rothen Kreis abgetrennt war. Und man hat mich versichert, jenes rothe Kreischen rühre von einem französischen Cirkel her und sei in Paris, und just im Cabinete des . . ."

„Doktor! Tito! Don Firminio!" rief da plötzlich die Dame Clelia, indem sie wie außer sich und entstellt in die Gallerie hereinsprang: „wissen Sie es? o Gott!"

„Was gibt es? was gibt es?" riefen alle, indem sie erblassend aufsprangen.

„Nachdem der Arme drei Hemden tropfnaß geschwitzt

hatte," fuhr sie keuchend fort, „öffnete er seine Augen und sprang mit dem Rufe an meinen Hals: „Mama, sind Sie es? wo ist Giulio? wo bin ich?" Der Arme! ich konnte vor Schrecken nicht sprechen, und er drückte mich fest an sich, indem er seine Mutter zu umarmen glaubte, worauf er sich wieder zurücklegte, meine Hand ergriff, sie in den seinen hielt, und so blieb er daliegen, daß es mir schien, als sei er . . . . .

„Todt?" rief der Arzt, mit einem Satze der Stiege zustürzend.

Bei diesem schrecklichen Wort stieß Giulio einen Schrei aus, starrte zum Himmel, und betäubt schwankte er bereits auf den Beinen, als Adriano zu ihm hinsprang und ihn in seinen Armen auffing.

XLII.

„Um die Geschicke der Lombardei wird jetzt dort unten gestritten," hatte der Signor Adriano mit Nachdruck zu Giulio gesagt, indem er auf die große Ebene des Tessins deutete. Und er hatte noch weniger als die Wahrheit gesagt. Denn in jener Stunde, welches ungefähr die Mittagsstunde des vierten Juni war, hatte man dort genau damit begonnen, mit wüthendem Kanonendonner nicht blos um das Loos der Lombardei, sondern auch um jenes Mittelitaliens, um jenes der Krone Viktor Emmanuels und vielleicht auch um jenes des Bändigers Frankreichs zu streiten, der von den Bomben und den Dolchen der italienischen Carbonari gegen die furchtbaren Geschütze des Deutschen getrieben wurde.

Wir wünschten den Francosarden in jenem Augenblicke glückliche Reise, wo sie nach ihrem Uebergang über die

Sesia und nach der Entreißung Palestro's aus den Händen der Oesterreicher in großer Hast auf ihrer linken Seite gegen die obere Lomellina vorrückten. Nun geschah diese Bewegung so rasch und eilig, daß die vom General Niel geführte Vorhut plötzlich wie der Blitz vor Novara erschien, und zwar am ersten Juni, und den Marschall Gyulay ganz aus der Fassung brachte. Nachdem dieser einige Zeit geschwankt hatte, entschied er sich zuletzt dazu, Piemont zu räumen, das er fünf Wochen zuvor, man weiß nicht warum, überfallen hatte, seine größere und bessere Macht hinter dem Tessin aufzustellen und auf dem lombardischen Gebiet, fast bei den Thoren Mailands dem Feinde eine wilde Schlacht anzubieten.

War es der Plan eines umsichtigen Feldherrn? Nein, gewiß nicht; denn klein kluger Kriegsmeister läßt einen mächtigen Gegner in sein Haus eintreten, wenn er ihn außen halten kann. Und konnte Gyulay, mit sechs starken Armeecorps zu Handen, das Eindringen der Verbündeten in das Gebiet von Novara nicht verhindern und ihnen den Uebergang über den Fluß versperren? Er konnte es gewiß; und nicht einmal unter den französischen Geschichtschreibern gibt es einen, der dieß bestritten hätte. Und in der That, kaum bekam der General Zobel von der Ankunft Niels in der Stadt Novara Wind, so flehte er ihn inständig, ihn morgen mit fünfundsiebenzigtausend Mann, die er bereit dastehen hatte, dort anzugreifen; und es ist kein Zweifel, daß jenes französische Corps, getrennt wie es von den andern war und an Zahl übertroffen, in kurzer Zeit vernichtet worden wäre. Eine so rasche und glückliche Umkehr der Oesterreicher von der Vertheidigung zum Angriff würde die Pläne des Kaisers Napoleon verwirrt und ihn augenblicklich zwischen Vercelli und Casale aufgehalten haben. Denn wenn auch Gyulay fürchtete, es möchte General Zobel vielleicht nicht gelingen, Niel in Novara zu

vernichten, so hatte er doch so viel Zeit dadurch gewonnen, seine hundertfünfzigtausend Soldaten zwischen jener Stadt und dem Tessin sammeln, dort am Rande des Thales und an den Köpfen der Brücken die Schaaren der Verbündeten stellen und sie am dritten Juni zwingen zu können, entweder zurückzuweichen, oder in einer Stellung und mit einer Macht eine Feldschlacht anzunehmen wie beides ihnen überaus verderblich gewesen sein würde.

Doch gesetzt, der Marschall wollte um jeden Preis den Francosarden den Weg nach Mailand nicht auf dem piemontesischen Ufer, sondern hinter den lombardischen Dämmen des Flusses streitig machen, bewies er wenigstens darin Scharfsinn, daß er es nicht an der nöthigen Vorsicht fehlen ließ? Keineswegs. Und damit die Leser besser die Art entweder dieser Einfältigkeit oder dieser Sorglosigkeit Gyulay's und zugleich die Fülle des furchtbaren Unheils erkennen, welches daraus entsprang, ist es am Platze, daß sie ein Auge auf die Orte werfen, auf denen die Heere sich bekämpften.

Es gibt zwei Hauptstraßen, die von Novara zum Tessin und über ihn auf ebenso vielen überaus festen Steinbrücken führen: die eine von Galiate, welche direkt nach Turbigo geht, und die andere von Trecate, auf der man nach San Martino gelangt. Gegenüber dieser ersten und natürlichen Vertheidigungslinie, die der Fluß bildet, welcher in vielen Windungen vom Norden nach Süden bald in der Entfernung von zwei, bald von drei und bald von vier Meilen herunterfließt, befindet sich innerhalb der lombardischen Grenze der Naviglio Grande benannte Canal, der eine zweite Schutzwehr bildet, hinter welcher die Märkte, die Dörfer und die Weiler des Mailändischen sich erheben.

Von dem Dörfchen Turbigo gelangt man auf den Strassen von Robecchetto, Malvaglio und Induno nach

Cuggione, einem großen Dorfe, welches durch große Strassen und Nebenwege mit den Dörfern Bernate, Buffalora, Guzzafame in Verbindung steht und nach Magenta führt, einem Städtchen von viertausend Seelen oder so herum, das der Hauptschlüssel der Strasse nach Mailand ist.

Besonderer Aufmerksamkeit würdiger ist der Theil des Flusses Trecato gegenüber. Hat man die Brücke von San Martino hinter sich, so hat man drei Strassen, die zum Naviglio führen: links jene von Buffalora, vorn jene von Ponte Nuovo, rechts jene eiserne, welche nicht weit von Ponte Vecchio ist. Alle drei Strassen führen über den Naviglio auf gemauerten Brücken und münden in Magenta aus, wo die Schienenstrasse mit jener von Ponte Nuovo sich kreuzt. Ungefähr vier Meilen unterhalb Ponte Vecchio und im Rücken des Naviglio befindet sich endlich der kleine Weiler Robecco.

Wer sich also eine Ellypse denkt, deren größere Axe von Cuggione bis Robecco, deren kleinere von der Brücke von San Martino bis Magenta sich ausdehnt, der wird die Grenzen des Erdreiches umschrieben haben, auf welchem die berühmte Schlacht gekämpft ward.

Vom Boden brauchen wir nichts weiteres zu sagen, als daß er dießseits und jenseits in der Nähe des Naviglio ungleich ist, Erhöhungen, welche zwischen Buffalora, Magenta und Robecco im Halbkreis sich schweifen, Vertiefungen und Senkungen hat; er ist von kleinen Bächen und Gräben durchschnitten und ganz mit Korn, Reben und Obstbäumen, mit Maulbeerbäumen und laubreichen Bäumen bebaut, welche bei jedem Schritte die Fäden der darauf sich bewegenden Ordonnanzen verwirren und den Blick hindern, der weder Raum noch Ausdehnung hat.

Es ist klar, daß in der Absicht, den bei Novara hervorbrechenden Verbündeten den Uebergang vom rechten zum linken Ufer des Tessins streitig zu machen, Gyulay den

Fluß tüchtig bewachen mußte, so weit er von der Brücke von San Martino bis zu der Beuge hinströmt, in der er sich Turbigo gegenüber umbiegt. Und in der That, während er am 1. Juni von Mortara aus den vollen Rückzug der Seinen anordnete, sandte er dem General Clam Gallas, welcher so eben mit einem Corps in Magenta angelangt war, das er auf der Eisenbahn durch Tirol herbeigeführt hatte, den Befehl, er solle die Ufer und die Uebergänge jener Gewässer bewachen. Doch er dachte nicht daran, daß die zu überwachende Strecke breit, gewunden und schwierig zu vertheidigen war, und deßhalb die Streitkräfte jenes Armeecorps dazu nicht hinreichten; sie bedurften daher einer großen Verstärkung, die er ihnen sogleich senden konnte und mußte. Er that es nicht, und was war die Folge?

Der französische General Mac Mahon bemächtigte sich am 2. Juni des Ueberganges bei Turbigo, ehe die österreichische Division Cordon Wind davon bekam; und am folgenden Tage setzte er mit seinem ganzen Corps auf das lombardische Ufer hinüber, überschritt damit den Navigliocanal, nahm Robecchetto und vertrieb jene Division, welche gezwungen war, rittlings der beiden Strassen von Buffalora und Magenta sich aufzustellen. Ueberdieß entschloß sich Clam Gallas, der voraussah, er vermöge allein den Stoß der Franzosen um die Brücke von San Martino herum nicht auszuhalten, dieselbe in die Luft zu sprengen und sich zurückzuziehen. Doch was immer auch der Grund davon war, die Minen gingen schlecht los, die Bögen und die Pfeiler wankten zwar, aber sie blieben stehen. So war auch auf dieser Seite der Uebergang dem Feinde frei und stand ihm offen. Auf diese Weise fielen dann durch die Unbedachtsamkeit des Oberfeldherren sowohl das rechte, als das linke Ufer des Flusses ohne einen Schuß in die Gewalt des Kaisers Napoleon, welcher

ohne jene die Eroberung der zwei Uebergänge wohl sehr theuer hätte bezahlen müssen; und ein Corps von ihm, das den andern den Weg ebnete, rückte auf der Seite vor, um das Herz des österreichischen Lagers selbst zu bedrohen.

Nachdem der Kaiser um solch leichten Preis die Schlüssel zu dem Uebergang über den Tessin erhalten hatte, entschloß er sich, ihn am vierten mit dem ganzen Heere zu überschreiten und mit Waffengewalt den Eintritt in die Hauptstadt der Lombardei sich zu öffnen. Die Schlachtordnung war so bestimmt, daß die in zwei Säulen getheilten Francosarden zu gleicher Zeit von Turbigo und von San Martino aus gegen den zwischen dem Naviglio und Magenta verschanzten Deutschen vorrücken sollten; die rechte Säule sollte unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers selbst mit den Gardegrenadieren und dem Corps des Marschalls Canrobert Ponte Nuovo und Ponte Vecchio am Canal angreifen; die linke Säule, bestehend aus dem Gros der sardischen Divisionen der Generäle Fanti und Durando, aus den Gardevoltigeurs von Camou und aus dem Corps Mac Mahon, sollte unter dem Befehl des letzteren kräftig die beiden Orte Buffalora und Magenta überfallen, während Niel mit seinem Corps und den beiden andern sardischen Divisionen als Reserve für das Ende des Kampfes in Trecate zu bleiben hatte.

Gyulay, welcher bestimmt die Bewegungen und die Stärke des Feindes nicht kannte, sandte von Abbiategrasso, wo er in heiligem Frieden sein Hauptquartier hatte, an Clam Gallas den Befehl, er solle sich bereit halten, um den Verbündeten die Spitze zu bieten. Doch indessen war er bereits in einen zweiten, so großartigen Fehler gefallen, daß es kaum glaublich ist. Denn obwohl er die schönste Muße gehabt hatte, für jenen Morgen nicht weniger als hunderttausend Bajonnette zu versammeln, um sie den nicht mehr als achtzigtausend entgegenzustellen, womit Na-

poleon zu seinem Angriff vorrücken konnte, schreibt man ihm im Gegentheil zu, den Flug der drei Corps von Benedek, Stadion und Schaffgotsche, welche vom Po herbeieilten, um mit ihm sich zu vereinen, aufgehalten und den Marsch des Corps von General Zobel derart verzögert zu haben, daß es kaum rechtzeitig anlangte, um in die Schlachtlinie einrücken zu können.

Die Schlachtordnung der Oestreicher war daher folgende: das Corps von Clam Gallas am rechten Flügel hielt Buffalora, Bernate und die umliegenden Gehöfte besetzt; jenes von Liechtenstein am linken Flügel dehnte sich von Ponte Vecchio bis Robecco aus; die Divisionen Reischach und Lilia standen mit vier weitern Brigaden im Centrum, das bei Ponte Nuovo am Naviglio aufgestellt war. Diese Streitkräfte beliefen sich zusammengezählt mit jenen Schwartzembergs, die noch dazu kamen, ungefähr gleich hoch, wie jene, womit die Franzosen den rauhen und blutigen Tag beendeten. Der Ausgang desselben würde jedoch trotz der besagten Anhäufung von Fehlern sehr wahrscheinlich anders gewesen sein, als er es wirklich war, wenn Gyulay, anstatt um drei Uhr Nachmittags auf den Schauplatz des Kampfes herbeizueilen, sich schon am Morgen daselbst befunden hätte, und wenn er, statt für einfältige Defensive mehr als die Hälfte seiner nicht überflüssigen Streitkräfte zurückzuhalten, sie alle eilig und kühn sowohl von vorn auf Napoleon, als von hinten auf den zur Seite befindlichen Mac Mahon geworfen hätte.

Doch von all dem geschah nichts; und an uns ist es nun, Dinge zu erzählen,

Die 'wie als Scherz erscheinen
Doch allzu wahr nur sind." *)

---

*) Der Preuße Rüstow, ein scharfer Critiker der Oesterreicher, beweist in seiner Broschüre, „der italienische Krieg von

XLIII.

Zwischen neun und zehn Uhr Morgens feuerten die Oesterreicher bei Ponte Nuovo den ersten Kanonenschuß gegen die französische Brigade Wimpffen der Gardegrenadiere ab, welche unklug sich allein zum Angriff anschickte. Man scharmützelte einige Zeit von da und von dort mit großem Lärm und ohne welchen Nutzen, bis General Regnault mit der Brigade Eler herbeikam, Wimpffen zurückgehen hieß und um den Kampf zu beginnen wartete, bis die Geschütze Mac Mahons jenseits des Naviglio zwischen Turbigo und Buffalora ertönten. Seinerseits kam auch der Kaiser, überaus ungeduldig, die Kanonen von Turbigo

---

1859" betitelt, mit guten Gründen, daß beim Höhepunkt dieser Schlacht, das heißt von drei Uhr Nachmittags an bis zum Untergang der Sonne, die Streitkräfte beider Theile beinahe gleich waren. Er schätzt sie beiderseits zwischen 60 und 80,000 Mann, indem er für jeden Theil ungefähr 65,000 annimmt. Doch ein unschätzbarer Unterschied, sagt er, bestand darin, daß die Franzosen auf den Feind mit *allen* ihren Soldaten losgingen, während die Oesterreicher „zum wenigsten 40,000 Mann, das heißt die Corps Clam Gallas, Liechtenstein und die Division Reischach in eine einzige Stellung und für einen Vertheidigungszweck concentrirten und blos 25,000 Mann, das heißt das Corps Schwartzemberg und die Division Lilia, zum Angriff verwendeten." Was auch immer daran sein mag, so viel bleibt gewiß, daß der Baron de Bazancourt in seiner Broschüre *Campagne d'Italie* übertreibt, wenn er die Oesterreicher 125,000 Mann hoch angibt. Dieß ist eine offenbare offiziöse Hyperbel, welche den offiziellen Wahrheiten, als deren Verkünder er sich rühmt, allen Glauben benimmt. Wäre die Zahl der österreichischen Streitkräfte so gewaltig gewesen, so würden wohl die Lorbeeren von Magenta nie und nimmer von dem französischen Adler gepflückt worden sein, welcher trotz allem Gesagten, wie man bald sehen wird, lbst darüber verwundert war, sie im Schnabel zu haben.

zu hören; und da es bereits Mittag war, und Mac Mahon, welcher gemäß den ihm übersandten Befehlen um zehn Uhr die Schlacht hätte beginnen sollen, kein Zeichen von sich gab, sandte er daher Boten um Boten an ihn, und er wußte nicht, was er davon denken solle. Dasselbe war mit Canrobert der Fall, den man nie bei seinem Corps sah, und welcher den Auftrag hatte die Brigaden Wimpffen und Cler beim Angriff zu unterstützen, und auch an ihn sandte er daher Adjutanten mit verhängtem Zügel, um ihn anzutreiben.

Diese zwei Stunden, so günstig für die Oesterreicher, welche, ungestüm aus Robecco hervorbrechend und bei Ponte Nuovo und Ponte Vecchio vorwärts stürmend, jene zwei feindlichen Brigaden zwischen dem Canal und dem Tessin einschließen, sie umringen, sie auseinanderjagen und unter ihnen Napoleon selbst überraschen konnten, welcher mehrere Pferde gesattelt dastehen hatte, um rasch fliehen zu können, womit wurden sie vergeudet? Damit, mit den Händen in der Tasche das Blitzen der französischen Waffen und das Galoppiren ihrer Offiziere zu betrachten, welche um Hilfe fortflogen.

Als es halb zwei Uhr schlug, benachrichtigte der ferne Kanonendonner von Turbigo den Kaiser, daß sein General Mac Mahon den Kampf begonnen hatte. Er athmete wieder auf, gab Befehl, daß die Brigaden zum Angriff auf die beiden Brücken vorrücken sollen, und schickte neue Boten an Canrobert und an Niel, damit sie sich beeilen, ihn in seiner gefahrvollen Lage zu unterstützen.

Mac Mahon, der die noch von ihm entfernten zwei sardischen Divisionen, die auch später nichts anderes thaten, als den Geruch der Schlacht einathmen, in seinem Rücken ließ, rückte mit den drei Divisionen Motterouge, Camou und Espinasse genau um zehn Uhr von Turbigo gegen Buffalora und Magenta vor. Doch da die Colonne des

Generals Espinasse eine sehr weite Schwenkung über Buscate, Inveruno, Mesero und Marcallo machen mußte, hatte sie sich von den beiden andern derart getrennt, daß diese nicht vorrücken konnten, ohne sie der Gefahr auszusetzen, abgeschnitten und von den Deutschen zurückgeworfen zu werden. Nichts destoweniger warf die Vorhut der Division Motterouge, welche aus algierischen, Turcos benannten Schützen bestand, ein östreichisches Bataillon der Division Cordon aus Casale und stellte sich dem Corps Clam Gallas gegenüber auf, welches zwischen Guzzafame und Buffalora stand.

Obwohl General Mac Mahon für die Division Espinasse große Furcht hegte, so befahl er doch den beiden andern, wüthend das Dorf Buffalora anzugreifen und desselben sich zu bemächtigen. Ueberaus heftig war der Anprall. Clam zog sich, um die Seinen in Eine Gruppe zusammenzudrängen, ordnungsmäßig gegen Cascina Nuova zurück, indem er that, als wende er sich Marcallo zu und stelle sich in die Mitte zwischen die Division Espinasse und die beiden, welche Buffalora stürmten. Diese Querbewegung erschreckte den General Mac Mahon, sogleich ließ er mit dem Angriff auf das Dorf einhalten, hieß die Seinen zurückgehen und die Artillerie sogleich verstummen. Dann flog er auf einem feurigen Renner quer durch die Felder, die Wiesen, die Brachäcker, die Gräben und ritt mit verhängtem Zügel dahin, um General Espinasse aufzusuchen, ihn von der bevorstehenden Gefahr zu unterrichten, mit ihm sich über ganz rasches Marschiren zu verständigen und seine Bewegungen zu verzweifelter Eile anzutreiben. Es war drei Uhr Nachmittags, und eben betrat der österreichische Marschall das Schlachtfeld. Eine Verwegenheit Clam's gegen die beiden, ihm gegenüber stehenden französischen Divisionen konnte Magenta bis zum Abend halten und den fünfzigtausend Soldaten Be-

nedeks und Stadions Gelegenheit geben, für die Morgenröthe des folgenden Tages einzutreffen und so dessen Vertheidigung zu verstärken. Doch diese Kühnheit ward nicht begangen, Clam blieb unbeweglich stehen, um die unbeweglichen Feinde zu erwarten; sie betrachteten sich gegenseitig scheel und schweigend; die Lunten brannten, die Gewehre waren gefällt, die Pferde scharrten, wüthend knirschten die Soldaten mit den Zähnen: doch niemand erhob einen Finger. Unheilvolle Ruhe!

Auf den Wink des Kaisers stürzten die zwei vom General Mellinet befehligten Brigaden Wimpffen und Cler kühn und rasch wie Leoparden zum Angriff des Naviglio bei den beiden Brücken und wurden von mörderischem Feuer und Eisen empfangen. Die furchtlosen Angreifer erhoben ein Geschrei, und mit einem Bajonnettangriff bemächtigten sie sich im ersten Anprall der Schanze von Ponte Nuovo, der Häuser am Ende der Brückenköpfe und der Ecken der Strassen der Dörfer. Doch die Hauptsache war nicht das Nehmen, sondern das Behaupten der genommenen Posten gegen einen Gegner, welcher, wenn er eine Spanne gewichen war, zu deren Wiedernahme mit mehr als starrköpfiger Unerschrockenheit zurückstürmte. Und wie sollten blos zwei Brigaden Stand halten und an allen Punkten genügen ohne irgend welche Stütze und Reserve? Doch die unüberwindlichen Gardebataillone standen in den erkämpften Stellungen gleichsam wie Thürme fest da, und unter einem Kartätschenhagel, der auf sie niederregnete, unter einem Hagel von sich in jeder Weise kreuzenden congrevischen Raketen und gleich einem Schauer einfallenden Kugeln, öfter Leib an Leib kämpfend, nahmen sie, aus einem Hause vertrieben, es wieder, stürzten sie sich von einer Stelle verjagt wieder auf dieselbe, sammelten sie sich, von der Reiterei auseinander gesprengt, abermals; und so hohe und so große Wunder der Tapferkeit wurden

von ihnen verrichtet, daß die Oestreicher in die Meinung fielen, es nicht mit zwei, sondern mit acht oder zehn französischen Brigaden zu thun zu haben, welche sich wechselseitig ablösten. Und durch diese falsche Annahme verblendet, ließen sie sich von einem Ausfall durch die Mündungen der Brücken und von Robecco abhalten, und sie beschränkten sich darauf, rauh und umsonst eine Handvoll Tapferer niederzumetzeln, welche, wenn sie von der Seite gefaßt worden wären, sich wie Nebel im Wind zerstreuen hätten müssen.

Die längs des Naviglio stets wachsende Welle der Vertheidiger und die unzähmbare Hartnäckigkeit des Widerstandes begannen die Behauptung der genommenen Schanzen, Häuser und Höhen unmöglich zu machen. Der Kaiser stand rückwärts, an den Damm der Eisenbahn gelehnt, und er zitterte für seine Brigaden, die er in einen Wirbel von Rauch und Blei eingehüllt sah, er zweifelte an dem Erfolg Mac Mahons und war wüthend, weil keiner seiner Generäle kam, um ihm den Rücken zu decken. Und als erst gar plötzlich die Kanonen von Buffalora verstummten, gerieth er in eine Angst, daß sie sich in seinen gewöhnlich unveränderlichen Gesichtszügen ausdrückte. Er sandte einen weiteren Schwarm von Adjutanten und Boten ab, die entweder Canrobert, oder Niel, oder wer immer es sei, beschwören sollten, eiligst um welchen Preis immer Hilfe zu senden; und eine Hand an die Stirne legend und sich die Lippen beißend kochte er vor Zorn und Angst über die so furchtbare und höchste Gefahr, in welcher er sich befand.

Die Verzögerungen Canroberts und der andern wurden durch die ungeheure Verwirrung der Strassen herbeigeführt, die mit endlosen Reihen Fuhrwerk, Geschützen, Pferden, Maulthieren und Bagagewagen verstopft waren. Es gab Strecken, wo die Anhäufung der Saumthiere und

des Trains sogar den Fußgängern den Vorbeimarsch versperrte. Gut war es jedoch, daß die Brigade Picard, welche sich von dem Gros der Corps getrennt hatte und ihnen voraus war, den Marsch beschleunigen und zur Unterstützung der Garden herbeieilen konnte. Doch sie diente blos dazu, furchtbarere Metzeleien zu veranlassen. Denn die wild gewordenen Oesterreicher stürzten zur Wiedernahme der Dörfer Ponte Vecchio und Ponte Nuovo vorwärts und erneuerten mit solcher Wuth und solchem Ungestüm den Angriff, daß die Franzosen von beiden Orten gegen den Naviglio zurückgejagt und auseinander gesprengt wurden und in Verwirrung geriethen, und nicht wenige stürzten in den Canal hinunter. Viermal wurde Ponte Vecchio genommen und wieder genommen, und zwar auf beiden Seiten mit wunderbarer Tapferkeit.

Nicht minder unheilvoll gingen für die Franzosen die Dinge um Ponte Nuovo herum. Auch von da wurden sie zurückgetrieben und von den Kartätschen niedergeschmettert, die sie haufenweis hinstreckten. Die österreichischen Generäle Hartung und Dürfeld zeichneten sich durch Thaten wundersamer Tapferkeit aus. Umsonst ruft der General Cler den Seinen zu, vergebens ermuthigt er sie und führt sie zur Wiedernahme der ihnen vom Feinde wieder abgenommenen Posten zurück. Plötzlich schreit er: Ach Gott! öffnet die Arme, wankt und fällt vom Sattel; eine Kugel war ihm mitten durch die Brust gegangen. Vier seiner Grenadiere heben ihn auf, um ihn aus dem Feuer zu tragen, zwei derselben jedoch stürzen, zum Tode getroffen, unter seiner Leiche zusammen. Sein Ordonnanzoffizier Tortel beeilt sich dem General Mellinet die traurige Nachricht zu überbringen; kaum hat er den Mund geöffnet, um zu sagen: Wissen Sie es? mein General ist . . . . so zerschmettert ihm auch schon eine Kugel den Schädel, daß er verstummend todt zu Boden stürzt.

Ueberall wurden die Garden und die Bataillone von Picard in Unordnung gebracht, niedergeschmettert und von den anstürmenden Deutschen umringt. Obristen, Majore, Offiziere, Gemeine rollten die Brustwehren wirr durcheinander hinunter, zerschmettert, durchbohrt, zerstampft oder getödtet. Bereits sprangen die Oesterreicher auf ihre Kanonen los und bemächtigten sich derselben, indem sie die Artilleristen bei ihren Geschützen niederstachen. Gelb und grün im Gesichte und leichenblaß stampfte der Kaiser mit den Füßen auf den Boden und verging vor grausamer Ungewißheit. Und in Wahrheit, was war ferners bei solch gänzlicher Verlassenheit jeder was immer für einer Hilfe zu thun? Jeden Augenblick kam aus dem Dickicht des Handgemenges ein Bote, um ihm zu melden, die Seinen befänden sich am Aeußersten.

„Sire!" ließ ihm Regnault sagen: „der Feind überwältigt uns auf allen Seiten; es ist unmöglich zu widerstehen."

„Sagen Sie ihm, er solle um Gottes willen Stand halten; sobald ich einen einzigen Mann habe, werde ich ihn ihm senden," entgegnete der Kaiser, die Fäuste ballend.

„Sire!" ließ ihm Wimpffen melden: „ich bin zermalmt, ich kann mich nicht länger halten."

„Er soll sich halten, so gut er kann! ei, in Gottes Namen, er soll sich halten!"

„Sire!" ließ ihm Picard sagen: „ich habe Ponte Vecchio verloren, und meine Rechte weicht."

„Er soll Ponte Vecchio wieder nehmen, und die Rechte soll Stand halten!"

Das Glück nun, das bis zu diesem Augenblicke den Oesterreichern gelächelt hatte, die jedoch es nicht zu benützen verstanden, schlug da plötzlich zu Gunsten der Fahnen Frankreichs um. Die Phalanxe Niel's und Canrobert's brachen bei San Martino vor, und wie Wogen eines

Ozeans im Sturm stürzten sie sich vorwärts, um die Uebergänge des Navigliocanales zu überschwemmen, welcher von so vielem edlem Blute schäumte. Auf jeder Seite wurde der Kampf frisch aufgenommen, und Gyulay sah sich gezwungen, sein Centrum und seinen linken Flügel zusammenzuziehen, indem er den rechten vernachläßigte, welcher vor den Angriffen des Franzosen mehr geschützt schien. Täuschung!

Um fünf Uhr donnerten plötzlich zwischen Buffalora, Guzzafame und Marcallo die Kanonen Mac Mahons, der seinen Divisionen jene von Espinasse zugeführt hatte.

„Nach Magenta! nach Magenta!" schrie der General, die Reihen im Galopp durchreitend und mit dem Degen auf den Glockenthurme jenes Ortes weisend: „dort, seht ihr es, dort ist das Ziel! Alle dorthin!"

Und in kürzerer Zeit, als man zum Sagen braucht, entfalteten sich jene Legionen wie Heerden von Stieren, stürzten auf Clam los und trieben ihn so in die Enge, drängten ihn derart, umringten ihn auf solche Weise, daß sie ihn zum Zurückweichen zwangen, um sich vor dem Orte zu sammeln und in den Gehöften sich zu verschanzen. Der Stoß, der Anprall, die Wuth dieses Tagesendes sind schwer sich zu denken, viel weniger zu beschreiben. Die Erde zitterte bei dem Ungestüm dieses so großen Kampfes, die Luft verfinsterte sich in Folge des Pulverdampfes, der in ein schwarzes Gewölk sich verdichtete; die Bäume, das Strauchwerk, die Hecken, die Häuser, die Heuböden, alles ging in Flammen auf und sank in Trümmer. Die Oesterreicher wichen nicht einen Schritt, der den Franzosen nicht lange Reihen Getödteter und Verwundeter kostete. Die Leichen häuften sich auf und hinderten die Bewegungen; auf der einen und der andern Seite verstümmeln die Granaten und die Kartätschenstücke die Verstümmelten, verwunden sie die Verwundeten und zerreißen sie die tod-

ten Leiber. Aus diesen machen sich die Lebenden einen Wall, und auf den Gesichtern, den Mündern und den Brüsten der mit dem Tode Ringenden erwürgen sie sich mitleidslos. Das Blut mischt sich mit Blut und im Verein mit dem wüthenden Wiehern der verblutenden Rosse erhebt sich zum Himmel das Geschrei, das Wehklagen und die letzten Ausrufe der Sterbenden, die Arm in Arm, ob Feind ob Freund, einen und denselben Trost, einen und den nämlichen Gott anrufen.

Als jedoch der Knoten der Schlacht sich auf den Ort Magenta beschränkte, änderte sich die Kampfweise, und es war nothwendig wie zur Eroberung einer Festung zum Angriff vorzugehen. Denn von den Dächern, aus den Fenstern, von den Balkonen, von den Terrassen, von den zu Schießscharten hergerichteten Mauern selbst regneten hageldicht die Geschoße und die Kugeln. Der General Espinasse nähert sich einem Hause mit mehreren Stockwerken, in welchem sich dreihundert Tirolerjäger verschanzt hatten, welche seine ganze Colonne, so groß sie war, in Respekt hielten. Er befiehlt seinen Zuaven, die Thüren einzuschlagen, die Fensterläden abzureißen und jenes Nest Schützen auszuräumen; in selbem Augenblick aber, wo er mit dem Degenknauf an einen Fensterrahmen klopft, geben jene eine Salve, die ihm die Hüfte zerschmettert und ihn todt zur Erde streckt. Die wilder als Tiger gewordenen Zuaven zerschmettern Thüren und Schranken zu Splittern, und in den Zufluchtsort eindringend richten sie ein mitleidloses Blutbad unter jenen Tapfern an, welche fallend ihre Mörder wild an die Bajonnette spießen oder niederschießen. Alle diese dreihundert, keinen einzigen ausgenommen, unterliegen mit den Waffen in der Hand und ziehen den Tod einer Ergebung vor, die vollkommen ehrenhaft gewesen wäre. Der einzige Ueberbleibende war ein junger Offizier, welcher, da er bereits blutete, so bei je-

nem Gemetzel verschont ward. Als dieser den Obersten auf sich zukommen sah, bot er ihm den ganz mit Blut bedeckten Degen hin und ergab sich ihm als Gefangener.

„Nicht doch, mein Braver!" sagte zu ihm jener tapfere Cavalier: „wer den Ruhm gehabt hat, unter diesen dreihundert Heroen zu sein, verdient es nur zu sehr, den Degen zu behalten und ihn hoch zu tragen!" Und er drückte ihm brüderlich die Hand.

Die Einnahme Magenta's und die vierzig Feuerschlünde, welche General Auger auf dem Damm der Eisenbahn aufgestellt hatte, bewogen Gyulay, zum Rückzug blasen zu lassen. Langsam, stets kämpfend und in schönster Ordnung wurde er von den Oesterreichern angetreten, nicht blos ohne daß die Franzosen es wagten ihn durch ihre Verfolgung zu stören, sondern auch ohne daß diese es versuchten, im besagten Orte Magenta zu bleiben, aus dem sie bei Anbruch der Nacht sich zurückzogen, obgleich eine gute Zahl seiner Häuser noch in der Gewalt Reischachs war. Hieraus ersieht man, daß die Schlacht beim Untergang der Sonne weder entschieden, noch vollendet war. Und Mac Mahon selbst wagte es daher nicht, sich als Sieger zu verkünden, noch seinem Souverän den glücklichen Ausgang dieses Tages zu melden, bis er ungefähr um Mitternacht zu seiner großen Verwunderung erfuhr, daß die Phalanxe Clams und Liechtensteins von den Stellungen bei Magenta sich zurückzogen. Da erst rief er sich als Sieger aus und sandte dem Kaiser die Nachricht, daß er gesiegt habe. Gewiß bleibt es, daß Gyulay jene ganze Nacht über sich nicht für überwunden hielt, und daß er bei der Morgenröthe des neuen Tages sich zum Wiederbeginn der Schlacht anschickte, indem er rauh auf die Franzosen und Piemontesen die drei frischen und unversehrten Corps werfen wollte, welche zu seiner Verstärkung herbeigeeilt waren. Doch die zwei andern erwähnten Corps hatten

sich, man weiß nicht recht aus welcher Ursache, (man sagte, um ihre von dem ausgehaltenen Kampfe zu sehr ermattete und vom Feinde zu sehr mitgenommene Mannschaft zu erquicken) vom Schlachtfeld zurückgezogen, und es ging sehr schwer, sie zurückzurufen. Daher kam es denn, daß der Weg nach Mailand aus diesem Grunde den Franco-sarden offen stand; und der österreichische Marschall dachte blos mehr daran, das Heer längs dem Po von Pavia und gegen die Adda zu auszudehnen.

Es ist selten, daß man in der alten, oder in der neuen Geschichte den Fall einer wie diese gewonnenen und verlorenen Schlacht mit solcher Bewunderung sowohl dessen, der sie gewonnen, als dessen, der sie verlor, findet. Die Tapferkeit, die Kühnheit, die Hochherzigkeit, die feierliche Verachtung des Lebens waren auf beiden Seiten gleich groß. Sowohl die Oesterreicher als die Franzosen hatten eine Unmasse Todte. Sowohl auf der einen als auf der andern Seite wurden die taktischen Fehler von den Kennern der Kriegskunst scharf beurtheilt. Doch die französische Armee und nicht die österreichische trug beim Anbrechen der Nacht die letzten Vortheile davon und ging zuletzt als Siegerin hervor; und dieß nicht in Folge des Verdienstes ihres Führers, sondern weil im französischen Heere die Arme aller einzelner Soldaten mithalfen und ihren Führern zuvorkamen, während im östreichischen Heere die Befehlshaber durch eine lange Reihe unvollkommener Befehle bis in das Kleinste jede Bewegung, jede Schwenkung, jeden Halt allen Schaaren der Soldaten vorschreiben mußten. Kurz darf man daher in Wahrheit behaupten, daß der Sieg von Magenta mehr der Bravour der französischen Soldaten, als der Meisterschaft ihrer Führer, die Niederlage ganz allein der Bestürztheit der österreichischen Befehlshaber, ganz und gar nicht aber der Ungenügendheit ihrer Soldaten zuzuschreiben war. Und der Hofrath de Bazan

court in seiner Chronik, Achard in seinen Briefen und Rüstow in seiner Broschüre beweisen diese Schlußfolgerung.

Die Zahl der beiderseitig erlittenen Verluste ist beinahe unmöglich, geschweige schwierig festzustellen, da sie auf beiden Seiten aus entgegengesetzten Gründen übertrieben ward. Weniger unwahrscheinlich scheint jene, welche den Oesterreichern an Todten, Verwundeten und Gefangenen den Verlust von ungefähr zehen oder zwölf tausend Mann und den Franzosen so bei acht oder zehn tausend zuschreibt. Nimmt man zu diesen Verlusten jenen der Lombardei, des so kostbaren Edelsteines der östreichischen Krone, und den Umsturz Mittelitaliens hinzu, welches nach jener Waffenthat die Beute und der Lockvogel aller Sektirer ward, so wird man begreifen, wie Graf Gyulay bei Magenta weniger den Ruf als großer Feldherr, den er nie genoß, sondern den Ruhm seines Kaiserreiches und das Wohl unserer schönen und unglücklichen Halbinsel verscherzte.

Wie? wird vielleicht jemand fragen: „soll man glauben, jener Edelmann habe den Kaiser Franz Joseph verrathen, wie die Landi, Brigante, Nunziante, Pianelli den König beider Sizilien, Franz II., verriethen? Ganz und gar nicht. Marschall Gyulay ist stets ein unbescholtener Herr und ein so rechtschaffener und loyaler Soldat gewesen, daß er ein Spiegel der Treue und Ehre ist; und in der Schlacht von Solferino sah man ihn aus eigener Wahl ein einfaches Regiment führen und Tapferkeiten unter den Augen seines Monarchen verrichten. Doch um die Thaten seines kurzen Feldzuges im Jahre 1859 zu rechtfertigen, glauben wir keine bessere Entschuldigung vorführen zu können als jene, die vor Kurzem erst General Benedeck einer berühmten Persönlichkeit, die ihn besuchte, gegenüber äußerte.

„General!“ sagte diese zu ihm: „ich freue mich, in Ihnen einen Feldherrn zu begrüßen und zu verehren, auf dessen

Geist und Degen der Kaiser sich in allen Fällen verlassen kann."

„Ich danke Ihnen für Ihre Artigkeit," entgegnete Benedek: „doch ich vertraue wenig auf meinen Degen, noch weniger auf meinen Verstand, ganz jedoch auf die Heiligkeit der Sache, welcher ich diene, und die zuletzt triumphiren muß. Auch Marschall Gyulay umgürtete ein tapferer Degen, und er besaß große Einsicht. Und doch? kaum hatte er den Tessin überschritten, so verlor er den Compaß."

„Sehr wahr," entgegnete der Besuch: „Gott wollte damals Italien strafen."

So ist es, Leser! Gott wollte Italien strafen, und deßhalb zog er die Binde um die Augen desjenigen, der es der Züchtigung entreißen konnte, und er übergab es zur Geißelung jenen Henkern, wie du es nur zu gut weißt.

Wenn unsre Sünden überschreiten
Das Ziel, wo Gott sie noch verzeiht,
Beginnt sein Mitleid sich zu streiten
Mit strafender Gerechtigkeit.

Und oft geschah's, bekannt ist's Allen,
Daß dann die Herrschaft er verleiht
Den grimmigsten Tyrannenkrallen,
Die mit der Welt und sich entzweit.

Zu Marius' und Sulla's Zeiten
War's so, so unter Nero's Wuth;
Gleich Cajus voller Grausamkeiten
Ertränkten sie die Welt im Blut!

XLIV.

Es war durchaus nicht wahr, daß Maso, nachdem er in die Höhe gefahren war und sich an den Hals jener geworfen hatte, die er für seine Mutter hielt, verschieden war. Ihn für todt zu halten, dieß war eine Befürchtung der Signora Clelia, welcher das plötzliche Auffahren des Jünglings und seine feurigen Worte seltsam die Phantasie verwirrt hatten. Im Gegentheil war der Fall der, daß, seitdem er auf sein Wüthen in der Nacht hin in übergroßen Schweiß, wie wir gesagt hatten, gerathen war, die Heftigkeit der Krankheit nachließ, die glücklich überwundene Crisis ihn außer Gefahr setzte und ihm sein Bewußtsein und den Gebrauch der Sprache wiedergab. Doch ist nicht zu läugnen, daß die Ohnmacht, in die er fiel, sobald er von seiner Schlafsucht wieder erwacht war, große Besorgniß einflößte, so zwar, daß der Arzt, der an sein Bett flog, einen Augenblick Mühe hatte, in ihm die gewöhnlichen Lebenszeichen im Schlagen der Adern und des Herzens zu entdecken.

Der Schlag war für Giulio stark gewesen; obwohl er mit Hilfe geistiger Wasser sogleich wieder zu sich gebracht worden war, blieb er nichtsdestoweniger für den Rest jenes Tages so betäubt und war in seinen Nerven so geschwächt, daß er nach herzlichster Begrüßung seines Freundes augenblicklich sich niederlegen mußte. Der Arme konnte sich nicht mehr auf den Füßen erhalten. Zwei Nächte durch hatte er schon kein Auge mehr geschlossen, und seit sieben Tagen lebte er blos von Bisquit und Pomeranzen, da ihm vor jeder andern Speise ekelte.

Am Morgen des fünften Juni erhob sich überaus frühzeitig, während Signor Adriano damit beschäftigt war, die ersten, über die Schlacht von Magenta umlaufenden Gerüchte zu verbreiten, zu empfangen und zu erläutern,

Giulio, erfaßte einen Augenblick, in welchem Tommaso so ganz allein in seinem Zimmer gelassen ward, und indem er an sein Bett trat und ihn liebkoste, sagte er zu ihm, einen Arm unter seinen Hals haltend:

„Also geht es stets besser mit dir, nicht?"

„Ja, ich befinde mich ganz wohl!" entgegnete dieser sehr matt, aber mit heitern Augen: „wohl bin ich so schwach, daß ich dir nicht einmal die Hand drücken kann, und ein bißchen noch schmerzt mich die Brust; doch ist mir, als sei ich neugeboren. Gott hat mich wirklich vom Tod in das Leben zurückgeführt: welch furchtbare Krankheit! welche Betäubung! o meine gute Jungfrau! mir war es gerade, als reiße man mir die Seele aus den Eingeweiden. Nun sage mir, wo sind wir denn eigentlich?"

„Im Hause reicher und braver Leute; doch ein Narr ist darunter, und der Herr ist ein fanatischer Liberaler."

„Gut! der Narr ist gewiß jene überlange Stange mit den über die Schultern herniederwallenden Haaren?"

„So ist es; es ist Signor Celso."

„Ich hatte es mir gedacht. Gestern kam er und brachte mir ein Blumensträußchen, und er hielt eine so schöne Rede darüber an mich, daß ich dabei einschlief. Und jene alte Dame mit dem Netzhäubchen, die mich so liebkost? wer ist die?"

„Die Herrin des Hauses, eine seelengute Frau!"

Und da erzählte Giulio ihm in Kürze die Geschichte jener Woche, von der Maso nichts wußte, und dann schloß er mit den Worten:

„Nimm dich in Acht, Freund! sprechen wir für jetzt wenig von unsern Angelegenheiten. Seien wir höflich und überaus dankbar für die Artigkeiten, die man uns erweist, aber vorsichtig. Sagen wir von uns und den Unsern zu Haus so wenig als möglich, hörst du?"

„Ei, doch weißt du, Giulio? gestern habe ich bereits

halb meinen Sack jener Dame gegenüber ausgeleert, welche mich fein über verschiedene, mich und Dich betreffende Einzelnheiten ausholte; und ich, der ich gegen niemanden ein Geheimniß habe, ich habe ihr bereits auch mehrere Sächelchen, die dich angehen, mitgetheilt."

„Zum Beispiel?"

„Ich erinnere mich nicht genau daran, denn mein Kopf brummte mir etwas; doch das weiß ich, daß ich zu ihr gesagt habe, du heißest Giulio, deine Mutter suche dich, und sie befinde sich eben in Turin."

„Uh, welche Unklugheit!" rief der andere mit gepreßter Stimme.

In diesem Augenblicke trat Clelia in das Zimmer, erwies den beiden Jüngern tausend Artigkeiten, und indem sie sich mit Maso freute, daß er so frisch sei, fragte sie Giulio:

„Und Sie, Tito? ist Ihnen besser als gestern? sind Sie freier, kräftiger?"

„Ja, gnädige Frau! die glückliche Crisis Maso's hat mich mir selbst wieder geschenkt."

„Und auch die Neuigkeit des Sieges der Franzosen muß Ihnen eine Cur werth sein. Jetzt wird das Gräfchen Giulio seine Mutter und Schwester wieder umarmen können, und dieß ist viel, nicht wahr Maso?"

Bei diesem etwas boshaften Ausfall färbte sich Giulio überroth, er senkte die Augen zu Boden, während sein etwas läppischer Gefährte hinzusetzte:

„Gnädige Frau, er hat mich gezankt, daß ich Ihnen sagte, seine Mutter und seine Schwester, welche ihn so sehr lieben, und die so bekümmert um ihn sind, suchten ihn."

„O du Dummkopf! man sieht wohl, daß es mit deinem Kopf noch nicht recht ist!" rief Giulio ganz scharlachroth, indem er sich etwas wand: „glauben Sie ihm nicht,

Signora Clelia! Maso hat einen fröhlichen, scherzhaften Humor, und er liebt stets sehr den Spaß."

„Ach, ach! ich bedauere Sie!" erwiederte sie mit einem Lächeln voll süßem und sehr trübem Mitleid: „Sie wollten Sich vor mir verheimlichen, vielleicht aus Scham darüber, hart und grausam gegen die Gräfin, Ihre Mutter und das Schwesterchen, die Sie verlassen haben, zu erscheinen; doch seien Sie guten Muthes, denn ich errieth sogleich, als ich Sie sah, und las in ihrem Antlitz die Anzeichen des Gewissensbisses und der Reue. Arme Knaben! frisch, vertraut Euch mir und seid überzeugt, daß ich mit all meiner Macht Euch unterstützen werde, um zu den Eueren zurückkehren zu können. Auch ich bin Mutter gewesen, ich kenne die Leiden, die ein verlorener Sohn kostet, und es ist mir nicht schwer, mir zu denken, wie sehr Euretwegen Euere Familien sich grämen müssen.

Mein unglücklicher Adolph! einzige Liebe deiner Mutter! Er war jung wie Sie, Giulio, achtzehn Jahre alt, und von selber Größe, selbem Aeußern, selbem Benehmen, so daß Sie mir gerade wie er erscheinen; und ich kann Sie nicht betrachten, ohne an ihn mich zu erinnern, und daß Thränen in meine Augen aufsteigen. Er war schön wie eine Blume, gut, o wie sehr! unschuldig, ich glaube, nie hat er Gott den Herrn beleidigt, und solchen Verstand und Fleiß besaß er, daß er stets alle Preise von der Schule mitbrachte. Er war mein Jubel, meine Wonne, der Schatz meiner Liebe, er liebte und verehrte mich, wie ich es mit Worten nicht sagen kann. Ach, ich war nicht würdig ihn zu besitzen! Jener Narr, jener entmenschte Adriano, mein Gatte und sein Vater, riß ihn mit wilder, roher Gewalt von meinem Herzen, um ihn in die lombardischen Legionen des Jahres 1848 einzureihen. Thränen, Schreien, Ohnmachten, verzweifelte Bitten, nichts half. Ich mußte ihn am Abend des fie-

denten Mai zum letzten Mal umarmen, hier oben in der Gallerie war es; der Arme weinte, und als er mir Lebewohl sagte, nahm er mich bei den Händen, drückte tausend Küsse darauf und setzte diese bestimmten Worte hinzu: „Mama, wir werden uns nicht mehr sehen, doch ich trage keine Schuld daran; lebend oder todt, stets gehöre ich Ihnen, ich werde Sie ewig lieben: beten Sie für mich!“

„Ach, Signora Clelia, lassen Sie es jetzt gut sein! regen Sie sich nicht noch schmerzlicher auf, das Weitere an einem andern Tage,“ fiel da Giulio ein, gerührt von dem Schluchzen der Dame, welche kaum zu athmen vermochte.

„Nein, nein, meine Kinder!“ entgegnete sie mit ungestümer Geberde: „ich habe keinen andern Trost auf der Welt als den, von ihm zu reden und ein Tröpfchen meiner Bitterkeiten in irgend eine Seele auszugießen, die etwas Gefühl besitzt. Und Sie, Giulio, und du, Maso, mein Täubchen, lernt von mir, einer ganz unglücklichen Mutter, und aus meinen Thränen, lernt die Sehnsucht und die Leiden und das Marterthum kennen, womit Eure Flucht das Herz Eurer Mütter erfüllt haben muß. Mein Adolph reiste ab, und ich habe ihn nicht mehr wieder gesehen. Zehn Jahre sind es nun, daß ich ihn beweine, und nach dem Tode seufze, daß er mich fortnehme, um ihn wieder zu sehen und ihn im Schooße Gottes wieder zu umarmen. Im Jahre 1849 wurde er nach der Schlacht von Novara nach Rom mitgeschleift, um dort die Belagerung gegen den Papst und die Franzosen auszuhalten. Er wurde gegen seinen Willen dorthin gezogen und that alles, um nicht kämpfen zu dürfen. In einer Nacht verkleidete er sich, begab sich zu einem eifrigen Priester, warf sich vor ihm auf die Kniee, beichtete ihm und beschwor ihn, ihn aus der Hölle zu reißen, in der er sich unter jenen verteufelten Legionen befand, und ihm wie immer

zur Flucht zu verhelfen, damit er nicht gegen die Vertheidiger des Papstes und von St. Peter kämpfen dürfe. Jener fromme Mann tröstete ihn und bat ihn um etliche Tage Zeit, indem er ihm versprach, so gut, als er es vermöge, sich für ihn zu bemühen. Doch inzwischen traf es meinen Adolph, die Villa Vascello außerhalb des Thores St. Pankratz mitbewachen zu müssen. Die Franzosen griffen sie unvermuthet an, und es trafen ihn drei Kartätschenkugeln, die ihm eine Schulter und eine Seite zerschmetterten. Drei Stunden lang kämpfte der Unglückliche mit dem Tode, verlassen wie ein Hund; und ich verdankte die Nachricht seines Todes der Artigkeit eines französischen Chirurgen, in dessen Armen er mit der Bitte verschied, an mich ja gewiß schreiben zu wollen. Unvergleichlicher Sohn! er dachte blos an mich. Er hatte ferners noch jenem guten Priester aufgetragen, er solle, wenn er nicht mehr zurückkehren würde, ihn für todt halten und in einem Briefe seine letzten Grüße mir senden und mich versichern, daß er sich wohl habe niedermetzeln lassen, doch keinen Schuß gegen die Franzosen gethan habe, die den Papst vertheidigten. Und jener Chirurg theilte mir mit, daß er bis zu seinem Ende mit den Akten des Glaubens und der Zerknirschung und mit den heiligen Namen des Herrn und der Mutter Gottes stets auch den Namen seiner Mutter verflocht, um sie ihnen zu empfehlen, sowie den seines Vaters, um ihm zu verzeihen. Was hat nun Adriano mit seinem barbarischen Opfer, ja mit seinem Sohnesmorde gewonnen? Spott, Trauer und Schmerz. O gewiß, der Ehrgeiz der Carignano und der Hunger jenes Schwarmes von Betrügern, die in den Schulden ersticken, und welche, um sie zu bezahlen, Italien drunter und drüber kehren, waren die Kosten dieses Opfers werth!

Obgleich Clelia hier zwei Bekehrten predigte, erweichte sie durch die Erzählung dieses ihres Unglückes sie doch der-

massen, daß weder der eine noch der andere seine Thränen zurückzuhalten vermochte; und Giulio hustete und schneuzte sich und bewegte sich auf seinem Stuhle hin und her, um nicht in lautes Schluchzen auszubrechen.

„Wie sehr bedauern wir Sie, gute Signora!" sprach Maso, nachdem sie mit ihrer Erzählung zu Ende war: „doch glauben sie, daß jetzt die Unsern zu Hause unsertwegen sich so bekümmern, wie Sie sich um Adolph betrüben?"

„Und könntet Ihr daran zweifeln?"

„Doch wir, Gott sei Dank, wir sind ja nicht todt."

„Und wer versichert sie dessen? Wie wissen Euer Vater und Eure Mutter, daß Ihr noch lebt? Und glaubt Ihr, daß die Gräfin, die Giulio nachreist und keine Nachrichten über ihn hat, fröhlich sein und in Frieden ihren Schlummer schlafen kann?"

„Wir, wir werden von jetzt an in Frieden unsern Schlummer schlafen," rief Adriano, der jubelnd in das Zimmer trat, zu Maso hineilte, um ihn auf die Stirne zu küssen, und Giulio zu umarmen: „Die Deutschen sind geschlagen. Die ganze Nacht über kamen in Mailand eine fortwährende Prozession Sanitätswagen voll Verwundeter, Reiter und zerstreute Infanteristen, und lange Reihen von Schwadronen, Bataillonen und Geschützen an, die sich zurückzogen. Sie verlassen alle Mailand; sie vernageln die Kanonen des Castells und der Veste auf dem Tosaplatze, schnüren ihr Bündel und setzen sich rasch auf die Eisenbahn nach dem Mincio. O was für ein Tag war gestern! Bereits flattern die dreifarbigen Fahnen aus den Fenstern und von den Balkonen; das Municipium bereitet sich vor, die neue Regierung des Königs Viktor zu verkünden, und die Verbündeten werden morgen oder übermorgen ihren Triumpheinzug in die Stadt halten. Ah, es lebe Italien! Tito, wollen Sie nicht mit mir kommen, um an jenem Triumphe sich zu weiden, um

Blumen auf die Standarten der Befreier der Lombardei zu werfen, und um den re galantuomo und den unüberwindlichen Kaiser Napoleon mit Jubelgeschrei zu empfangen? Heute Abend oder morgen früh reise ich ab, Tito, Tito, willst du mitkommen?"

Bei dieser Nachricht und bei diesem Anerbieten sprang der Jüngling in die Höhe, und indem er in einem überaus lebhaften Strahl der Liebe, der Hoffnung und der Freude erglänzte, rief er:

„Ja, ja, ja, nehmen Sie mich mit, Signor Adriano, denn ich hoffe dort eine andere, mir sehr werthe Person zu treffen."

„Und dieß wäre?"

„Seine Mutter!" sprach Clelia, vor Wohlgefallen über jene heftige Erregung Giulio's lächelnd, dem sein Herz aus den Augen strömte.

„Um so besser," entgegnete Adriano: „also heute, um vier Uhr, sogleich nach dem Essen."

„Das heißt, und warum nicht morgen?" erwiederte Giulio etwas zaudernd: „wenn es nicht unpassend wäre, würde ich Sie bitten, noch einen halben Tag zu warten, um über die gute Wendung mich zu versichern, welche die Genesung Maso's nimmt."

„Gut, ich werde sehen, und wir wollen den Arzt hören. Und in jedem Falle wirst du, Clelia, dableiben und unsern jungen Toscaner warten, denn du liebst jene Festlichkeiten nicht, und die italienische Tricolore würde in dir Krämpfe hervorrufen. O es lebe, es lebe Magenta!"

Wozu ein Geheimniß weiter bewahren, das bereits zu großem Theil entschleiert war? Giulio war es daher zufrieden, daß Clelia Adriano über seinen wahren Stand aufklärte, worauf dieser in der Verzückung seines Jubels seine Artigkeiten verdoppelte und ihm zugleich versprach,

Niemand anderer, ja nicht einmal Celso solle etwas davon erfahren.

Am folgenden Tage, nicht Morgens, sondern Nachmittags verabschiedete sich Giulio, ungemein dadurch getröstet, daß der Arzt seinen Freund außer aller Gefahr erklärt hatte, sich von letzterem, welcher mit gefalteten Händen ihn bat, er möge ja doch um der Barmherzigkeit willen zurückkehren.

„Sei doch ruhig, ich kehre auf jeden Fall zurück; wie magst du zweifeln?“ wiederholte Giulio gegen ihn.

„Und wirst du mir Kleider bringen, um mich gleich dir zu kleiden?“

„Das versteht sich; wir haben noch mehr als zweitausend Lire rein. Und dann, wenn ich die Mama finde, ih, wird sie mir so viel geben, um dich mit Gold kleiden zu können!“

„Doch wenn sie dich sogleich mit ihr nach Hause mitnehmen wollte?“

„Ei, ich werde sie im Gegentheile mit mir hieherbringen, und mit ihr auch Natalina. O Maso, bete zu Gott, daß ich sie finde. Mir kommt es als ganz gewiß vor, daß sie nach Mailand kommen müssen, um sich so dem Corps der Freiwilligen zu nahen, bei dem sie mich glauben; der Brief, den sie mir von Arona schickten, flößt mir großes Zutrauen darauf ein. Die Signora Clelia hat zu mir gesagt, es würde eine große Freude für sie sein, sie etliche Tage hier bei ihr zu haben. Ich bin voll Hoffnung. Doch Maso, willst du sonst noch was?“

„Ich wünschte sehr, daß du von Mailand aus an meinen Vater schriebest und ihm alles berichtest: kannst du es thun?“

„Gewiß, und ich werde es thun.“

„Und wirst du wirklich wiederkommen?“

„Ich schwöre es dir, sage ich; und ich gebe dir mein Herz dafür zum Pfand.“

„Dann wirst du auch daran denken, in meinem Namen deine Mutter zu begrüßen und ihr für den Abschied danken, den sie für mich erwirkt hat.“

„Gewiß! ich werde ihr mehr von dir als von mir sprechen. Und was soll ich zu Natalina sagen?“

„Danke auch ihr für ihre Medaille!“

„Blos das?“

„Ich lasse sie auch grüßen.“

„Sonst nichts?“

„Ich wüßte nicht, was ich ihr sonst zu sagen hätte. Ich kenne sie ja nicht.“

„Ich habe verstanden; lebe also wohl, mein schöner, guter Maso, lasse dich heilen und sei fröhlich!“

„Lebe wohl!“ entgegnete Maso. Giulio stieg hinunter und in den Wagen, und fort ging es mit seinem Wirthe zur nächsten Station nach Mailand.

XLV.

Die Reise dessen, der von Mendrisio in der italienischen Schweiz über die fruchtbaren Abhänge von Chiasso das Gebiet von Como betritt, ist in Folge des beständigen Wechsels der Landschaften und der Szenen, welche längs der Straße dem Auge des Wanderers sich öffnen, so wonnevoll und so verschiedenartig schön, daß man es gar nicht sagen kann. Denn diese führt von Hügel zu Hügel und von einer kleinen Ebene zur andern an den Seiten grüner, mit Hirtenwohnungen besäeter Höhen oder längs mit Bäumen wohl versehener und in frischem Grün prangender Thäler bis zu den Spitzen des Monte Olimpino hin-

auf. Hat man diese überstiegen, so beginnt sie abzufallen, umrahmt von Rändern, die mit Weinbergen bedeckt oder mit Gärten geschmückt sind; von prachtvollen Villen, welche sich auf deren Rücken zwischen dem Schatten der Eschen, den Reihen der Linden und Eichen erheben; von hübschen kleinen Palästen, welche weiß durch die Gebüsche der Bohnenbäume oder die Gesträuche der Rosenstöcke schimmern; von lachenden Obstgärten; von grünen und launischen Verstecken; von den lieblichsten Fernsichten schöner Gärten, erheitert von einer Menge Blumen jeder Jahreszeit und jeder Form, entweder an kunstlosen Hecken zerstreut, oder in wohlgeordnete Beete nach einem Plane eingetheilt; von reichen prachtvollen Pflanzungen von Obstbäumen, von Lauben aus Jasmin; von Wäldchen aus Steineichen, Lorbeerbäumen und jungen Eichen; und so fort bis zu den klaren Wassern des Sees, um dessen mondförmigen Schooß gleichsam wie eine Frau am Spiegel die reizende, artige Stadt Como liegt.

Von da fuhr am frühesten Morgen des fünften Juni Graf Giacomo, begleitet von einem stämmigen Bauren, in einem Wägelchen hinunter, gelenkt von einem Kutscher, welcher am Hut ein großes Band mit den Farben Savoyens trug, und von seinem Bocke flatterte ein gleiches Fähnchen hernieder. Der Himmel war rein und azurblau, im Osten ganz roth und orangenfarbig, und dieser schoß seine Strahlen in lebhaften Strichen aus Purpur und Gold über die grünen Kämme der Hügel; und in glänzendem Lichte saphirfarben erschimmernd strahlten sie an dem dichten Laub der Aepfelbäume die sanfte Farbe des Smaragdes zurück. In die linke Ecke sich lehnend schnarchte der Bauer gemüthlich, und mit dem Kopfe sekundirte er die Bewegung des Gefährtes und schlug jeden Augenblick denselben bald auf das heruntergelassene Deckleder, bald an die Schulter des Grafen. Doch dieser

achtete nicht auf diese Belästigung, er war ganz in den reizenden, heitern Anblick der Morgenröthe und in die Bewunderung des Jubels der Vöglein versunken, welche von jeder Hecke, von jedem Strauche, von jedem Zweige die sich erhebende Sonne begrüßten; und in großen Schlücken sog er jene so frische, doch feine und von den süßen Düften des Frühlings geschwängerte Luft ein. Als er jedoch Schritt um Schritt auf den Gipfel der Höhe gelangt war, von wo aus er vor sich die Thürme, sowie die von der Morgensonne vergoldeten Dächer der Häuser der Stadt Como entdeckte und zu seiner linken Hand den Umkreis des Sees gewahrte, welcher gleich einem Meere von Rosen und Rubinen sanft von der Morgenluft gekräuselt ward, erfaßte ihn eine solch große Verwunderung, daß er die Pferde anhalten ließ und ausstieg, um einen Augenblick lang vom Vorsprung eines kleinen Felsens aus das Schauspiel jenes so wundervollen Anblickes zu genießen, von dem man hätte sagen mögen, es sei durch Zauber entstanden.

Während er nun stumm und erstaunt sich an dem Anblick jener gleich Gärten prangenden Abhänge, jenes durch die krystallklaren, sich unter ihm glättenden Wellen schimmernden Glanzes und an dem Genuße jener Anmuth, jenes Lächelns, jenes Duftes um ihn herum, wodurch seine ganze Seele erweicht ward, weidete, da stieß plötzlich der Kutscher einen Ruf aus, der ihn aus seiner Betrachtung aufweckte, und welcher den tiefen Schlaf des Bauern unterbrach.

„Sehen Sie es, Signore? von dort kommt eine Gruppe daher!“ rief er, indem er auf ein Fähnchen Soldaten zeigte, die hervorkamen und zu ihnen heraufstiegen.

„Und sind sie es? sind es Garibaldiner?“ fragte der Graf, indem er seine Augen scharf auf jene Handvoll Bewaffneter richtete.

„Ja, es sind Garibaldiner, ohne Zweifel!“ entgegnete der Mann; und indem er sein Fähnchen herunternahm, begann er es gleichsam zum Zeichen guter Freundschaft zu schwenken.

Giacomo entfärbte sich etwas, und indem er einen Fuß auf den Wagentritt setzte und mit einer Hand an die Feder des Daches sich hielt, erwartete er sie mit offenem Gesichte.

„Halt! wer da?“ schrie einer aus dem Haufen, als dieser sich näherte.

„Freunde! es lebe Italien! es lebe Garibaldi!“

„Er lebe!“ schrien die Soldaten, denen Giacomo sogleich entgegen ging, sie begrüßte und sie fragte:

„Brave Jungen, wohin geht es?“

„Wir machen die Runde.“

„Ist General Garibaldi in Como?“

„Ja, mein Herr, seit drei Tagen.“

„Mit dem gesammten Corps seiner Jäger?“

„Ihnen zu dienen!“

„Und die Deutschen?“

„Die Deutschen, mein Herr, spielen entweder blinde Kuh, oder sie haben die Bremse an den Beinen,“ sagte ein mageres Bürschchen mit toskanischem Accent.

„Aus welchem Orte sind Sie, schöner Junge?“

„Aus San Miniato, zu Befehl.“

„Also ein Toskaner? Und haben Sie viele Landsleute unter den Freiwilligen?“

„Von den sieben, die Sie hier vor sich sehen, sind zwei aus Toskana,“ sagte ein anderer sogleich überaus höflich und mit gespitztem Schnurrbart: „er und ich, ich bin von Pistoja.“

„Ah! und bei welchem Regimente?“

„Wir sind alle beim dritten!“

„Wenn ich nicht irre, Signore, so fahren Sie nach

Como, um dort irgend einen unserer Cameraden aufzusuchen," sprach der Sergeant: „beeilen Sie sich, denn heute noch werden wir abmarschiren. Sie werden viele Lombarden, ja, ganze Familien dort treffen, die gekommen sind, um die ihren wieder zu sehen."

„Sie haben es errathen!" erwiederte freudig der Graf: „doch da Sie einmal so artig sind, würden Sie wohl die Güte haben, mir Nachrichten über Tito *** und Tommaso *** vom zweiten Regimente zu geben?"

Die Sieben schauten sich da gegenseitig an und zuckten die Achseln.

„Holla, Sie von San Miniato," fuhr Giacomo weiter, „und Sie von Pistoja, kennen Sie Ihren Landsmann nicht? Tommaso ist aus dem Großherzogthum."

„Sollte es vielleicht jenes magere, blonde Figürchen sein?" erwiederte der von Pistoja: „jener, der in Capriasco stets bei jenem andern sich befand, einem blassen, melancholischen Jüngling mit kastanienbraunen Haaren und mit jenem schönen Scheitel unter der Mütze?"

„Ah, jetzt erinnere ich mich daran!" rief sein Gefährte: „er ist unten in Como; gestern sah ich ihn im Café beim Thurmthor."

„Und war er mit Tito beisammen?" fragte Giacomo gespannt.

„Tito ist ein Romagnole, nicht?" sagte da ein fetter Bursche mit blatternarbigem Gesichte und einem Himbeermale auf der Unterlippe.

„Ja, er ist aus***"

„Wohlan, Signore, gestern Abend traf ich ihn in der Garküche; ich würde schwören, er ist es!"

„Also darf ich sicher hoffen, beide zu treffen?"

„Gewiß, gewiß!"

„Doch Tommaso ward in Varese verwundet," setzte der Graf hinzu.

„Wenn er in das Café geht, so beweist das, daß es blos ein Kugelritzer gewesen sein muß.“

„O gut! hier, brave Jungen, nehmt, da ist was zum Trinken!“ sagte ganz fröhlich der Graf, indem er in die Tasche langte und einige Geldstücke hervorzog, die er dem Sergeanten gab. Alle dankten ihm, versicherten ihm abermals, Tito und Tommaso seien in der Stadt, und indem sie sich fröhlich trennten, befahl Giacomo, während sie sich trällernd entfernten, dem Kutscher, weiter zu fahren und langte Schlag vier Uhr in Como an.

XLVI.

Drei Tage und drei Nächte waren es, daß der Oheim unseres Giulio ohne Aufenthalt durch Thäler und Berge fuhr, überaus bekümmert, den Neffen, wo immer auch er mit seiner Brigade wäre, so bald als möglich zu erreichen. Zu diesem Zwecke führte er jenen Landmann, der ihm zur Seite saß, und welcher ein geschickter und ihm in Turin von Cavalier Eugenio verschaffter Mann war, mit sich, damit er als sicherer und vertrauter Kenner der Orte ihm als Führer diene und zugleich ihm alle Neuigkeiten auftreibe und mittheile, da wegen des Krieges der gewöhnliche Gang der Posten unterbrochen, und es sehr schwer war, von der Lombardei Schreiben und Briefe nach Piemont zu senden.

Als er daher in die nächste Vorstadt Como's mit der freudigen Nachricht, die ihm das garibaldische Fähnchen mitgetheilt hatte, im Herzen einfuhr, fühlte er in seiner Brust ein so lebhaftes Kitzeln der Freude, daß er nicht an sich halten konnte, und es schienen ihm tausend Jahre, bis der Kutscher vor dem Gasthof zur Krone hielt, der

ihm als Logis empfohlen worden war. Denn dieser wollte zwei Stunden später nach Fütterung der Pferde nach Chiasso wieder zurückkehren; und da Giacomo im Sinne hatte, mit ihm seinen Führer zurückzusenden, um Eugenio Nachrichten über Giulio zu bringen, die er dann an die Gräfin Leonzia weiter zu schicken hätte, war er überaus begierig, dieses Paar Stunden zu benützen, um den Neffen in irgend einem Winkel der Stadt ausfindig zu machen, oder zum Mindesten authentische Aufklärungen über ihn aufzutreiben.

Daher ließ er rasch sein Gepäck abladen, und nachdem er den Kutscher auf sechs Uhr in den Gasthof bestellt hatte, eilte er in die Stadt und begann in den Strassen umherzulaufen, stets nach Giulio umschauend, den er in jedem Freiwilligen zu sehen glaubte, mit welchem er von der Seite oder von vorn zufällig zusammentraf. Und er stieß auf viele; denn ganz Como war voll davon, und es wimmelte davon auf den Plätzen, in den Strassen, in den Cafés, in den Schenken, an den Unterhaltungsorten und auf den Spaziergängen. Und so viele ihm einigermassen zugänglich schienen, ebenso viele sprach er an, um sie nach Tito und Maso zu fragen, indem er jedem sie, so gut er es vermochte, beschrieb.

Der erste, den er anredete, war ein ungezogener Schlingel aus Ancona, der ihm unter die Nase lachte und ihn nicht einmal einer Antwort würdigte. Nach diesem sah er einen Jungen mit offenen Zügen, der in seinem Aeußern und seiner garibaldischen Uniform ziemlich sauber war, und welcher rasch wie ein Kreisel hineilte.

„Guter Junge!“ sagte der Graf zu ihm, indem er an seine Seite trat: „wollten Sie wohl so freundlich sein, mir zu sagen, wo ich Nachrichten über Tito *** vom zweiten Regiment haben kann?“

„Mein Herr, um sichere Nachrichten zu haben, müssen

Sie Sich nach San Fermo da außen begeben; dort liegt mein Regiment, denn auch ich gehöre zum zweiten."

„O! und kennen Sie Tito?"

„Ich habe mit ihm zu Savigliano ein wenig gesprochen, doch es ist eine geraume Zeit, daß ich ihn nicht wieder sah."

„Aus welchem Orte sind Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ich bin aus Parma."

„Und seit wie lang haben Sie Tito nicht wieder gesehen?"

„Seit wir nach der Schlacht uns von Varese entfernten. Da war er gesund und frisch, und er zündete mir in Olgiate die Cigarre an, während wir nach Solbiate marschirten. Von da an traf ich nicht mehr mit ihm zusammen. Doch er ist ein sehr fein erzogener Junge, und ein Camerad von ihm, ein junger Toskaner, mit dem er stets beisammen war, sagte zu mir, er sei sehr reich und gleich mir vaterlos."

„Wenn ich also nach San Fermo hinaufgehe, so werde ich dort wenigstens jenen jungen Toskaner treffen?"

„Sie können es versuchen; ich kann Ihnen nichts weiteres sagen, da ich mich als Ordonnanz bei meinem Hauptmann befinde und nicht viel beim Regimente bin."

Mit diesen Worten grüßte er ihn artig und ging seiner Wege weiter.

Ein dritter, den Giacomo sogleich nach der Entfernung des andern fragte, war vom ersten Regimente, und konnte ihm daher über die beiden, ihm unbekannten Jünglinge keinen Aufschluß geben. Doch statt dessen erzählte er ihm von den fortwährenden Märschen, von den Ermüdungen und Strapatzen, welche die Freiwilligen vom siebenundzwanzigsten Mai bis zum zweiten Juni hatten ausstehen müssen; und dann begann er ihm den nächtlichen Angriff der Veste von Laveno zu erzählen, der so

schlimm und mit so großen Verlusten für die Alpenjäger ausgefallen war. Denn die Deutschen, von geheimen Spionen gewarnt, löschten die Lichter aus und erwarteten mäuschenstill die Garibaldiner, bis sie thörichter Weise die Wälle, die Schanzen, ja sogar bis zu den Fenstergittern hinaufgestiegen waren. Und dann, in einem Augenblicke sich erhebend, warfen sie mit dem Feuer der Geschütze, mit Musketenschüßen und mit den Spitzen der Bajonnette die Angreifer hinunter, unter denen sie ein blutiges Gemetzel anrichteten. „Uh, wie spießten in jener Nacht die Croaten jene Drosseln an!“ rief er dann, indem er eine Hand hinstreckte: „sehen Sie diesen Kratzer? ich erhielt ihn dort; und ich darf vom Glück sagen, daß ich meine Haut nach Como zurückgetragen habe.“

Das waren schöne und gute Geschichten; doch was halfen sie Giacomo, welcher gierig war, bestimmte Nachrichten über Giulio oder Maso, nicht aber über die Kühnheiten und die Verwegenheiten Garibaldi's zu haben; und es verdroß ihn, sogleich nach San Fermo sich begeben zu müssen, indem er den Kutscher ohne seinen Bauer mit dem Briefe abreisen ließe. Er fuhr daher fort, bei allen Freiwilligen, die er entdeckte, seine Nachforschungen anzustellen. Einige zuckten die Achseln und entgegneten ein kaltes Hm! worauf sie weiter gingen. Andere sagten zu ihm, die beiden Jünglinge seien in die Stadt spazieren gegangen; wieder andere, sie befänden sich auf den Posten von Borgovico; andere meinten, sie machten vielleicht die Runde gegen Camerlata zu. Mancher ließ als wahrscheinlich fallen, sie wären davon. Von einer kleinen Gruppe, die rittlings auf den Bänken einer Osteria saß und rauchte, erfuhr er, Maso sei gefangen genommen worden, und Tito habe in Laveno eine leichte Wunde davongetragen. Jener wies ihn an den Adjutanten des

Obersten Medici; dieser meinte, er solle im Spitale nachschauen.

Wie jeder Leser leicht sich denken kann, war dieß alles ein solches Durcheinander von Dingen, daß selbst das Hirn eines Archimedes damit nicht zurecht gekommen sein würde, geschweige das vom Grafen Giacomo. Gelangweilt von so vielen Widersprüchen und durch die Zeit gedrängt begab er sich daher zu seinem Gasthof zurück, wo ihn der Kutscher erwartete. Da vernahm er bei seinem Eintreten die Gerüchte der großen Schlacht von Magenta, die am Tag vorher geschlagen worden war, und worin die Franzosen gesiegt hatten, sowie daß die Thore von Mailand den Verbündeten offen standen; und diese Nachricht war ein solcher Schlag für ihn, daß er in seinem Leibe ganz den Schauer eines viertägigen Fiebers fühlte.

Man muß nämlich wissen, daß bei jenem Kampfe zwischen den Francosarden und den Oesterreichern der Graf für letztere Partei nahm und von ganzem Herzen wünschte, daß die piemontesische Regierung trotz ihres Beschützers kopfüber, wie er sagte, in den Po gestürzt würde. Und das nicht deßhalb, weil er im lombardisch venetianischen Königreich eine fremde Herrschaft einer nationalen vorzog, denn auch er hätte, wenn es möglich sein würde, das gute Recht unverletzt zu erhalten, gewünscht, jenes Königreich wäre frei und von Wien unabhängig geworden, sondern deßhalb, weil er mit allen verständigen Italienern voraus sah, daß die Befreiung von Deutschen die Halbinsel blos in die Krallen anderer Fremden werfen, und daß man unter dem Vorwand, den Carignano in Turin fett zu machen, aus Italien ein Brutnest aller freimaurerischen wilden Thiere unter der Herrschaft einer magischen Ruthe machen würde.

Nun hatte Giacomo vor den Sektirern, wie immer auch ihre Rinde war, einen Gräuel gleich dem Wasser

vor dem Feuer; ebenso hatte er nicht die geringste Sympathie für die Dynastie der Carignano, denen er vorwarf, von dem berühmten Hause von Savoyen ausgeartet zu sein; und schließlich nährte er einen scharfen Groll gegen gewisse magische Ruthen, welche vor fünfzig Jahren, und ehe er geboren war, sein väterliches Erbe mißhandelt und einen ihm ganz nahe verwandten Bischof in die Verbannung getrieben hatten, auf dem keine andere Schuld lastete als die dem heiligen Papst Pius VII. treu geblieben zu sein. —

Wegen all dieser Dinge und wegen anderer, die es überflüssig wäre aufzuzählen, hielt er die Deutschen in Italien, da es von den geheimen Gesellschaften bearbeitet wurde, für nützlich und nothwendig, wie nach seinem Gleichnisse die Zugpflaster für den von bösen Säften geplagten Kranken heilsam sind; und lieber verstand er sich dazu, zu sehen, wie die Herren Cicisbei und Ganymede der italienischen Carbonari von den österreichischen Generälen väterlich gezüchtigt, als daß ihre Brüste mit Ritterorden durch einen König Italiens von Gnaden der Sekten geschmückt wurden.

Ueberdieß befürchtete er eine Eroberung Frankreichs; und er besaß eine solche Art zu räsonniren, daß er kraft derselben bewies, von den zwei Uebeln, das heißt von einer österreichischen oder französischen, wenn auch, wie er sagte, auf piemontesisch vermummten Herrschaft, wäre das österreichische dem französischen Uebel vorzuziehen. Denn (wir sprechen nur mit seinen Worten) der Oesterreicher bedrückt, doch der Franzose greift mit Gewalt an; der eine verlangt, der andere aber ist gewaltthätig; der eine ist starrköpfig, der andere jedoch ist launisch; der eine befeindet die Liberalen, der andere betrügt sie; der eine schmiegt sich an und läßt die Sachen etwas gehen, wie er sie findet, der andere stoßt sie um und maßt sich an, sie

nach seinem Belieben umzumodeln; der eine hält sich für das, was er ist, das heißt für ein Volk, wie die andern Völker der Welt; der andere will über die Sterne hinaus und gibt sich für ein Mustervolk aus. Alles würde daher, was in Italien nicht mit Frankreich gleichmäßig wäre, Drachme um Drachme wie durch Zauber französirt. Das berühmte chez nous würde nach Art wie bei den Chinesen die Regel des Schönen, des Guten, des Anständigen, des Billigen; und Gesetze, Bräuche, Gewohnheiten, Ceremonien, Geschmackssachen, Künste, Literatur, Sprache, kurz Alles müßte sich in Italien nach jenem ewigen Muster des chez nous der Seine modeln. Gesetzt nun dieser Beweis wäre wahr, so ist an seinem Zwingenden gar nicht zu zweifeln. Wir jedoch wollen das Verdienst seiner Wahrheit nicht untersuchen. Uns genügt es, ihn berichtet zu haben, um unsere Pflicht als Erzähler zu erfüllen.

Außerdem war Giacomo in Folge seiner Grundsätze, seiner Gesinnung, seiner Erziehung ein ergebener Anhänger des Thrones des Papstes, seines Königs. Er wußte, daß die Leiter jenes angezettelten Krieges vor allem darnach zielten, diesen Thron umzustürzen und einen um den andern aus dem Diademe des heiligen Petrus seine kostbarsten Edelsteine zu reißen, um damit die Kronen jener zu schmücken, für die man die Königreiche des künftigen Italiens bestimmt hatte. Und dieser frevelhafte Plan brachte das Blut in seinen Adern zum Sieden und lockte aus seinem Munde gewisse Verwünschungen gegen die Meuchelmörder des Papstes hervor, die dem Grafen Giacomo eigen waren, und die jetzt unter dem Mantel weder des italienischen, noch des französischen Himmels geäußert werden durften.

Es mag sich daher der Leser selbst denken, welche Erschütterung es für den Geist des Grafen gewesen sein mochte, als er die so unverhoffte Neuigkeit einer Nieder-

lage der Oesterreicher erfuhr. Theils deßhalb, theils aus Aerger über die Verwirrung der von den Garibaldinern in Betreff Giulio's erhaltenen Winke schritt er sein Zimmer auf und ab, rieb sich die Stirne, schnaubte wie ein Stier und schaute fast wie außer sich in die Höhe, während Procopio, so hieß der Name des Landmannes, und der Kutscher ihn verwundert und verdutzt anstarrten und es nicht wagten, das Wort an ihn zu richten.

„Wohlan, Herr Graf!“ sprach endlich Procopio mit über den Rücken gefalteten Händen: „was soll geschehen?“

„Es ist bereits halb sieben!“ bemerkte schüchtern der Kutscher.

„Einen Augenblick! laßt mich einen Augenblick in Ruhe, damit ich meine Gedanken zusammen nehmen kann!“ erwiederte Giacomo; und indem er wieder auf und niederschritt, studirte er bei sich über die sich wiedersprechenden Angaben nach, die man ihm in Betreff Giulios gemacht hatte; und als er sie zusammen rechnete und die günstigen gegen die ungünstigen abwog, fand er, daß erstere mächtiger waren und letztere überwogen. Indem er also sich mehr von seiner gläubigen Liebe, als von den Geboten der Klugheit rathen ließ, setzte er sich hin und schrieb sogleich an den Cavalier, er solle die Schwägerin benachrichtigen, daß es schien, die Jungen seien gerettet, und daß er hoffe, ehestens mit Giulio in das Vaterland zurückzukehren. Und nachdem er den Brief geschrieben und gesiegelt hatte, übergab er ihn Procopio, den er nach reichlicher Bezahlung verabschiedete.

Wohl müssen wir zugeben, daß der Inhalt seines Briefes etwas voreilig war. Doch wird man ihn entschuldigen, wenn man bedenkt, daß der arme Edelmann, abgesehen davon, daß die schlimme Nachricht von Magenta ihn betäubt hatte, überaus wünschte, sogleich der verlassenen Mutter Giulio's irgend welchen Trost zu senden; daß

er keine günstigere und unfehlbarere Gelegenheit als diese dafür zur Hand hatte, und daß er nicht den geringsten Argwohn über die gar große Leichtigkeit hegte, womit besonders im Kriege die Soldaten die Orte verwechseln, die Dinge umkleiden, über die Personen sich irren, wie schwer und gramvoll auch ihre Berichte einem fallen mögen.

Als dieses geschehen war, entschloß er sich, seine Nachforschungen zu verdoppeln. Er war bereits auf der Stiege, um neuerdings die Strasse zu betreten, als er auf einen garibaldischen Offizier stieß, welcher nach Anhörung seines Falles ihm rieth, dem General einen Besuch zu machen; er solle sich daher sogleich in das Rathshaus, in dem jener damals sich aufhielt, begeben und gemäß seinen Anweisungen handeln. Der Rath gefiel Giacomo; und obwohl er einsah, es werde schwer halten, von Garibaldi den Abschied Giulio's zu erwirken, während er eben Jünglinge um jeden Preis anwarb, so entschloß er sich doch nichts destoweniger, mit ihm sich zu benehmen, im Vertrauen, daß jener im schlimmsten Fall ihm den Knoten in die Hand geben würde, um seine Strähne auseinander zu wickeln.

Für den Grafen war es zwar eine große Demüthigung, jenem Abenteurer sich vorstellen zu müssen, den er so herzlich verachtete.

„Doch die Gewalt der Liebe
Ist stärker, als jed' andre ist . . . ."

und in jenem Maße, als der Wunsch, den so theuren Neffen wieder zu gewinnen, ihn verleitet hatte, das dreifarbige Band, das er das schlechte Kreuz von Savoyen nannte, an die Brust zu heften und das Aeußere eines Liberalen zu heucheln, in eben diesem Maße überwand er sich so weit, um keck mit jenem Haupte der Freiwilligen sich zu besprechen, welcher weder je das bezaubernde Auge der Schlange, noch den Pesthauch des Basilisken gehabt

hat. Und in Wirklichkeit, als er in den Palast sich begeben und nach ihm gefragt und gehört hatte, er werde sogleich aus jenem ihm bezeichneten Saale treten, erwartete Giacomo ihn da, indem er erregt das Vorzimmer auf und nieder schritt und einen gewissen kalten, leichten Schweiß sich abtrocknete, der ihm durch die Haut sickerte, und er überdachte bei sich:

„Was werde ich wohl zu ihm sagen?"

XLVII.

Es waren keine zehn Minuten verflossen, als die Thüre des Saales sich öffnete, und der General hereintrat, umgeben von drei Bürgern und von zwei Offizieren in azurblauer Uniform mit grünen Aufschlägen und silbernen Schnörkeln in Arabeskenform an den Aermeln. Er selbst trug auf dem Kopfe einen Hut mit breiter Krämpe und stumpfem Kegel, war bis zum Halse zugeknöpft und zog an der Seite einen Säbel nach sich, der an einer um seine Lenden gegürteten Binde hing; doch war er etwas unmuthig und sprach mit zweien der Bürger etwas hitzig. Giacomo hielt sich ein wenig bei Seite, und in der Erwartung, daß das Gespräch sich ende, maß er jenen wunderlichen Mann vom Kopf bis zu den Füßen und überdachte in seinem Geiste die ersten Begrüßungen, womit er ihn bei seiner Anrede fesseln könnte.

Giuseppe Garibaldi ist, wie alle, die ihn sahen, oder von ihm hörten, wissen, von mittlerer Statur, seine Schultern sind viereckig und massiv, seine Glieder knochig, musculös und stark, sein Körperbau kräftig und herkulisch. Sein Haar ist röthlich, sein Teint ebenfalls, seine Züge sind scharf. Sein Bart ist eher lang als nicht, und er

trägt lange Haare, die kunstvoll auf der rechten Schläfe, um das darunter sich befindliche, stumpfe, mißgestaltete Ohr zu verbergen, gescheitelt und nach hinten gekräuselt sind. Seine Stirne ist erhaben und groß und so unbeweglich, daß es scheint, als wäre sie aus Bronce gegossen; sein Auge ist leuchtend und scharf, und er versteht es, die Brauen, man weiß nicht ob aus Lebhaftigkeit oder aus Wildheit, so dazu zu runzeln, daß sie den angebornen Glanz seines Blickes verdüstern; sein Nase ist gerade und von so gemäßigter Form, daß sie das Ehrbarste ist, was aus jenem Gesichte hervortritt. Sein Mund ist unsichtbar, denn er ist von einem dichten und borstigen Barte umgeben. Seine possenhaften Schmeichler jedoch behaupten, sein Mund sei ein Sitz der Anmuth, und unter jenen struppigen Borsten, welche den Uneingeweihten jene Korallenlippen von ihm verbergen, blitze er ein gewisses Lächeln hervor, das die Herzen bezaubere. Es muß sein wie das Lächeln des Mars gegenüber dem Knaben der cyprischen Göttin. Seine ganze Miene ist verwegen, wild, seemännisch; sein Schritt ist fest und entschlossen, seine Geberden trocken und rasch, seine Worte mehr gesucht als spärlich. Jene, die ihn umgeben und auf freundschaftlichem Fuße mit ihm verkehren, behaupten in Prosa und in Versen, er sei in seinen Manieren frei und ungebunden, im Gespräche freundlich und heiter, liebenswürdig und ergötzend in seiner einfachen und schichten Sprache, er besitze scharfen Witz, womit er einen kitzle, er zanke selten, lobe entschieden, wisse dem Ernsten und Einfachen sich anzupassen, habe den Blitz und den Regenbogen zu Befehl, gebiete über das Lächeln und das Weinen und könne, wenn er wolle, furchtbar und sanft, süß und wüthend sein. Daraus ersieht man, daß er, wenn man die Uebertreibungen hinwegnimmt und ihn in seinem einfachen Wesen betrachtet, von der Natur mit verschiedenen Gaben beschenkt ward,

die ganz dazu passen, um den politischen und kriegerischen Schauspieler zu machen, oder wie einige sagen, um den Policinell in der Maske des Cincinnatus ausgezeichnet zu spielen.

Wahr ist es, daß der Garibaldi vom Jahre 1859 in vielen Beziehungen anders sich zeigte, als der Garibaldi vom Jahre 1862. Denn damals lästerte er nicht mit solcher Feierlichkeit, wie er es jetzt mündlich und schriftlich thut, das, was es Heiligstes im Himmel und auf Erden gibt. Damals zeigte er sich nicht als jenen dünkelhaften Komödianten, als welcher er seit August dieses Jahres (1862) von einer Stadt Italiens zur andern umherzieht, um Beifall sich zu erhaschen, um Huldigungen sich zu erschnappen, um Triumphe zu genießen. Damals entpuppte er sich nicht als jener Schwätzer, als jener Märchenerzähler, als jener Possenreißer, als der er jetzt in allen Theatern auftritt, um die Stutzer zu haranguiren, als der er jetzt von allen Balkonen der Rathhäuser der Plebs vordeklamirt, in allen Schenken den Höckern vorpredigt, in allen Spielhäusern mit den Weiblein und Schelmen schön thut. Damals ging er nicht, um sich zu zeigen, wie jetzt umher, stolz und in die Brust geworfen mit einem buntgemalten Mantel nach amerikanischer Mode, so daß man sagen möchte, es sei ein der Garderobe des Harlekins gestohlener Mantel; noch schmückte er sich mit Federn nach Art des Raben Aesops; noch schritt er unter dem Festgeheul des Pöbels dahin, indem er sein Haar schüttelte, die Backen aufblies und wie ein Truthan das Rad schlug. Damals verpestete er nicht, um glauben zu machen, er sei das achte Wunder der Welt, die Erdkugel mit seinen Briefen, noch betäubte er die Luft mit seinen Tiraden, in denen er jetzt gewöhnlich Berge spaltet, Meere trocknet, Sterne versetzt, den Teufel bedroht oder Rom und alles verspricht, und zwar in einem Styl, welcher das Sublimat

aller Aufschneider ist; noch schimpfte er damals über die Könige und schmähte er über die Kaiser, noch exkommunizirte er den Papst, noch schändete er die Kirche, noch verwünschte er das Priesterthum, noch fluchte er den Gewalthabern, indem er den Zorn des Weltalls herausforderte, wie der Frosch in der Fabel die Gestirne des Himmels reizte. Es ist ganz wahr, der Garibaldi von damals hatte noch nicht den Gipfel des Heldenthums in der Hanswursterei erreicht, der ihm später einen überaus leuchtenden Sitz im Olymp der Erzprahler und der Hauptgaukler beider Welten erworben hat.

Doch es ist zu bemerken, daß der Garibaldi vom Jahre 1859 vor Kurzem erst von einer Barke ausgespien ward, auf der er nach China gefahren war, um dort Handel zu treiben, und daß er so eben von dem kleinen Eiland Caprera hervorkam, auf dessen Gestaden er den Kohl gepflanzt und die Rüben gegraben hatte, so daß man an seinen Händen noch die rauhen Schwielen der Schaufel und der Hacke sah. Es ist zu bemerken, daß jener Garibaldi, um ärmer zu sterben, als er gelobt hatte, noch nicht heimlich in die Bank von London die Säckchen voll sizilischer Unzen und neapolitanischer Doppeldukaten gelegt hatte; daß er noch nicht das prunkvolle Amt des Diktators eines Königreiches bekleidet hatte, das er mit den Waffen erobert zu haben sich den Schein gab, das ihm jedoch in Wirklichkeit wie einem Procurator von der Treubrüchigkeit feiler Generäle und von der Illoyalität erkaufter Minister abgetreten wurde. Es ist zu bemerken, daß jener Garibaldi aus Sucht nach Aufsehen noch nicht das ihm von Cavour angebotene Großkreuz des Annunziataordens ausgeschlagen hatte, womit das heutige Piemont die berühmteren Uebelthäter bestraft, und daß er noch nicht den Titel eines Fürsten von Palermo verschmäht hatte, den ihm demüthig ein gekröntes Haupt anbot, und daß er den servilen Magnaten

des neuen Königreiches Italien noch nicht ihre Ehrenbezeugungen, ihre Pensionen, ihre einem türkischen Serail entlehnten Huldigungen in das Gesicht geworfen hatte. Kurz, es ist zu bemerken, daß der Garibaldi jenes Jahres noch nicht oben auf dem Candelaber der Demagogen stand, daß der zu seinen Füßen angebrannte Weihrauch ihn noch nicht trunken gemacht hatte, ihn noch nicht in thörichtem Stolze über Gott und die Menschen erhob, dem Sprichwort gemäß:

„Kein Stolz ist gleich dem Hochmuth dessen, der, im Staub geboren,
Vom laun'schen Schicksal ward zu hoher Stellung auserkoren!"

Wenn gewisse schöne Seelen klug gewesen wären, würden sie die Geschichte mit den beiden Garibaldi, wovon der eine lebt und erdichtet, der andere aber todt und wahr ist, nicht ausgegrübelt haben, die sie dann als Nahrung für die guten Leutchen des niedern Volkes von Neapel ausbreiteten, das sie für einen Glaubensartikel hält. Man muß nämlich wissen, daß man seit zwei Jahren sich zuflüstert, der Garibaldi der Alpenjäger und der Tausend von Marsala sei gestorben und begraben; er sei in der Schlacht am Volturno getödtet worden; seine Parteigänger aber hätten, um aus seinem Namen so viel Saft als möglich herauszupressen, einen gewissen Seiltänzer und Charlatan gesucht und gefunden, welcher dem Verstorbenen wie ein Milchtropfen dem andern gleiche; diesem hätten sie das rechte Ohr verstümmelt, dann so lange auf Caprera abgeschlossen gehalten, bis sein Haar und sein Bart anständig lang geworden sei; und indem sie ihn zumodelten und unterwiesen, wie er mit Anstand den alten Abenteurer wiedergeben solle, hätten sie ihn auf die Scene gebracht und ihn ausgesendet, um alle die Hanswurstiaden zu vollführen und zu sprechen, womit der Garibaldi von heute Europa zum Gelächter reizt, Turin den Krieg macht und den italienischen Pöbel belustigt.

Und damit niemand zweifle, daß die Dinge sich wirklich so verhalten, und nicht anders, suchen sie das Geschichtchen mit den schlagendsten Gründen auszuschmücken. Sie nennen den Namen, den Beinamen, das Vaterland, die Profession, sie spezifiziren die Lebensweise, die Tugenden und die Wunder des Betrügers, welcher unter dem Aeußern des Giuseppe Garibaldi umhergeht. Sie zitiren die Zeugen, welche gesehen haben, wie der wahre Garibaldi fiel, den Bauch von Kartätschen zerrissen; sie zeigen den Ort, sie benennen den Tag und die Stunde ganz genau, mit den geringsten Einzelnheiten des Falles. Ja, wir haben selbst gehört, wie ein Militärchirurg des aufgelösten neapolitanischen Heeres auf sein Herz hin schwor, er sei bei der Tödtung Garibaldi's in der Nähe gewesen; er habe gesehen, wie er mit zerschmettertem Unterleib vom Pferde fiel, er habe gesehen, wie man ihn eiligst in einen Wagen brachte, und wie dieser Wagen mitten unter den Kugeln der Kanonen und dem Zischen der Granaten, die hinter ihm herblitzten, einem Abgrund zuflog. Was weiter? wir kennen mehrere Garibaldiner, die nicht gezaudert haben, diese Thatsache zu bekräftigen, wenn auch ganz leise, denn es würde sie das Leben kosten, es zu offenbaren.

Von den Zeugnissen gehen besagte Schöngeister zu Vergleichungen über, und sie beweisen mit dem Röthel und dem Probirstein in der Hand, daß der Garibaldi von heute nicht der Garibaldi von einst sein kann. Denn, so sagen sie nämlich, jener vermochte nur mit Mühe die Feder zu führen, und dieser kritzelt täglich einen großen Band Briefe und albernes Gewäsch zusammen; jener besaß nicht so viel Grammatik, daß es ihm gelungen wäre, blos vier Perioden Improvisation zusammen zu bringen, dieser schwätzt öffentlich den ganzen, lieben, langen Tag, daß er damit zehn Windmühlen in Gang brächte; jener war oder schien ein Soldat, dieser scheint es nicht einmal,

er ist ein bloßer Bajazzo; jener war verschwiegen wie die Nacht, dieser posaunt seine Handlungen hoch oben von der Rednerbühne herunter. Und in diesem Style geht es fort, indem sie Vergleichungen auf Vergleichungen und Widersprüche auf Widersprüche mit solch kräftiger Logik und solch sichtbarem Contrast häufen, bis es ihnen scheint, sie lassen die guten Leute mit offenen Mäulern und ohne irgend eine gewichtige Einrede zurück. Gleichsam als müßte man zum Beispiel annehmen, der lebende Garibaldi, der Garibaldi in Fleisch und Knochen habe stets mit eigener Hand geschrieben und mit eigenem Verstande diktirt! Das Geschwätz, das er auf seinen Rundreisen zum Besten gab, sei stets streng grammatikalisch construirt gewesen und wäre ihm nicht von hinten durch einen Fra Pantaleone oder sonst einen derartigen Cicero eingeblasen worden; der Mann, der aus Liebe zu Italien alle Geschäfte betrieben hat, angefangen vom Bauern bis hinauf zum Diktator, und vom Piraten bis zum piemontesischen General, sei nicht geneigt aus Liebe zum selben Italien auch das Geschäft des Marktschreiers zu betreiben. Ei doch! sehen wir nicht, wie heutzutage gewisse große Gewalthaber die Diplomatie zum Kampfplatz der Taschenspieler machen, wie sie die Staatskunst zu einem Gewirr von unwürdigen Betrügereien, Winkelzügen, Zweideutigkeiten, Schlauheiten, Lügen, Verschmitztheiten, schmutzigen und feigen Erfindungen umwandeln, so daß die Märkte der Höcker und die Ghettos der Hebräer davor die Segel streichen müssen? Und soll es einen daher wundern, wenn ein Garibaldi, welcher weder ein Diplomat, noch ein Rathsherr ist, zur Erzielung seiner Absichten vom Ernst eines Cato's zur Leichtfertigkeit eines Mimen, und von der kriegerischen Ehrwürdigkeit eines Spartacus zur komödiantenmäßigen Zügellosigkeit eines Gauklers übergegangen ist?

Doch das möge genügen; denn es ist nicht unsere

Absicht, den Einfältigen diese Schrullen und Pfiffe und Kniffe auszureden und sie ihnen klar zu machen, welche ihnen die eben von uns erwähnten Spaßvögel eingeredet haben. Im Uebrigen weiß es das Königreich Italien gut, ob der Garibaldi, den es vor Kurzem in den Schluchten von Aspromonte in Calabrien schlug, verwundete und gefangen nahm, ein geborgter Popanz ist oder nicht. Der Leser möge daher nachsichtig mit uns dafür sein, daß es uns beliebte, diese kleine neapolitanische Fabel hier mit einzuflicken, um unserer Erzählung, welche einige als übermäßig historisch und positiv taxiren, mit einem kleinen, saftigen Romane zu würzen. Und so schließen wir denn dieses Capitel mit der Alten am Kamine, die da sagt:

Eng sei das Blatt, der Weg sei breit und gewählt,
Erzählt das Eure, das Meine hab' ich erzählt.

XLVIII.

„General, ich schätze mich sehr glücklich, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen und diese Rechte zu drücken, welche so tapfer den Degen zu führen weiß!" sagte Giacomo, indem er sich ganz furchtsam Garibaldi näherte und ihm die Hand drückte, sobald dieser die drei Bürger verabschiedet hatte.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" erwiederte der andere kalt und mit starrem Blicke.

„Mit Graf *** aus ***."

„Ach, aus der Romagna! bringen Sie irgend welchen Auftrag? rüstet man sich dort, die Canaille der Pfaffen und der Deutschen zu verjagen?"

„General!" entgegnete Giacomo etwas verlegen: „ich

habe keine Aufträge an Sie. Ein Neffe von mir befindet sich unter Ihren Jägern . . . ."

„Gut, das freut mich."

„Und ich bin gekommen, um Nachrichten über ihn zu erhalten und ihn wieder zu umarmen. Wie soll ich es machen, um ihn zu sehen?"

„In welchem Regiment steht er?"

„Im zweiten."

„So wenden Sie Sich an den Adjutanten des Obersten Medici."

In diesem Augenblicke trat hastig ein Offizier des Generalstabes ein, in kurzem Waffenrock, mit vergoldeten Borten und Tressen, und er reichte dem General ein Schreiben hin. Dieser nahm es und entsiegelte es, warf einen raschen Blick hinein, runzelte die Stirne, und ohne Giacomo eines Grußes zu würdigen, entfernt er sich, indem er diesen gespannt und stumm wie einen Pfahl stehen ließ.

„Uhff!" sagte er da wüthend zu sich selbst: „es war der Mühe werth, daß ich mich so weit erniedrigte, mich vor diesem Grobian zu verneigen, um dafür diese saubere Behandlung zu erhalten! uh, der ungeschliffene Bauer! uh, der einfältige Beutelschneider!"

Und so bei sich brummend und murrend ging er wieder seinem Gasthofe zu, wo er eine Droschke nahm, um sogleich nach San Fermo zu fliegen. Daselbst angelangt, gerieth er in dasselbe Wespennest wie vorher. Der eine sagte, Tito sei todt, Tommaso gefangen, der andere das Gegentheil; andere ließen beide getödtet sein. Der Hauptmann ihrer Compagnie wußte nichts anderes zu sagen, als daß beide beim Apell in Como nach dem Scharmützel von San Fermo fehlten, und daß man sie später nicht mehr wieder sah. Der Graf fühlte sein Herz in der Brust erstarren, er war außer sich und wußte nicht

mehr, an welchen Strick des Himmels er sich klammern sollte, um aus dem unentwirrbaren und fürchterlichen Labyrinth, in das er sich verirrte, herauszukommen.

Da war es denn, daß ein sehr artiger Jüngling von bräunlichem Teint, mit schwarzen Augen und kleinem Munde, um den ein lieblicher Zug spielte, sich ihm nahte; seine Kleider jedoch waren ganz zerlumpt, er war abgemagert und ermattet, so daß er Mitleid bei einem erregte. Dieser nahm Giacomo bei Seite und sagte mit leiser Stimme trüb und ehrfurchtsvoll zu ihm:

„Sind Sie es, Herr Graf ***? kennen Sie mich nicht mehr?“

Giacomo sperrte die Augen weit auf, schaute ihn starr an, worauf er seine Hände auf die Schultern des Jungen legte und halb betäubt auszurufen begann:

„Du, Achille? du? doch bist du es, oder bist du es nicht?“

„Ach! ich bin es nur zu sehr, theurer Pathe!“ erwiederte erröthend der Junge, indem er aus Scham die Augen zu Boden schlug.

„Wie? Heiliger Gott! du ein Garibaldiner? du, mit fünfzehn Jahren? ah, ich träume!“

„Nein, Graf, Sie träumen nicht. Ich bin es, Achille, Ihr Taufpathe!“ entgegnete der andere mit zwei Thränen. „Sagen Sie mir, haben Sie Nachrichten von den meinen zu Hause? ist mein Vater aus Paris zurück? die Mama, der Großvater, die Schwestern, die Brüderchen, sind sie alle wohl und gesund?“

Achille? doch ist dieß möglich? ei, warest du nicht am Gymnasium zu ***? doch, weiß es denn der Marchese Alfonso?“

„Sie haben mich verrathen, theurer Pathe! sie haben mein Blut verkauft! Niemand weiß es, ich sterbe vor Hunger, ich habe keinen Bajocco, ich wage es nicht zu

schreiben ...." und da brach der Jüngling in solches Weinen aus, daß er es nicht mehr hemmen konnte. Um ihn zu beruhigen, umarmte ihn Giacomo, er drückte ihn an sein Herz, küßte ihn und tröstete ihn durch väterliche Liebkosungen; und dann begann er mit ungestümer Liebe zu rufen:

„Ich werde dich zu deiner Mutter zurückführen, uh! doch wie? nicht einmal an den Gymnasien sind unsere Söhne sicher? ach Gott! Achille, schnalle deinen Gurt auf, und wirf diesen schändlichen Säbel weg! reiß diese Knöpfe mit dem Kreuze des schlechten Räubers ab! komm hieher, erzähle mir alles .... doch sage mir vorher: „bist du beim Regimente Giulio's? meines Neffen?"

„Giulio's? wie? des Sohnes der Gräfin Leonzia? auch er ist Garibaldiner?"

„Weh mir! und bist du nie mit ihm zusammen getroffen?"

„Nein."

„Doch bei welchem Regimente bist du?"

„Ich bin beim dritten, und bin zufällig hier in San Fermo."

„Und wann wurdest du angeworben?"

„Wenige Tage vor dem Kriege."

„Ah, also hast du Giulio nie gekannt?"

„Nein! wie hätte ich ihn kennen sollen? ich war von Kindheit auf stets im Gymnasium eingeschlossen. Doch ach! Pathe, bei der Liebe Gottes, befreien Sie mich, flüchten Sie mit mir, reißen Sie mich aus dieser Hölle! Ich kann nicht mehr; ach ja, ja, führen Sie mich nach Hause zu meiner Mutter zurück!"

Dieser noch so zarte Knabe war die süße und schöne Hoffnung eines reichen und angesehenen Hauses der Emilia, sehr nahe mit der Familie unseres Giulio's verwandt. Achille, welcher von Giacomo über den Taufstein gehalten

worden ward, war der erste von drei Brüdern und hatte zwei größere Schwestern, deren ältere, Namens Amalia, die Gräfin Leonzia bereits für Giulio ausersehen hatte; es war eine in jeder Hinsicht sehr glänzende Partie. Wie Achille zugleich mit zweien seiner Gefährten vom Gymnasium, in das sein Vater, der Marchese Alfonso, ihn zur Erziehung gebracht hatte, hinweggelockt und mit welchen Künsten und Treulosigkeiten er unter die garibaldischen Schaaren geködert worden war, das ist eine so abscheuliche und schwarze Geschichte, daß wir sie gar nicht erzählen wollen. Jene, welche dieses ruchlose Verbrechen auf dem Gewissen haben, mögen, wenn sie je diese unsere Zeilen zu Gesicht bekommen, wissen, daß wir das Stillschweigen nicht deßhalb bewahren, weil es uns zu einer rhetorischen Figur Gelegenheit gibt, sondern deßhalb, weil es manchmal schön ist, über die Ungeheuerlichkeit gewisser Uebelthaten zu schweigen.

Die Flucht des jungen Achille war Giacomo ganz und gar unbekannt, sowohl deßhalb, weil die beiden Familien in verschiedenen, von einander ziemlich entfernten Städten wohnten, als auch deßhalb, weil die Marchesa Helena, die Mutter desselben, ziemlich spät das Verschwinden ihres Sohnes vom Gymnasium erfuhr. Untröstlich und vor Schmerz nicht viel weniger als wahnsinnig, flog sie daher mit den beiden Töchtern nach Paris, um ihren Gemahl aufzusuchen und mit ihm über die Rettung jenes ihres verrathenen Unterpfandes sich zu benehmen. Ach! wie viele Thränen und Aengsten kostete nicht jener unheilvolle Krieg einer endlosen Zahl italienischer Eltern!

Ein letzter Hoffnungsfaden bestand für den Grafen Giacomo in dem Besuch von Cavallasca, wo, wie man ihm gesagt hatte, sich das Spital jener Garibaldiner befand, die bei dem Strauße von San Fermo verwundet wurden. Er bestieg also mit Achille die Droschke und

langte in kurzer Zeit dort an. Doch um den Jüngling zu verbergen, ließ er ihn außerhalb des Dorfes in der Nähe einer Hecke aussteigen. Er selbst fuhr in den Ort. Er frug im Hause Moretti, in der Villa Ammato; von den beiden, die er suchte, konnte ihm Niemand Aufschluß geben. Er begab sich in das Haus Grigioni, in welchem bereits fünfundvierzig Verwundete Aufnahme gefunden hatten; er forschte, er fragte, Niemand wußte etwas weder von Tito, noch von Maso. O Gott, welche Beklemmung, welche Angst für den Grafen!

„Also sind sie todt?" fragte er bald die Krankenwärter, bald die Genesenden: „also hat man sie gefangen genommen?"

Jene zuckten die Achseln und entgegneten rauh:

„Wer weiß es?"

Eine Antwort, die in solchen Fällen tausendmal qualvoller ist als ein entschiedenes Ja.

Es schlug ein Uhr Nachmittags. Die Sonne schoß ihre Pfeile senkrecht hernieder, trotzdem wollte Giacomo abermals nach Como fahren und dort seine bekümmerten Nachforschungen verdoppeln. Die Aufgabe ferners, seinen Pathen heimlich aus der Legion Garibaldi's zu entführen, erhöhte seine Beklemmung und Gemüthserregung. Doch wagte er den Versuch. Von Cavallasca fortfahrend kaufte er im Kramladen eines Landkrämers einen rauhen Strohhut, eine Jope und Hose aus ungebleichter Leinwand. Als er dann zu der Hecke kam, hinter welcher der Knabe sich versteckt hatte, hieß er ihn sein militärisches Gewand ab und in einen Graben zwischen Brennesseln und Dorngesträuch legen und es mit Erde zuzudecken; und da er ihn so auf ländliche Art umkleidete, führte er ihn mit sich bis in die Nähe von San Fermo. Da hieß er ihn aussteigen, gab ihm Geld, um Mittag zu machen, und wies ihn an, er solle in die Stadt hinuntergehen, und zwar so

langsam, daß er erst mit Anbruch der Nacht an dem und dem Orte neben dem Gasthof zur Krone eintreffe, wo er ihn erwarte. Der arme Achille versprach es zitternd und mit gekreuzten Armen sich ihm empfehlend, worauf sie sich trennten.

Am Abend jenes Tages war das ganze Corps der Garibaldiner im Begriffe, Como zu verlassen und auf dem See auf vier Dampfschiffen in die Umgegend von Lecco zu fahren; von da ging es dann nach Bergamo, da es schien, die Oesterreicher würden es verlassen, nachdem sie Mailand geräumt hatten. Als Giacomo sah, wie sich ihre Bataillone im Hafen ansammelten, begab er sich dorthin; und indem er neben den Gruppen der Soldaten auf- und niedereilte, hielt er gleichsam Musterung darüber, um zu versuchen, ob er seinen Neffen nicht entdecken könnte. Eitle Mühe! Ueberaus traurig kehrte er daher in die Vorstadt zurück, und indem er am bestimmten Ort das hübsche Bäuerlein traf, das ihm in vollem Jubel an den Hals flog, kehrte er mit ihm in sein Zimmer zurück, und er verbarg es in seinem Bette, während er vor Zorn und Kummer kochend schnaubte und schluchzte, daß es zum Erbarmen war.

„Pathe!" sagte kurz nach Mitternacht Achille zu ihm: warum sollen wir es nicht versuchen und über Varese reisen? Wäre es nicht möglich, daß Giulio mit seinem Gefährten sich verirrt hätte und dort herum wäre? Von meinem Regiment allein haben sich mehr als dreiunddreißig verirrt."

„So sei es," entgegnete der Pathe, nachdem er einige Zeit geschwankt hatte: „Spielen wir auch diese Karte aus. Du wirst dich morgen früh, so gut es eben geht, mit den Kleidern behelfen, die ich für Giulio bei mir habe, und indem du sogleich fortgehst, wirst du mich längs der Straße von Varese erwarten. In jener Stadt dann

werde ich dich angemessen kleiden. Doch guter Gott! mein Herz prophezeit mir nichts Gutes. Schlafe nun, mein Lieber, und laß mich machen."

So geschah es auch. Bei Tagesanbruch öffnete Achille den Koffer Giulio's, welcher mit bewunderungswerther Anmuth und Kunst gepackt war. Alles darin roch ungemein zart nach Veilchen, ein Geruch, von dem die Schwester Giulio's, welche den Koffer gepackt hatte, wußte, er sei dem Bruder lieber als jeder andere. Der Knabe staunte ob all der Eleganz, und ob der Masse und der Feinheit der Kleider, der Leinwand, der Tändeleien, der ausgesuchten Kleinigkeiten, die so schön in einem so kleinen Raume aufgehäuft waren. Zwischen einem Pack seidener Taschentücher und einem Packet neapolitanischer Handschuhe entdeckte er zwei Fläschchen wohlriechender Essenzen und zwei große Schachteln Münzenzeltchen, daß es eine Lust war, an ihnen zu riechen, und auf jeder klebte ein Zettelchen, worauf er die Namen Giulio und Tommaso las. Es war ein Geschenk Natalinens. Doch der einfache Achille ließ es sich nicht einfallen, wer die Hand wohl war, welche mit so reizender Ordnung jenen Koffer, den er nun so durch einander wühlte, gepackt und mit solcher Liebe bereichert hatte.

Die Kleider Giulio's konnten ihm nun gewiß nicht genau passen. Nichtsdestoweniger war es das geringste Uebel, das er hatte, und er zog sie an, so gut es ging, worauf er sich aus dem Gasthof schlich und rasch und verstohlen der Straße nach Varese zueilte. Und es dauerte nicht lange, so holte ihn auch schon Graf Giacomo mit dem Wagen ein. Es war am sechsten Juni, das heißt am Morgen eben jenes Tages, an welchem Giulio von der Villa seines Wirthes nach Mailand abreiste. Konnte je der Oheim sich denken, daß sein Neffe ihm so nahe wäre, als es der Fall war?

XLIV.

Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, welcher vor Kurzem in Verona angekommen war, um dort den Oberbefehl über seine Heere in Italien zu übernehmen, sandte, sobald er durch den Telegraphen das Unglück seiner Waffen bei Magenta vernommen hatte, an Gyulay den Befehl, er solle sogleich die Stadt Mailand räumen und mit allen seinen Streitkräften in strengster Disciplin und mit Abtragung aller Brücken der Flüsse auf den Mincio sich zurückziehen. Und der Marschall erfüllte den Willen seines Fürsten mit einer Geschicklichkeit, die sogar bei den Gegnern Lob fand; denn der Rückzug wurde nicht blos nach allen guten Regeln der Kriegskunst, sondern mit solcher Meisterschaft in den Bewegungen angetreten, daß die Verbündeten entsetzt, verwirrt und von einer Angst gestachelt dastanden, welche die Süßigkeit ihrer Triumphe verbitterte.

Und in Wahrheit hielten während dieses Rückzuges die Oesterreicher den Feind in solchem Respekt, daß er es blos zweimal wagte, sie anzugreifen, und das nicht sehr zum Vortheil. Das eine Mal war es am neunten Juni bei Melegnano, wo die von den französischen Colonnen von Baraguay d'Hilliers überfallene Brigade Roden zwar mit großen Kosten, doch mit hartnäckigster Bravour einen rauhen Angriff zurückwies und bei tausend Angreifer niederschmetterte, worauf sie ihren verzögerten, doch nicht gehinderten Rückzug weiter setzte. Das andere Mal war es am fünfzehnten desselben Monats bei Castenedolo, wo die Brigade Rupprecht die Garibaldiner an einer schlimmen Stelle herbeilockte, einen Theil derselben unbarmherzig vernichtete und den andern mit dem Bajonnett bis Rezzato zurückjagte; und es rettete sich von jenen kecken Alpenjägern der, welcher am schnellsten die Muskete weg-

werfen und am rascheſten laufen konnte. Und dieß führen wir jetzt gleich an, um zum Voraus jene Hindernisse der Märsche, der Gegenmärsche und der Schlachten hinwegzuräumen, die bis jetzt uns den Faden der Erzählung in den Händen verwirrt haben.

Am Abend des sechsten war unser Giulio in Mailand. Dort hatte sein Wirth eigentlich kein offenes Haus, sondern blos ein sehr anständiges kleines Quartier, das er zu seiner Bequemlichkeit gemiethet hatte, und wo er logirte, wann Geschäfte oder das Vergnügen ihn in jene Stadt führten, und zwar war es in einer der schönen Straßen um den Dom herum. Dort hinauf fuhren nun beide, und nachdem sie ihre Koffer eingestellt und in Eile sich umgekleidet hatten, gingen sie zusammen fort, um sich an dem Anblick der Straßen und der Plätze zu weiden, die festlich mit Damast, Teppichen, Fahnen und Kränzen geschmückt waren; und später dann wurden sie mit einem Prunk und Aufwand an Fackeln, Flambeaus, Candelabern und Lichtern und Gasflämmchen beleuchtet, daß es eine Wonne war, sie zu sehen.

Denn kaum hatte sich die deutsche Besatzung entfernt, so hatte auch bereits seit dem vorhergehenden Tage das Municipium die Zügel der Regierung an sich genommen, und in einem an die Ecken der Straßen angeklebten Manifest verkündete es den Mailändern, daß sie den Herrn gewechselt haben, und daß sie aus Unterthanen des Kaisers von Oesterreich Unterthanen des Königs von Sardinien geworden seien. Die Nachricht, wie jeder begreift, war so freudig, daß sie sogar einen Marmorkopf aus Jubel in Schwindel versetzen mußte. Ueberdieß wußten ja alle gar gut, daß die Lombarden eine auf dem Markt von Plombieres bereits verkaufte und gekaufte Waare waren, und daß ihnen, sobald die Oesterreicher verjagt wären, keine andere Freiheit blieb, als die, mit der Stirne im

Staub den Sieger zu bitten, er wolle sich herablassen und sie dem savoyardischen Sire als Geschenk abtreten. Und die Herren der Municipaljunta, überaus glücklich, im Namen Aller diesen hohen Akt bürgerlicher Freiheit und italienischer Unabhängigkeit ausüben zu können, hatten bereits ihre gar demüthige Petition zu Papier gebracht und sie sogleich in das Lager abgesandt; und in jenem Augenblicke, wo sie die glückverheißende, die glorreiche, die selige Nachricht erwarteten, daß Mailand von der Güte Viktor Emmanuels durch die Gnade der französischen Bajonnette als sein angenommen worden sei, schwammen die Bürger in einem Jubel, und es sah fast aus, als wären sie eine Beute des Schwindels und des Deliriums geworden. Denn es war ein Lärmen, ein Sichumarmen, ein Sichabschmatzen auf den öffentlichen Strassen, es wurden die Altanen, die Balkone, die Fenster mit Fähnchen geschmückt, die Erker, die Thore, die Thüren, die Fenster, die Schilder der Cafés, der Läden und der Buden verziert, man schmückte sich mit dreifarbigen Bändern und putzte sich mit tricoloren Federn heraus, man hetzte sich ab, um Freudenfeuer und Beleuchtungen herzurichten, kurz es war ein Jubel und ein Taumel, wie nur je in einer Fastnacht. Gewiß, die Komödie war lustig und schmackhaft; und es schien fast, man hätte glauben dürfen, jene der Frösche Aesops sei nicht fröhlicher gewesen, als sie vom hohen Zeus ihren famosen König sich erwirkt hatten.

Doch Giulio hatte anderes im Kopfe als diese prächtigen Kindereien. Er berechnete so bei sich, wie viel Zeit wohl die Mutter und die Schwester hätten brauchen müssen, um von Turin hieherzukommen. Und nachdem er gehört hatte, daß die Franzosen nur mehr wenige Meilen von der Stadt entfernt seien, und daß man für morgen den Kaiser Napoleon mit dem König Viktor erwarte,

glaubte er, es werde ihm morgen möglich sein, sie zu treffen. Mit diesem Gedanken im Geiste hatte er bald die nächtliche Beleuchtung und den rasch aufgeloderten Taumel satt und verwendete dagegen einen guten Theil des Abends dazu, nach den verschiedenen Gasthöfen zu fragen, um dann daselbst die Gräfin zu suchen; und er schrieb Briefe an sie, um sich ihr als lebend zu melden, sollte es der Zufall nicht geben, sie zu finden.

Signor Adriano ließ ihm so viel Muße und Freiheit, als er nur wünschen konnte, weil er so viel Geschäfte mit den Freunden und so viel mit den Verbreitern der politischen Neuigkeiten zu thun hatte, daß er bis Mitternacht nicht mehr zu Athem kam. Ja noch mehr, an jenem Abend noch ward ihm ein Trost, der ihn ganz aus dem Häuschen brachte und bis in das Mark der Knochen ihn mit Wollust erfüllte. Er traf nämlich auf den Stufen des Palastes Marino mit einem gewissen Carlo zusammen, der einer der Hauptagenten im Solde des Grafen Cavour war; dieser drückte ihm nun die Hand und begrüßte ihn mit dem erhabenen Titel Comthur.

„Im Laub?“ fragte Adriano ganz athemlos.

„Nein, in der Aehre,“ erwiederte der andere, ihm verschmitzt zulächelnd: „der Graf hat dich in die Liste eingeschrieben, und du wirst unter den ersten, die beglückt werden, stehen.“

„Und sogleich Comthur?“

„Ja, Comthur! warum nicht? hast du nicht das Verdienst dafür?“

„Ach großherziger Graf! ach König ohne Gleichen!“ rief Adriano, trunken vor Wonne; und er kam so aus dem Häuschen, daß er sogleich in den Laden eines Juweliers eilte, um bei ihm die Auszeichnungen des Ritterkreuzes zu bestellen.

Warum sich über solche Freude wundern? Das war

für Adriano ein fertiges Italien vom Kopf bis zu den Füßen. Und das muß man sagen, er war in der That sehr leicht zufrieden zu stellen. Doch er dachte damals vielleicht nicht daran, daß sein so heiß begehrtes Kreuz des Mauriziusordens im piemontesischen Italien bereits dahin gelangt war, das zu sein, was das Kreuz bei den Alten im Allgemeinen war, die Belohnung von man weiß wem.

Drei Briefe schrieb Giulio bei dem Lärm und Tosen jener Volksmasse unter seinen Fenstern, die seine Ohren betäubte. Einer sollte auf der Post bleiben, er war an seine Muttter adressirt; und er meldete ihr darin seine Anwesenheit in Mailand und bezeichnete ihr seine Wohnung bei dem Dome. Einer war an den Vater Maso's gerichtet, um ihm alle Vorfälle auseinander zu setzen; der dritte endlich war für Maso selbst, um ihn zu begrüßen. Als er diesen gesiegelt hatte, legte er sich nieder und versuchte einzuschlafen.

Es war vergebens. Das Herz des Jünglings glich einem Kahne, der von den Fluthen eines erregten Meeres umhergeworfen wird, es war nicht im Stande, ruhig und friedlich zu sein. Der Schwarm der Schreier war ruhig geworden, auf das Lärmen und das Durcheinander der Fußgeher war Stille gefolgt; und doch vermochte Giulio auf seinem so weichen und duftigen Kissen kein Schläfchen zu machen. Es ist wahr, seit geraumer Zeit kostete er nicht mehr die Süßigkeiten eines sanften Schlafes, der von den süßen Träumen der Unschuld erheitert ward. Seit er durch seine Wunderlichkeiten und seine Flucht zum Qualgeist der mütterlichen Träume sich gemacht hatte, war ihm nicht mehr ein Tropfen, ein Lüftchen Friede zu Theil geworden; seine Nächte waren stets aufgeregt, und er verbrachte sie in langen, herben Nachtwachen, seine Tage wurden ihm durch Gewissensbisse, durch Traurigkeit

und Thränen verbittert. Zu dem allem hin gesellte sich nun in dieser Nacht, die er für die letzte seiner so großen Leiden hielt, und zu dem gewöhnlichen Kummer, der seinen Geist niederzudrücken pflegte, eine derartige Mischung süßer Gefühle, die ihn angenehm halb mit Freude, halb mit Scham, halb mit innerem Jubel, halb mit liebreicher Furcht erfüllten, daß er vom Sichselbstvergessen es nicht dahin brachte, in etwas Schlummer zu versinken.

Durch seinen Geist ging kein anderer Gedanke als der an den folgenden Tag und an den so schönen und ersehnten Augenblick, wo er die Gräfin und die Schwester wiedersehen würde, und wenn er an dieses dachte, glänzte er vor Wonne. Doch wenn er dann jenen Augenblick der ersten Begegnung sich besser vergegenwärtigte, so überlief es ihn kalt, und er brannte vor Scham. Ihm schien es dann, er könne den ersten Blick der Mutter nicht aushalten, der ihn vor Verwirrung gleichsam vernichten würde; um ihn also zu vermeiden, nahm er sich vor, ihr mit geschlossenen Augen an den Hals zu stürzen, oder die Schwester als passenden Schutz zu erwählen. Und so ging es fort von Phantasie zu Phantasie, und indem er über die Weise grübelte, wie er vor ihr mit dem möglichst geringen Zwange erscheinen könnte, beschloß er den Augenblick zu wählen, in welchem sie sich in den Zimmern ihres Gasthofes befände, ganz leis hinaufzusteigen, still Fiorenzo und durch ihn in Verschwiegenheit Natalina zu rufen, und nachdem er seine Zärtlichkeiten an sie verschwendet hätte, durch sie der Mutter sich melden und vorstellen zu lassen. In diese Einbildungen versenkte er sich derart, daß er bereits ihre Umarmungen fühlte, und wie die freudigen Thränen, womit sie ihn überschwemmten, seine Wangen hernieder floßen. Dadurch überwunden, gedemüthigt, überwältigt konnte er nichts anderes als ihre zitternden Hände drücken und durch diesen Druck das sagen, was seine

Zunge nicht hervorbrachte. Welche Pläne, um darin die Scham seines Fehltrittes zu verbergen!

L.

Als der morgige Tag angebrochen war, bot ihm sein Wirth mit großer Artigkeit an, ihn zeitig auf den Balkon des Palastes eines seiner Freunde zu führen, der auf den Corso Francesco ging, und von wo aus er den Anblick des Triumpheinzuges der Verbündeten genießen würde. Doch Giulio, welcher freie Luft athmen und nach seinem Behagen umherspazieren wollte, dankte ihm und zog es vor, mit der Menge dem Bogen del Sempione sich zuzuwenden; denn dort hatte sich das Municipium mit den Adeligen und den Musikbanden aufgestellt, um vor dem Kaiser der Franzosen sich tief zu verbeugen und ihrem neuen und gar gnädigen König ihre unterwürfige Huldigung darzubringen, dem die so überaus glückliche Hauptstadt der Lombardei zu Theil gefallen war. Die Sonne brannte, trotzdem war die Volksmenge in den inneren Strassen und in den Gäßchen des Waffenplatzes so dicht, daß man kaum gehen konnte. Ueberall flatterten paarweis Fahnen in den flammenden Farben Sardiniens und Frankreichs; und es waren so große darunter, daß sie längs den Mauern von zwei oder drei Stockwerken eines Hauses herniederhingen. An den Fenstern und auf den Balkonen dann wallte es von Sonnenschirmen, flatterten weiße, grüne, rothe und himmelblaue Bänder, bewegten sich Köpfe die mit Blumen, Perlen, Federn und kleinen Schleifen bedeckt waren; man schwenkte die Fächer, es bewegten sich die Falbeln, es glitzerten die Edelsteine, es war ein Prunk, eine Eleganz, ein Pomp der Damen, daß

die prunkvollsten Abende im Scalatheater um das Tausendste davon übertroffen wurden. Ganz Mailand, darf man in Wahrheit sagen, befand sich entweder an den Gesimsen der Fenster, der Balkone und der Altanen, oder auf dem Pflaster der Strassen, indem es mit unglaublicher Spannung dem Erscheinen der beiden Monarchen entgegen harrte.

Um neun Uhr ungefähr jedoch langte Mac Mahon, der auf dem Schlachtfeld zum Marschall und Herzog ernannt worden war, an der Spitze seiner Schaaren unter dem Bogen an und verkündete, daß die beiden Souveräne erst am Morgen des folgenden Tages einziehen werden. So flogen denn alle Sträuße aus Lilien, alle Kränze aus fremdartigen Blumen, alle kostbaren Gewinde, aller Lorbeer, alle Huldigungen, die man zur Begrüßung der beiden Majestäten hergerichtet hatte, wüthend auf ihn allein hernieder. Und mitten unter diesem Lärm des Beifallsgeschreies, das ihm die Menge entgegenschrie, und mitten unter diesem Regen von Blumen und Kränzen, die von allen Seiten auf ihn herunterflogen, vorwärts sich bewegend, vermochte er nur mit Mühe sein Pferd weiter zu bewegen, das stolz und kühn unter ihm sich bäumte und scharrte und wieherte und schnaubte und hohe Sätze machte, gleichsam als ob auch es in sichtbarem Stolze sich prahlte, den Herzog von Magenta auf dem Rücken zu tragen.

Doch das lebhafte Gebahren jenes so feurigen Renners schüchterte durchaus die Schaaren der Zuschauer nicht ein, welche sich an seine Zügel, an seine Mähne, an seinen Rücken drängten, um ihn zu streicheln, zu glätten und zu liebkosen; gewisse verzückte Ganymede stürzten sich auf die Hände des ritterlichen Generals und gewisse widrige Nymphen brachten ihm duftende Kränze dar; andere drängten sich, männlich wie weiblich, an die Steigbügel, an den

Säbel, an die Kniee, die Füße und drückten ihre zarten Lippen darauf; und die Väter und die Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe, selig, wenn sie mit ihren Händchen eine Blume auf die Schabracke zu werfen, oder das Tuch seiner Hosen zu berühren vermochten. Ja, es kam auch der Fall vor, daß ein Bürger sein Mädchen so hoch hob, daß es ihm gelang, dem Herzog eine Rose hinzureichen und in etwas beim Barte zu zupfen; dieser ließ gerührt die Zügel fallen, nahm das Kind in die Arme, küßte es im Angesichte des Beifall klatschenden Volkes und gab es dem Vater zurück, der vor Freude närrisch werden wollte.

Giulio ergötzte sich nicht wenig an diesem Triumphe, der so viel Theatralisches an sich hatte; weit mehr noch aber gefiel es ihm zu sehen, wie an ihm die gewaltigen Regimenter der französischen Infanterie, alle mit Staub bedeckt, dann die Bataillone der arabisch gekleideten algierischen Schützen und die Schwadronen der afrikanischen Jäger in ihren meergrünen Jacken mit weißen Schleifen und die gezogenen Geschütze vorüberzogen; um diese zu sehen, drängte das Volk sich zwischen die Köpfe der Pferde, ja sprang sogar auf die Protzkasten und die Laffeten mit der Wuth von Purzelbäumen, daß die Mannschaft und die Fuhrsoldaten vor Lachen vergehen wollten. Das alles war ein schönes, reizendes Schauspiel für den Jüngling, der hierauf sich in den Palast begab, wohin Adriano ihn bestellt hatte, in der Absicht, ihm zu sagen, er werde für sich in irgend einer Restauration zu Mittag essen, da seine kleinen Geschäfte und Aufträge bezüglich einer Kleidung für Maso ihn bis zu später Stunde in Anspruch nähmen.

Der Ehrenmann war es zufrieden; doch ehe er ihn verabschiedete, nahm er, so heiser er auch vor lauter Schreien war, und so stark er auch durch seine Anstrengungen im Hinunterwerfen von Blumen und Schwenken von Fähnchen in Schweiß sich gesetzt hatte, Giulio doch bei einem

Arme, führte ihn in einen großen Saal voll geputzter Damen und Herren, und begann mit mächtiger Stimme zu schreien:

„Hier ist ein edler Sohn Italiens! sehen Sie hier, einen Helden von Varese, einen Alpenjäger. Ich habe ihn mit einem verwundeten Freunde von ihm vor den Klauen der Kroaten gerettet.“

Ein allgemeines, überlanges: O! erhob sich im Saale, und Giulio ward in einem Nu von einem Dickicht von Crinolinen mit so und so viel Volants und von einer beweglichen Hecke von Händen in gelben Handschuhen umlagert, die ihn umringten und auf allen Seiten sich um ihn stritten, so daß er sich wehren mußte, um in den Umarmungen jener Herren nicht zu ersticken; und eben so mußte er sich artig abmühen, um sich verschiedenen geputzten und aufgeblasenen Fräulein zu entziehen, die mit Beiseitesetzung jeder Zurückhaltung ihn etwas zu spartanisch zu begrüßen im Begriffe standen. Denn damals hatte sich in jener Stadt der Enthusiasmus vieler durch und durch italienischer Damen zu einem Grade des Wahnsinns verstiegen, daß man es kaum zu glauben vermag. Und daß wir hier keine Mährchen erzählen, weiß jeder, welcher in jenen Tagen der Trunkenheit durch die Straffen Mailands ging und den Wahnwitz sah, dem sich öffentlich mit den schmutzigen Turcos, den französischen Zuaven und den sardischen Bersaglieri gewisse heikle Dianen und gewisse sensitive Minerven überließen, denen die Berührung der Kutte eines Minoritenbruders die Nerven erregt und Uebelkeiten bereitet haben würde.

Wie Giulio bei dieser Prahlerei Adriano's und bei diesem Ueberfall närrischer Complimente war, können wir nicht sagen. Die drei Farben, die er nicht am Knopfloch seines Oberrockes hatte, blitzten rasch nach einander auf seinem Antlitz in Folge der unsagbaren Verwirrung die

ihn erfaßt hatte, und diese war so groß, daß er sich auf die Lippen biß und kein Wort hervorbrachte.

„O welch hübscher Jüngling! wie artig er ist! wie zart er aussieht! ach, wie vermochte er es, den Carabiner zu handhaben? wer ist es? aus welchem Lande? ach, gewiß ist er von sehr vornehmem Stande? und er hat zu Varese mitgekämpft? ward er vielleicht gefangen? ist er wohl ein Lombarde? Auf, sagen Sie es, bitte, Adriano, darf man wissen, wer es ist?"

So fragten wir durcheinander alle Damen und Herren.

Adriano warf stumm einen langsamen Blick voll Wohlgefallen rings umher, und er hüpfte ganz vor Freude darüber, diese allgemeine Neugier aufgestachelt zu haben, während Giulio purpurroth im Gesicht geworden war und mit krampfhaftem Lächeln und verlegenen Augen bei diesem grausamen Prangerstehen wie ein ausgestopfter Hanswurst dastand.

„Ei, warum trägt er die Nationalcocarde, das Symbol der Freiheit, nicht?" fragte plötzlich ein geputztes Fräulein; und indem sie von ihrem Busen eine schöne Schleife aus Plüschatlas losmachte und zu dem Jüngling sich wandte, fuhr sie mit den Worten fort:

„Tapferer Jüngling, gestatten Sie wohl, daß die Waise eines italienischen Märtyrers Ihre Brust mit ihren Händen decorirt?"

„Ja, bravo! Evviva!" riefen alle wie mit einer Stimme.

Und jener weibliche Frischling befestigte die Schleife an einem Knopfloch des Rockes von Giulio, welcher mit einem Lächeln und einer leichten Verneigung des Kopfes sich stellte, als sei ihm dieses seltsame Geschenk theuer.

Auf dieses hin rief Adriano:

„Meine Herren! meine sehr verehrten Herrschaften, haben Sie ihn gesehen? Es genüge Ihnen zu wissen, daß ich es bin, der ihn für Italien gerettet hat."

„Doch wer ist es? wer ist es?“ fragten alle in Einem Chore.

„Das Geheimniß ist der Schild der Helden!“ entgegnete Adriano im Tone eines Charlatans, nahm Giulio unter dem Arme, glitt ungestüm durch den Kreis und verschwand mit ihm.

LI.

„Uh, uh! was für Scherze sind das!“ murmelte der Jüngling, als er mit ihm die Stiegen hinunter sprang: „Ach, Signor Adriano, verrathen Sie mich nicht!“

„Bah! haben Sie keine Furcht, denn von mir wird die Luft selbst Ihre Angelegenheiten nicht erfahren,“ entgegnete sich brüstend sein Wirth, indem er mit ihm auf die Straße hinaustrat: „Ich wollte Sie jener Versammlung, welches eine Blüthe italienischer Aristokratie ist, vorstellen, um einen Scherz zu machen und später mich nach Belieben daran ergötzen. Doch haben Sie keine Angst; eher soll meine Zunge vertrocknen, als ich Ihre Familie offenbare, ich verpfände Ihnen meine Ehre dafür, die Ehre eines Comthurs des Mauriziusordens. Es geschah blos, um zu lachen und mich daran zu ergötzen, daß ich jene ganze Gesellschaft am langen Seile halte. Uebrigens errathen Sie es wohl, wer das reizende Mädchen ist, das Ihre Brust mit dieser Schleife da geschmückt hat? Es ist die Tochter des Marchese *** von ***, der in der Verbannung starb: ein einziges Kind mit ungeheurer Mitgift.“

„Und wäre es die Kaiserin von Brasilien, ich bitte Sie, mein guter Herr, mich nicht mehr ähnlicher Qual Leuten gegenüber auszusetzen, die ich nicht kenne.“

„Bah, mir scheint, Sie spielen etwas zu sehr den Wildfremden! Diese Aufnahme seitens so vornehmer Personen hat Sie ja zuletzt nur mit Artigkeiten überhäuft; und seien Sie überzeugt, daß, wenn ich Ihren Namen und Beinamen genannt hätte, sich alle um die Ehre gestritten haben würden, Sie zu bewirthen, Sie in ihren Equipagen herumzuführen und Ihnen jede Art der feinsten Artigkeiten zu erweisen.“

„Wohl! doch es ist jetzt nicht die Zeit, noch der Ort für mich, Bekanntschaften zu machen. Ich habe anderes im Kopfe.“

„Ei doch, die Frau Gräfin, Ihre Mutter, würde es wohl nicht übel aufnehmen, wenn Sie mit dem besten Theile unseres Adels hier Bekanntschaft machen. Eine Dame wie sie, die den Muth hatte, ihren Sohn dem Kriege für die Unabhängigkeit darzubringen, würde sich glücklich schätzen, denke ich, zu sehen, wie er von der freisinnigen Aristokratie Mailands gehätschelt wird.“

Giulio brach in ein etwas verächtliches Lachen aus, das der andere als Bejahung auslegte und fortfuhr:

„Und ich sage Ihnen, daß diese, was Freisinnigkeit betrifft, dasselbe ist; o es ist gar kein Zweifel, es ist die am meisten italienische Aristokratie, welche auf der Halbinsel glänzt.

„Ich setze es nicht in Zweifel,“ erwiederte der Jüngling ironisch.

„Und Sie könnten es nicht. In jener Gruppe von Herren und Damen, die Sie so herzlich aufgenommen hat, befanden sich allein bei fünfzehn Frauen oder Töchtern von Gatten oder Vätern, die von Oesterreich wegen ihrer Liebe zu Italien entweder verbannt, oder eingekerkert oder auf tausend sonstige Arten geplagt worden sind. Die Männer dann waren alle von der Polizei gezeichnete Schafe we-

gen eben desselben Verbrechens, das Land zu lieben, in welchem Gott sie geboren werden ließ."

„Und ihre Liebe wird sich bethätigt haben, nicht wahr?"

„Sehr bethätigt, das versteht sich! eine Liebe, die sich in glänzenden und kecken Thaten offenbarte, wie im Drucken oder Verbreiten von Flugschriften gegen die Regierung, im Anschaffen von Waffen zur Bewaffnung des Volkes bei Aufständen, in geheimem Briefwechsel mit den Emigranten mittelst der Correspondenzen der Journale, im Leisten fetter Beiträge zu den in Turin veranstalteten Sammlungen oder im Errichten allegorischer Denkmale, oder im Prägen der Medaille für den Grafen Cavour nach dem Parisercongreß, oder im Liefern von Kanonen für die Festung Alessandria, und so fort. Jenes pausbäckige Männchen mit dem grauen Barte und der goldenen Brille, das Sie zuerst umarmt hat, verausgabte über zweihunderttausend Lire, um Freiwillige zu besolden; jener andere hagere mit einem Traubenmal hinter dem rechten Ohre bezahlte die Bewaffnung für fünfzig Soldaten; und jene etwas bejahrte und ein bischen verschrumpfte Dame, welche vor Ihren Augen weinte, hat ihre beiden Söhne nach Piemont gesendet, um sich anwerben zu lassen; und jene fette, braune Dame mit dem cochenillerothen Leibchen, dem grünen Gürtel und dem schneeweißen Rocke hat ihren Gatten selbst dahin geführt; und das Fräulein, das Ihnen das Band anheftete, hat es nicht seinem Bräutigam, der ein sehr schöner und reicher Jüngling ist, auferlegt, er solle sich ihre Hand erringen, indem er sogleich in ein Cavalleriereginent Viktor Emmanuels eintrete, wo er jetzt zur Bekämpfung der Feinde Italiens sich befindet? Was sagen Sie dazu, wie? welch andere Stadt der Emilia oder Toskana's oder des Königreiches Neapel kann solche Beispiele der Gluth der Adeligen für die nationale Unabhängigkeit und in so großer Zahl aufweisen, wie Mailand?

Und rechnen Sie den geheimen, hartnäckigen, verbitterten, unüberwindlichen Krieg für nichts, den sie gegen die Habsburger Jahr um Jahr führten, seit sie in die Lombardei herunterstiegen, um uns mit ihrer Anwesenheit zu beglücken? Sie glauben vielleicht, es kostete wenig Muth, unter der Ruthe Radetzki's die öffentlichen Begrüßungen, das Hutabnehmen und die Salem aleikums den Erzherzogen, ja dem Kaiser selbst zu verweigern, wann sie zu uns herunter kamen? sie in den Theatern, auf den Bällen, auf den Spaziergängen allein zu lassen? sich auf die Villas, selbst im rauhsten Winter, zurückzuziehen, während man bei Hof in Festen sich erging, die Häuser mit Einladungskarten überschüttete, und die kaiserlichen und königlichen Kammerherren sich abhetzten, um die Stiegen aller verlassenen Paläste auf und ab zu laufen? Und doch haben unsere Herren diesen erhabenen, heroischen, der Geschichte und der Dichtung würdigen Muth gehabt!"

Wenn Giulio etwas reiferen Alters, weniger schüchtern, weniger Neuling in der Welt und praktischer in den Dingen, die er hörte, gewesen wäre, so hätte er wohl viele und beißende Antworten gegenüber diesem Prahler mit dem „heroischen Muthe" der mailändischen Liberalen aus dem Adelstande und ihrer Heldinnen gewußt.

„Wohlan!" hätte er ihm erwiedern können: „machen wir es kurz. Warum haben Sie, Herr Adriano, der Sie sich in Ihrem Geiste für einen Löwen an Kühnheit halten, also Ihren Liberalismus bis zu dem Grade getrieben, daß Sie den einzigen Sohn, den Gott Ihnen geschenkt hatte, in den Tod sandten, indem Sie so seine Mutter, Ihre fromme und tugendhafte Clelia in untröstlichen Kummer versetzten? Aus dem heroischen Muthe der Furcht. Sie würden die Stiefel aller österreichischen Marschälle, geschweige die der Erzherzoge und des Kaisers, geleckt haben, wäre nicht die Furcht vor irgend einem höhnischen Lächeln gewesen. Sie

würden über ein kaiserliches Kreuz der eisernen Krone stolz gewesen sein, wäre nicht die Furcht vor irgend einer bösen Nachrede gewesen. Sie würden Ihr Mark aus Gier nach dem Titel eines Grafen oder eines Barons, womit die apostolische Majestät Sie belehnt hätte, hergegeben haben, wäre nicht die Furcht vor irgend einer Satire, sei es in Versen, sei es in Prosa, gewesen. Und Sie prahlen mit dem heroischen Muthe, der der Geschichte und der Dichtkunst würdig sei? Der Ihrige, sehen Sie, ist nicht einmal der Comödie würdig. Doch Sie erheben kein adeliges Unternehmen, noch einen gekrönten Schild, Sie gehören nicht zur Aristokratie. Morgen oder übermorgen wird Ihnen eine plumpe, piemontesische Commende hingeworfen, und diese wird der erste Grad Ihres Adels sein, wie sie eine ganz gerechte Belohnung Ihrer Verdienste ist: möge es Ihnen wohl bekommen! Der heroische Muth, den es Sie nach dem Ihrigen zu preisen drängt, ist jener einiger reicher Patrizier und einiger prunksüchtiger Adeligen beiderlei Geschlechtes, welche im Triumph durch Mailand ihre Liebe zu Italien und folglich ihren Abscheu vor dem Hause Oesterreich geführt haben. Wohlan! glauben Sie, daß man nicht weiß, woher diese ihre Liebe und dieser ihr Haß, womit Sie heute so prunken, ihnen eingeblasen ward? Bei den meisten blies, wie bei Ihnen, die Furcht beides ein. Gleich Ihnen hatten auch sie Furcht vor den Sticheleien, den Nachreden, den Witzen, wenn sie jene Gesinnungen zur Schau getragen hätten, welche die Mehrzahl derselben im Herzen nährte. Daher kommt es denn, daß Ihre männlichen wie weiblichen Liberalen aus dem Adel meistens keinen andern Beweis von Muth gaben, als den einer lächerlichen Furcht; und der Flohkrieg, den sie gegen Oesterreich führten, bewies, daß sie blos den Muth von Flöhen besaßen. Ein anonymer Brief forderte sie auf, bei der Ankunft des Kaisers und der

Kaiserin die Stadt zu verlassen; sie verließen sie, warum? Aus Furcht vor gewissen Enthüllungen, die man über sie in den Tagbüchern Turins zu machen drohte. Ein kluger Wink kam ihnen aus dem Munde eines dritten, sie sollten die Abendunterhaltungen und die Kreise des Erzherzoges Max nicht besuchen; und sie setzten um keinen Preis einen Fuß in seine Gemächer; warum? Aus Furcht vor irgend einer kleinen Skandalgeschichte, irgend einer possenhaften Verläumdung, vor irgend einem garstigen Madrigal, das, wie man ihnen in das Ohr flüsterte, bereits bereit lag, um von den Fackeln Piemonts an das Licht gebracht zu werden. Dieß war der gewöhnlichere Muth. Damit nun nicht das Siegel eines ausgezeichneten Heldenthumes fehle, kamen die geheimen Entschuldigungen dazu, welche zuweilen von Ihren Paladinen und Ihren Amazonen entweder mündlich oder schriftlich an die österreichischen Fürsten gerichtet wurden, und die geheimen Visiten, die sie ihnen zitternd machten, das geheime Händeküssen, die geheimen Betheuerungen der Treue, der Ergebenheit, der unzerstörbaren Unterthänigkeit; und zuletzt die geheimen Gnaden, die sie von jenen gehaßten Habsburgern erwirkten, welche in ihrer Güte überaus jene ihre so persönlichen Feinde bedauerten. O Comthur Adriano, wer das alles, was man weiß, zum Besten geben, und das alles, was man nicht kennt, wissen könnte! Der „heroische Muth" von nicht wenigen Ihrer Herkulesse und von sehr vielen Ihrer Pallasse in Locken würde wahrlich der Geschichte Bertoldo's und des Gedichtes von Cervantes würdig erscheinen."

Doch Giulio war nicht im Stande, eine solche Sprache zu führen, und er führte sie nicht, ja, wir würden ihn sogar tadeln, wenn er sie geführt hätte; denn es waren zu viele der Rücksichten sowohl seitens der Artigkeit, als seitens der Klugheit, welche ihm verboten, sie zu führen.

Statt dessen begnügte er sich als einzige Antwort auf jene Aufschneidereien Adriano's damit, leicht die Achseln zu zucken, nahm ungestüm von ihm Abschied und entfernte sich, um für die Kleider Maso's sich umzusehen, und um seine Nachforschungen über die Ankunft der Gräfin und seiner Schwester zu beginnen.

Es ist schwer voraus zu sagen, was wohl ohne die so stechende Sorge und Begier, jene süßen Gegenstände seines Herzens und seiner Liebe aufzufinden, aus jenem theuren und so gesitteten Jüngling geworden wäre, der allein, unerfahren, im Benehmen artig, freundlich im Aeußern, mit den Taschen voll Gold und zu Handen eines Einfaltspinsels, welcher ihn Gott weiß wohin geführt hätte, um seinen eitlen, liberalen Hochmuth ausdunsten zu können, in Mitte einer Stadt sich befand, die in thörichten Saturnalien sich wälzte, wodurch die Pfeiler selbst in Schwindel hätten gerathen können. Gewiß bleibt es, daß die Tugend seiner Seele und die Festigkeit seiner gesunden Grundsätze, die er mit der Milch eingesogen hatte, nie so große Gefahr gelaufen hatten, wie bei dieser Gelegenheit. Denn zu den öffentlichen Verführungen verpestender Beispiele gesellten sich noch die häuslichen Einflüsterungen seines Wirthes, welcher wünschte, aus ihm ebenfalls einen eingefleischten Liberalen zu machen; und statt dessen verwunderte er sich höchlich, zu sehen, daß er in politischen Dingen ganz kalt sich zeigte, überaus delikat in Betreff des Papstes war, argwöhnisch seine Worte anhörte, auf die er meistens mit sardonischem Lächeln auf seinen Lippen lauschte, ja daß er sogar lieber als nicht über die Piemontesen und über die Hoffnungen scherzte, die man auf Piemont setzte, um Italien glücklich zu machen. Im Geiste Adriano's nahm daher Giulio allmählig ein solch geheimnißvolles Wesen an, daß es jenem Dummkopf gar nicht gelang, es zu begreifen; und so sagte

er denn zuweilen scherzend: „Ah, Sie sind ein sonderbarer Garibaldiner!“

LII.

Ehe Giulio daran ging, in den besten und ersten Gasthöfen Mailands seine Nachforschungen anzustellen, beschloß er, etwas feiner, als er war, sich zu kleiden. Denn von Natur aus war er ziemlich lüstern darnach, hübsch gekleidet zu sein, und er liebte den Putz so, daß seine Mutter ihn oft einen kleinen eitlen Gecken schalt; und die Kleider, die er damals an sich trug, waren, obwohl sie gut gemacht und sauber waren, ihm doch nicht an den Leib gemessen und sehr zerknittert. Er trat daher in einen reichen Kleiderladen, wählte für sich und Maso einen hübschen Anzug, Handschuhe, Halstücher, Hemden und Sommerkleider, und er verstieg sich in seinen Auslagen so weit, daß er um fünfhundert Lire leichter war. Dann zog er sich in seine Zimmer zurück, und indem er sich nach seinem Geschmacke umkleidete, bestieg er frisch und duftend wie eine Narzisse, mit seiner dreifarbigen Schleife im Knopfloche seines Oberrockes aus eisengrauem englischem Stoffe mit leichten Arabesken aus schwarzen Schnüren, einen Fiaker und fuhr hin und her, vorwärts und rückwärts nach den Gasthöfen.

Wie sehr er auch sich bestrebte fröhlich zu sein und heiter sich zu bewahren, und ein frisches, ungezwungenes Benehmen zu beobachten, so fühlte er doch dann und wann eine kleine Flamme in sein Gesicht aufsteigen und es erglühen, und hie und da überraschte ihn ein Schauer, der ihm die Haut zusammenzog und sie wie Wachs weiß machte; und in seinem Herzen arbeitete es und ließ ihn nicht ruhen, so daß er schwitzte, ohne heiß

zu haben, und zitterte, ohne zu frieren. Im Wagen ruhte er daher keinen Augenblick, sondern warf sich vom einen Kissen zum andern, wendete sich bald rechts, bald links, bald warf er seinen Strohhut auf den Vordersitz, bald legte er ihn auf seine Kniee, oder setzte er ihn auf, oder legte ihn neben sich; und fortwährend hielt er in seinen mit perlfarbenen Handschuhen bekleideten Händen ein seidenes orangenfarbiges und rothes Taschentuch, mit welchem er sich die Stirne und das Kinn abwischte, wobei er in ganz fieberhafter Erregung hustete und pustete und schnaubte.

Zuerst war er im Hotel König, wo er überaus blaß und um sich besser die Miene eines Fremden zu geben, in französischer Sprache, die er mit Leichtigkeit sprach, den Portier fragte, ob hier die Frau Gräfin *** von *** abgestiegen sei, indem sie mit einem Fräulein und Dienerschaft von Turin kam. Ein überaus trocknes: Nein, mein Herr! erstarrte ihm die Seele in der Brust; und eiligst fuhr er in den Gasthof die Stadt, wo er die nämliche Frage stellte und dieselbe Antwort erhielt. Dann fuhr er zum brittischen Hof, nichts; er fuhr nach Schön Venedig, nichts; er fuhr zum Marinogasthof, nichts. Da es bereits spät war, machte er hier Halt und speiste table d'hôte mit einer Gesellschaft Offiziere der Division La Motterouge, die während des ganzen Essens von nichts anderem sprachen, als von der Schlacht von Magenta, in der sie mitgekämpft hatten. Und Giulio verwunderte sich höchlich, als er die Späße und Witze vernahm, womit sie die theuren piemontesischen Verbündeten verspotteten, welche, wie sie sagten, vom Schlachtfeld blos den Donner gehört und den Rauch gesehen und den Marsch des Corps von Canrobert verwirrt hatten, und welche trotzdem die Frucht des Sieges genossen, der mit tausend und tausend französischen Leben erkauft

ward; und so ging es fort bis zum Ende des Essens, wo ein Major sich erhob, seinen Schnurrbart abwischte und brummte: Oh ça! ces braves gens là feraient des prodiges, s'ils étaient commandés par nos généraux. Ils n'ont pas de chefs. (O gewiß! diese braven Leute da würden Wunder verrichten, wenn sie von unseren Generälen befehligt würden. Sie haben keine Anführer.)

Von diesem Gasthof ließ sich der Jüngling zu jenem des Kreuzes von Malta, zu Reichmann, zu jenem von San Marco fahren; und auf gleiche Weise entdeckte er keine Spur der Gräfin. Da es bereits Nacht war, und er in diesem letzteren vernahm, daß man auf morgen das Gros der Reisenden erwarte, kehrte er nach Hause zurück, wo er Adriano wieder sah, an seinen Freund Maso wieder schrieb und dann sich zur Ruhe legte. Doch Giulio hatte, vielleicht aus Unachtsamkeit oder wahrhaft aus Unwissenheit des Fiakers, welcher ihn fuhr, unterlassen im europäischen Hof, der unter die geachtetsten Hotels Mailands gehört, nachzufragen.

Und hätte er wenigstens am folgenden Tage, welches der achte Juni war, dort sich erkundigt! Doch nein, er kam nicht hin. Denn da an jenem Morgen der Kaiser mit dem König zu einer so frühen Stunde seinen Einzug hielt, daß er mehr als die Hälfte der Mailänder täuschte, so verbrachte unser Alpenjäger, der ebenfalls begierig war, jenen zwei Monarchen in das Antlitz zu schauen, einen guten Theil Zeit um den Palast Busca, in welchem Viktor Emmanuel wohnte, und um die Villa Bonaparte herum, in der Napoleon sein Quartier aufgeschlagen hatte; und indem es ihm nicht gelang, sich zufrieden zu stellen, wiederholte er zweimal mit demselben Kutscher denselben Weg nach den Gasthöfen, indem er auch in einigen anderen geringeren Ranges nachfragte; doch zu seinem Unglück übersahen sie stets den europäischen Hof, als hätte

es gar keinen in der Stadt gegeben. Der arme Giulio, überaus mißleidig über diesen so schlechten Erfolg seiner Erwartung, irrte daher mit den Augen unstät durch die Straßen, blinzelte überallhin, ob es ihm nicht gelänge, die Mutter oder Natalina oder Fiorenzo zu entdecken, und er grübelte über hunderterlei Vermuthungen nach, die in seinem Herzen aufstiegen, und suchte nach hundert Gründen, um sich in der Hoffnung zu erhalten, und er ersann hundert Maßnahmen, die er ergreifen wollte, um seinen Kummer zu beseitigen. Doch gar wenige davon waren ausführbar, denn er konnte und wollte Maso in seiner Genesung nicht verlassen; und da dem so war, war er für eine Weile noch an das Haus Adriano's gefesselt, und es war nicht leicht, es zu erlangen, nach Turin zu fliegen, wie er es im Sinne hatte, und weniger noch, einen Abstecher bis zu seiner Geburtsstadt zu machen, was das schönste Auskunftsmittel war, das er sich träumte. Er verbrachte daher einen Theil der Nacht damit, abermals Briefe zu schreiben, und er schrieb überaus liebreiche Dinge sowohl an die Mutter als an die Schwester, und adressirte die Briefe sowohl nach Turin, als in das Vaterland. Denn es lag ihm überaus daran, sie beide zu versichern, daß er lebe und gesund sei und sie über seine neue Lage aufzuklären.

Gegen Mittag am Donnerstag dem neunten Juni befand er sich auf dem Domplatz zwischen einer überaus dichten Menge und unter einer sengenden Sonne, um den Kaiser und den König zu betrachten, welche, begleitet von ihrem Generalstab in glänzenden Uniformen mit wehenden Helmbüschen, mit Tressen, mit Troddeln, mit Ordensbändern und Orden, jenem Tempel zu einem feierlichen Te Deum zuritten. Giulio hatte hinter sich eine kleine Gruppe Bürger, welche das unsinnigste Zeug der Welt plapperten. Einer davon erklärte das neue Manifest „An

die Italiener!" das für den Einzug der Francosarden in die Hauptstadt der Lombardei veröffentlicht ward, und er sagte: „Seht, dieses Blatt spricht auch zu den Romagnolen, sowie zu jenen im Königreich Neapel, zu allen; zu den „Italienern!" versteht ihr? alle werden aufgefordert, „heute Soldaten zu sein, um morgen freie Bürger eines großen Landes zu werden." Also lebe wohl, Papst, lebt wohl, Herzoge! dieß ist das einige Italien, das hiemit verkündet wird."

„Du irrst dich, Freund!" erwiederte ein anderer stotternd: in dem Ma . . . Ma . . . Manifest, das der Kaiser in Pa . . . Pa . . . Paris an die Franzosen erlassen hat, sagt er rund heraus, daß der Pa . . . Pa . . . Papst nicht angerührt werden darf, und wehe dem, de . . . de . . . der ihn anrührt."

„Und warum fordert man also hier die Italiener auf, Soldaten des Königs Viktor zu werden?"

„Uh die Italiener! wo wo wo hast du dein Hirn? man weiß schon, jene Italiener si . . . si . . . sind aufgefordert, die da können."

„O seht sie, seht sie!" begann die Menge zu flüstern. Und es waren wirklich die beiden Souveräne, welche, von den Hundertgarden und in Gold und polirtem Stahl glänzenden Cürassieren geführt, im Schritt auf ihren prachtvoll gerüsteten Rennern daherritten, ganz mit Blumen bedeckt, die längs des Weges wie Wolken auf sie herniederregneten.

„Seht, welch scharfe Züge der Kaiser hat! welch kriegerische Miene! welch furchtloses Antlitz!" flüsterte einer aus der Gruppe hinter Giulio.

„Und welch Soldatenantlitz Viktor mit jenem Zwickelbart in Form von Bockshörnern," sagte ein zweiter: „wie untersetzt er ist! welche Wamme er unter dem Grübchen des Kinnes hat!"

„Ih! und jene Nase, die zum Zenith hinausschaut wie das Horn der Postillone, sie gefällt mir nicht," setzte ein dritter hinzu: „nein, nein, es ist nichts Schönes."

„Doch er ist ein Ehrenmann, und das genügt!" unterbrach ihn ein anderer.

„Ah, ah, sage nicht vier, wenn du sie nicht im Sacke hast," entgegnete ein Zwerg neben unserem Jüngling: „Auch sein Vater, der Herr Carlo Alberto, betrat als Ehrenmann Mailand, und in welcher Weise verließ er es?"

„Wie ein gepeitschter Hund!" brummte ein altes Männchen lebhafter als eine Heidelerche: „uh Mailand? ist stets für den ein unverdaulicher Bissen gewesen, der ihn den Deutschen vom Teller nehmen und verschlucken wollte."

„Platz gemacht! Platz gemacht!"

Und da erhob sich ein Geschrei, ein Geheul, ein Evviva! die Hüte, die Stöcke, die Taschentücher, die Sonnenschirme, alles bewegte sich in der Luft beim Vorüberzug der beiden Monarchen, welche mit gesetzten Geberden und mit sanften, heitern Augen die Schaar der Beifallklatschenden wieder grüßten. Doch in dem Augenblicke, wo die Menge sich zerstreute, um sich um die Stufen des Tempels herumzudrängen, hörte sich Giulio rückwärts von einer Silberstimme rufen, und eine zarte Hand in schwarzem Sammthandschuh klopfte ihm auf die Schulter. Er wendet sich um — O! —

LIII.

Damals als wir begannen, die ersten Kapitel dieser Erzählung herauszugeben, welche einige, Dank ihrer Güte, einen schönen Roman nennen, wußten wir noch nicht voll=

ständig einige kleinere Einzelnheiten in Bezug auf die von uns erzählten Thatsachen, und erst später verschafften wir uns nach und nach eine klare Kenntniß derselben. Daher kam es denn, daß wir im Anfang, um uns nicht zu versehen, an uns hielten und nur mit dem Senkblei unsere Schritte vorwärts machten; und wir schwiegen deßhalb über jene Dinge, die uns noch nicht ganz klar waren, und erzählten bloß jene, von denen wir gewiß wußten, Niemand könne sie bestreiten.

An diese Regeln hielten wir uns gewissenhaft, vorzüglich da, wo wir die Mißstimmung zwischen der Gräfin und dem Sohne und den Ursprung jenes ihres so rauhen und plötzlichen Bruches zu berühren hatten. Es war ein kitzlicher, heikler Punkt, der nur mit der größten Umsicht behandelt werden durfte. Indem wir also bloß so obenhin das davon berichteten, was, wie es uns schien, jedesmal genügend war, hofften wir, daß die Beweise und die Anzeichen, welche folgen mußten, nach und nach ein passendes Licht über jenes Geheimniß ausgießen würden.

Und unsere Hoffnung hat uns nicht getäuscht. Der Brief der Reue, den Giulio von Pontestura aus an die Mutter schrieb, die abgerissenen, aber bezeichnenden Worte, die er vor der Schlacht von Varese seinem Freunde an sie auftrug, die von uns berichtete Stelle des zweiten Briefes Tommasos an seine Mutter Eleonore, und vor allem das intime Zwiegespräch, welches Leonzia in Turin mit dem Grafen Giacomo am Tage seiner Abreise nach der Schweiz hatte, haben den das bewußte Geheimniß verhüllenden Schleier bereits so weit verdünnt, daß es jetzt gleichsam wie unter einem Glase hervorschimmert.

Und darum halten wir es für passend, nicht länger ein kurzes Einschiebsel zu verzögern, in welchem wir genau und deutlich die wahrhafte Geschichte jener Mißstimmung erzählen wollen, welche der Samen zu so vielem Weh für

die arme Edelfrau, zu vielen Fehlern Giulio's und zu solch großem Leid und Wirrwarr seiner ganzen Familie war.

Man muß nämlich wissen, daß die väterliche Behausung, wo Giulio in seiner Geburtsstadt wohnte, ein kleiner Palast von eleganter Bauart nach der Weise von Sansovino ist, welcher auf der linken Seite mit einem Häuserstock zusammenhängt, die sich in eine schöne Straße verlängern, daß er aber auf den drei andern Seiten isolirt dasteht. Auf einer derselben befindet sich die Vorderseite mit dem edlen Thore, das auf einen Platz mündet und eine Kirche gegenüber hat. Von den beiden andern Seiten geht jene nach hinten in ein enges Gäßchen, welches den Wagen als Ausfahrt dient, und jene zur Rechten bildet mit einer einsamen Straße einen Winkel, welche jedoch von bequemen und ziemlich anständigen Häusern umsäumt ist. Nach außen nun ist der Palast schwärzlich und sieht eher als nicht vernachlässigt aus, wie die etwas alten Paläste vieler italienischer Herren, die sich eifriger darin zeigen, das Innere davon mit dem leichtfertigen Luxus des Pariserolymps zu schmücken, als darin, auch die äußeren Formen rein und glänzend zu erhalten, so wie sie die Kunst unserer tüchtigsten Meister modellirte.

An einer Ecke jener Straße, welche etwas gebogen und gewunden zur rechten Seite des Palastes sich hindehnt, befand sich nun der Laden eines Kunsttischlers, Namens Bernardo, eines Mannes von bestem Ruf in seinem Handwerk, thätig und als rechtschaffen und bescheiden bekannt. Seit langer Zeit bediente dieser die Familie des Jünglings; und im Sommer 1858 hatte er sich deren Wohlwollen in besonderem Maße erworben, da er mit höchster Raschheit und Fertigkeit etliche prunkvolle, sogenannte Rococcomeubel in dem ihm von der Mutter bezeichneten Zimmer neu überzogen und polirt und geputzt

hatte, nachdem Giulio bereits sein siebzehntes Jahr erreicht hatte.

Daher kam es denn, daß Giulio sowohl deßhalb, als weil Bernardo ihn hie und da einlud, im Vorbeigehen bei ihm einzukehren und Arbeiten von ihm anzuschauen, angefangen hatte, zuweilen in seiner Werkstatt einzusprechen; und er hielt sich manchmal dortselbst auf, um alte Carnieße, die zu erneuern waren, und eingelegte Arbeiten und Geräthschaften mit schön gezeichnetem Blätterwerk zu prüfen, woran jener Meister eine seltsame Sammlung besaß.

Doch was Giulio noch mehr zum Besuch jenes Ladens anlockte, vorzüglich nach seiner Villegiatur, das waren gewisse sehr reizende, japanische Camelien, die er dort erhielt; und er pflückte sie von einigen Stöcken, welche eine Tochter Bernardo's, Namens Beatrice, unter dem Dach der Mauer eines kleinen Gärtchens zog; sie waren von der zartesten Gattung, die es gibt. Aus dieser Ursache verging denn keine Woche, wo nicht der Jüngling zwei und auch drei Mal einkehrte, um eine jener Blumen zu pflücken und sie dann seiner Schwester zu verehren, welche über jenes Geschenk stets hoch erfreut war.

Die Gräfin, welche nicht wußte, woher Giulio jene fremden Camelien so außer der Zeit bezog, und die glaubte, er kaufe sie von seinem Taschengelde, freute sich innerlich darüber, daß dasselbe der Sohn auf diese Art verwendete und zu dem Zwecke, der Schwester zu gefallen; und als der November kam, erhöhte sie sein monatliches Taschengeld um einen Louisdor.

Doch als gegen Ende des Monates Bernardo zu ihr wegen gewisser Geschäfte gekommen war, und sie einige Worte des Bedauerns über den vor Kurzem erst erfolgten Tod seiner Frau gegen ihn geäußert hatte, ließ er sich

etliche zweideutige Worte entfallen und endete mit dem Ausrufe:

„Es ist ein Glück, daß der junge Herr Graf so großes Mitleid mit meiner lieben und schönen Beatrice hat!“

Ueber diese Worte sann nun Leonzia nicht viel nach, obwohl sie ihr im Gedächtniß blieben und hie und da durch ihren Kopf gingen.

Ungefähr fünfzehn Tage später machten ihr hinter einander zwei vertraute Freundinnen von ihr gleichsam absichtlich einen Besuch, um sie unter strengster Verschwiegenheit zu warnen, daß man über Giulio spreche; er lasse sich zu häufig bei jenem Kunsttischler sehen; man flüstere sich zu, er habe ein bißchen in dessen Tochter sich verschaut, die sehr hübsch sei; sie solle also als weise und wachsame Mutter sich vorsehen und dem Sohne untersagen, weiters mit Personen vertraut umzugehen, die nicht seines Standes seien, und welche ihn den Stichen der bösen Zungen aussetzten.

Diese unverhoffte Ermahnung, die sie sogleich mit den Worten verband, welche Bernardo hingeworfen hatte, beunruhigte sie dermassen, daß sie noch an dem nämlichen Tage Giulio auferlegte, von nun an jeder Vertraulichkeit mit dem Meister sich zu enthalten, nie mehr ihm sich zu nahen, oder in seiner Werkstätte sich aufzuhalten.

Das in einer etwas trockenen Weise geschehene Gebot schien Giulio unangenehm zu berühren; er erwiederte der Mutter ein so trockenes: Ja! daß sie, um ihn sogleich zu beruhigen und das Bittere des stummen Tadels, den jener Befehl enthielt, ihm zu versüßen, zu ihm sagte, indem sie ihn zart mit zwei Fingern auf den Kopf klopfte:

„Böser Giulio! hast du deine Mutter vergessen? zwei Monate sind es, daß du bloß für deine Schwester

Blumen hast. Ich erwarte, daß auch ich aus deinen Händen irgend eine schöne Camelie erhalte."

Der Jüngling lächelte und sagte nicht eine Sylbe.

LIV.

Es war an einem Montage im Dezember, als Bernardo die Signora um ein paar Minuten Gehör wegen einer wichtigen Sache bitten ließ.

„Sprechen Sie in voller Freiheit," sagte sie zu ihm in ernster Haltung, indem sie ihn in einen kleinen Salon führte und ihm andeutete, er solle sich neben einen kleinen Marmorkamin setzen.

„Wie Ihre Excellenz weiß," begann der Tischler furchtsam und fast verlegen: „besitze ich meine Beatrice, welche, ich sage es nicht, um mich zu rühmen, ein Engel an Güte ist, so wenigstens nennen ihre Lehrerinnen sie, und sie ist so hübsch, daß sie, nehmen Sie es nicht übel, daß ich es sage, aber . . . sie hat unter ihren Gefährtinnen nicht ihres Gleichen."

„Ich weiß es, ja, und ich hörte sie loben und freue mich mit Ihnen darüber; nun?"

„Sehen Sie, sie ist in dem Alter, um versorgt werden zu können, und ich habe eine ausgezeichnete Partie für sie. Es handelt sich um einen jungen Spezereihändler der Stadt***; sein Vater, der sehr wohlhabend ist, billigt seine Wahl von Herzen, und ich könnte nichts Besseres wünschen. Mir läge nun daran, sobald als möglich diesen Handel abzuschließen, sowohl deßhalb, um den Jüngling zu trösten, der mich sehr darum plagt, meist mehr noch aber, weil mich ein Dorn, ein Kummer drückt, und es wäre ebenso im Interesse Ihrer Excellenz, daß dieser Dorn beseitigt würde."

„O, o! erklären Sie Sich! was gibt es?" fragte sie die Stirne runzelnd, und ein Wölklein verdüsterte ihr ganzes Antlitz.

„Ich werde es Ihnen sagen, meine gute Signora, doch im Vertrauen. Ich bin ein Vater, der sich einer Mutter anvertraut."

„Rasch, sprechen Sie! was ist's? was haben Sie?" drängte voll Ungeduld die Dame, indem sie sich stets mehr verdüsterte.

„Der junge Herr Graf Giulio . . . ."

„Mein Sohn? unterbrach sie ihn, indem sie in die Höhe fuhr.

„Um der Liebe Gottes willen regen Sie Sich nicht auf, Excellenz, ich bitte Sie; es ist nichts, nicht das geringste Böse!" erwiederte der Mann ganz demüthig und unterwürfig: „es ist blos dieß, daß der junge Herr Graf mir zu verstehen gab . . . es sind Kindereien, hören Sie wohl, läppisches Zeug, doch er gab mir zu verstehen, es würde ihm lieb sein, wenn Beatrice keinem Andern sich bestimmte . . . . ."

„Bernardo, haben Sie mich zum Beßten?" rief da die Gräfin, indem sie sich verächtlich erhob.

„Exzellenz! glauben Sie, wir sind die Leute dazu, mit Herrschaften, wie Sie sich einen Spaß zu erlauben? Gott bewahre mich davor! Bei meinem Wort als Christ, er hat in Wahrheit es mir mehr als einmal zu verstehen gegeben. Als er den Tod meiner Margaretha, Gott habe sie selig! erfuhr, o, da ward er bis zu Thränen gerührt; dann, (o welch Goldherz hat er nicht! er ist ganz wie Sie, Exzellenz!) als er das Unglück Beatricens erfuhr, die nun mütterlicherseits eine Waise war, nahm er mich bei der Hand und sagte zu mir mit einem Gefühl, das ich hätte küssen mögen: „Du, mein theuerer Bernardo, betrübe dich nicht zu sehr! an jenen Engel von einer Bea-

trice werde ich denken; du wirst sie mir gut bewachen, und sobald ich volljährig geworden bin, werde ich sie glücklich machen. Du wirst sehen, ob ich es verstehen werde, aus ihr eine hübsche, junge Gräfin zu machen!"

„Puh, der Dummkopf! der Schlingel! ach, ich Arme, was muß ich hören!" rief die Dame, welche tausend Farben spiegelte und so erregt war, daß sie wie ein Espenlaub zitterte: „Doch ist es möglich, ist es möglich, daß Giulietto solche Thorheiten im Kopfe führe? Ei, eine junge Gräfin, sieh doch!"

„So ist es, gnädige Frau! und er wiederholt gegen mich diese seine Einfältigkeiten, denn ich glaube, sein gutes Herz hat sie ihm diktirt, er wiederholt sie oft gegen mich."

„Ei doch! Bernardo, seien Sie offen gegen mich: setzt Giulio seine Besuche bei Ihnen fort?"

„Seit etlichen Tagen sprach er nicht mehr bei mir ein."

„Ah, wehe ihm, wenn es anders wäre! Und sagen Sie mir: sprach er mit Beatrice?"

„Eben das war mein Dorn, daß er, sobald ich in die Werkstatt trat, sogleich mich bat, ich solle meine Tochter herunter kommen lassen, von welcher er mit vieler Artigkeit gewisse Camelien annahm . . ."

„O mein Gott, o mein Gott, was entdecke ich!" murmelte die Gräfin mit den Füßen stampfend und verbarg ihr Antlitz in ihren Händen.

„Ich, Exzellenz, ich sah, wie Sie Sich leicht denken können, diese Grüße sehr ungern. Es waren blos Grüße, das ist ganz wahr; kurz Artigkeiten in Worten, wie der junge Herr, den Sie wie einen Fürsten erzogen, sie so gut zu sagen versteht; doch sonst war es wirklich nichts; und Sie, die Sie ihn erzogen haben, Sie wissen besser als ich, wie sehr er auf seiner Hut, und wie zurückhaltend

er ist! O was das betrifft, so kann ich Ihnen darauf schwören, daß er eine Perle von einem Jüngling, ein Ehrenspiegel ist!"

„Sieh, sieh, wo die Camelien herkamen! garstige Ziererei! o es nur zu denken, es zu errathen! wer hätte das gesagt!" wiederholte die Mutter für sich und so außer sich, daß es gerade schien, als wäre sie betäubt. „Doch sollte es der Uebermüthige je wieder wagen, in Ihre Werkstatt einen Fuß zu setzen," fuhr sie dann in aufkochendem Zorne weiter, „so jagen Sie ihn mit Fußtritten, mit Ohrfeigen weiter; hauen Sie ihn mit dem Hobel auf die Schnauze, und kommen Sie zu mir, ich werde Sie dafür belohnen: ah, der Dreiste; ah der Einfaltspinsel! gut, gut! ich werde ihm den Kopf zurecht setzen."

„Exzellenz, ich bitte Sie zu bedenken, daß ich ein armer Mann bin, und es nicht wagen würde, dem jungen Herrn Grafen, der eines Tages mein Herr sein wird, auch nur ein böses Auge zu machen. Wie wollen Sie also, Gräfin, daß ich ihn weiter jage? deßhalb sagte ich Ihnen voll Ehrfurcht, es wäre auch in Ihrem Interesse, wenn wir Beatricens Versorgung beschleunigten und das Feuer auslöschten, so lange es kaum angezündet ist."

„O gewiß! im Gegentheil, ich werde Ihnen sehr verbunden dafür sein. Haben Sie das Nöthige für die Mitgift?"

„Ach, das Nöthige wäre so und so viel. Um es zu haben, brauchte ich noch ein weiteres Jahr, denn meine Ersparnisse belaufen sich nicht über hundert Scudi, und ich möchte ihr nicht weniger als zweihundert mitgeben; bedenken Sie, sie ist mein einziges Kind."

„Hundert Scudi weiter? Nun, thun Sie, als ob Sie sie in der Tasche haben, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie sich eilen."

So endete jene Unterredung, welche in dem Geiste

Leonziens eine solche Verwirrung und eine solche Marter hervorrief, daß sie kaum im Stande war, sich zu bemeistern, so daß sie nicht gegen Giulio in feierlichster Wuth losdonnerte. Doch sie bezähmte sich und verharrte bis zum Donnerstage in derartiger Verstellung, daß der Sohn beinahe nichts merkte. Nur im Aussehen der Mutter gewahrte er etwas Verändertes, und mehr noch als er seine Schwester. Doch wer hat nicht seine Launen? Also machte er nicht viel Wesen daraus.

Zwar hielt ihn die Matrone nicht für fähig, sich mit derartigen Thorheiten zu schänden, denn sie kannte seinen Charakter, seinen Verstand, seine Frömmigkeit und seine für unsere Zeit an den Jünglingen seines Alters seltene Unschuld von Grund aus, doch fürchtete sie sein von Natur aus sehr liebreiches Herz, und auch ein bischen seinen etwas tiefsinnigen und hartnäckigen Charakter, der leicht von seinen kleinen Launen sich fesseln ließ. Vor allem jedoch beleidigte sie der Gedanke, daß Jemand, wenn auch nur von weitem, bei ihm Pläne vermuthen konnte, die ihn in das Gespräch der ganzen Stadt gebracht und seine Familie der Klatscherei überliefert haben würden; und der bloße Gedanke schon, daß er, der Erbe eines so beträchtlichen Vermögens und eines so berühmten Namens sich träumen lassen sollte, mit einem ungebildeten Handwerker sich zu verschwiegern, empörte in ihrem Kopfe den aristokratischen Geist dermassen, daß das Blut ihr in das Gehirn stieg, und ein Schwindel sie erfaßte.

Und das um so mehr, da ihr bereits verschiedene, sehr ehrenhafte Partien für ihn angeboten waren, die sie weder angenommen noch definitiv abgewiesen hatte, um sich vorher unter großer Verschwiegenheit mit der Marchese Helene zu benehmen, der Mutter von Achille, dem Pathen Giacomo's, die, wie wir bereits sagten, eine Tochter besaß, auf welche die Gräfin ihr Auge geworfen hatte; und

sie zog sie allen den andern, ihr bis damals vorgeschlagenen adeligen Mädchen vor; der Schwager freute sich sehr darüber, und die Eltern des Mädchens hielten sich glücklich, da sie das Vertrauen und die Hoffnung hegten, die Hand Natalinens für ihren Achille als Gegentausch dann zu erhalten. Und nun sollte sie denken, daß solche nicht in der Luft begründete Hoffnungen wegen einer Laune Giulio's in nichts sich auflösen würden! Die Mutter erstarrte und fühlte es wie ein Fieber in ihren Knochen brennen. Es war nämlich eine Schwäche der sonst in allem Uebrigen vollkommenen Dame: dem ersten Eindruck übermassen sich hinzugeben, und dem Zorne zu viel Raum zu lassen.

LV.

Als Giulio vor dem mütterlichen Verbot das letzte Mal in der Werkstatt des Kunsttischlers gewesen war, hatte er dort unten in dem Treibhaus eine Gruppe von drei Camelien gesehen, die eben am Aufknospen waren; doch hatten sie eine so heitere und echte Sammtblumenfarbe, daß er sich entschloß, sie um jeden Preis sich zu verschaffen, sobald sie offen wären, und sie der Mutter als Geschenk zu bringen. Zu diesem Zwecke erwartete er den Augenblick, und am Donnerstag, das heißt drei Tage nach der Unterredung Bernardo's mit der Gräfin, war er, der nicht das Geringste argwöhnte, während er nach Hause zurückkehrte, mit zwei Sätzen in dem Gärtchen, kam mit den Blumen an ihrem Stengel heraus und fort ging es im Blitze in die Vorhalle und die Treppe hinauf. In eben jenem Augenblicke, wo der Jüngling aus der Werkstatt kam, schritt die Mutter, deren Zimmer nicht

auf jene Strasse ging, zufällig durch gewisse andere Zimmer, die auf jene Seite zu sich befanden, und sah durch ein Fenster derselben, wie der Sohn hastig mit den Camelien aus der Thüre Bernardo's hervorhuschte.

Es war, als ob der Blitz in sie gefahren wäre, in kochendem Zorne aufbrausend eilte sie in ihr Arbeitszimmer zurück. Ein Glück war es, daß zu eben dieser Stunde die Tochter in einem entfernten Saale sich befand und im Clavierspiele sich übte. Kaum hatte sie sich gesetzt, so riß auch schon Giulio die Thüre weit auf, warf sich in vollem Jubel rittlings auf einen Sessel ihr gegenüber, und indem er ihr mit feinster Anmuth die Blumen hinbot, sprach er: „Mama, diese drei Camelien sind so schön, daß sie alle Camelien zusammen aufwiegen, die ich Natalinen geschenkt habe: nehmen Sie!"

Statt sie zu nehmen, riß die Mutter sie kalt aus seiner Hand, und indem sie ihn mit zitterndem Auge und bitterm Hohne anschaute, rief sie: „Schön sind sie? ah, ja, sie sind schön? sieh, Unverschämter, wie ich sie schätze!"

Und sie warf sie zu Boden, sprang ungestüm auf und zertrat sie grausam mit den Füßen.

„Weh mir, was thun Sie?" rief Giulio, indem er auf sie zusprang, um jene theuren Sächelchen zu retten.

„Was ich thue, dreister Bube? du wagst es noch, mich zu fragen?" knirschte sie ihn von sich stoßend mit zorniger Stimme, bitterbösem Blicke und so in Wuth, daß ihre Stirne flammte: „Ei doch, sah ich nicht, wie du aus jenem Laden kamst? Ungehorsamer! geh' aus meinen Augen!"

„Doch ich bin nur hin, um diese Camelien Ihnen zu bringen," murmelte Giulio verwirrt und betäubt.

„Meinetwegen blos? uh, frecher Lügner! als ob ich nicht Alles wüßte! Entferne dich sogleich aus meinen Augen!" rief abermals und immer zorniger die Mutter.

„Doch . . . .“

„Was doch? glaubst du etwa, ich sei die Frau, um mich von dir täuschen zu lassen? Undankbarer, entferne dich von mir, ich liebe dich nicht mehr.“

„Giulio war wie versteinert diesem Jähzorn gegenüber, er schaute seine Mutter mit betäubtem, starrem und unsicherem Blicke an, erblaßte, wollte sich entschuldigen, doch die Zunge versagte ihm den Dienst.

„Fort! rasch! aus meinen Augen!“ rief ihm die Dame gebieterisch zu.

Der Sohn fängt in halber Luft jene ihre ausgestreckte Hand auf, und indem er sich bemüht, sie zu küssen, versucht er ihre Wuth zu besänftigen. Da war es denn, daß sie außer sich und von unüberlegtem Zorne hingerissen ihm eine derbe Maulschelle in das Antlitz versetzte, wobei sie gut dreimal wiederholte:

„O Unwürdiger! ich werde dich nie mehr lieben!“ Bedauernswerthe Unklugheit in That und Wort! Sie bemerkte in der Hitze ihres Zornes nicht, daß sie an einem Finger jener Hand, womit sie dem Sohne eine Maulschelle versetzte, einen Ring mit einem großen Edelsteine trug, welcher durch die Heftigkeit des Schlages so stark sich in die Wange Giulio's drückte, daß man mehrere Tage die Spur davon gewahrte, und noch weit weniger merkte sie, daß jene wiederholte Betheuerung, ihn nicht mehr zu lieben, eine schreckliche Betheuerung auf den Lippen einer Mutter, wie eine vergiftete Klinge in die Brust des Sohnes dringen mußte, um sein Herz zu durchbohren und es gänzlich zu vergiften. Giulio vergoß sogleich, nachdem er schweigend die Maulschelle erhalten hatte, zwei Thränen, die ihm unter den Wimpern hervorschoßen, er unterdrückte ein aufsteigendes Schluchzen, schleuderte seiner Mutter einen Blick zu, der ein blutiger Blitz zu sein schien, und indem er ihr den Rücken zuwandte, zog er sich in

sein Zimmer zurück, wo er wie ein junger verwundeter Löwe aufbrüllte.

Wären nun die Dinge wenigstens dabei geblieben, so hätten sie durch geringe Anstrengung wieder glücklich beigelegt werden können; denn die Gewalt der Mutter über den Sohn war so groß, daß sie nach Erkältung jener Zorneshitze ihn leicht dazu hätte bringen können, die Hand wieder zu küssen, die ihn zum ersten Male in seinem Leben geschlagen hatte. Und wenn Leonzia etwas mehr Selbstbeherrschung besessen hätte und in ihrem Handeln weniger ungestüm gewesen wäre, so würde es immer Zeit gewesen sein, durch Sanftmuth die grausame Wunde zu heilen, die sie dem Herzen Giulio's geschlagen hatte. Doch nein! sie verstand es weder sich zu beherrschen, noch sich zu mäßigen. Denn kaum hatte der Jüngling aus ihren Augen sich entfernt, so bestieg sie ihren Wagen und fuhr in ihrer damaligen Aufregung zu ihrem Schwager Giacomo, um gegen ihn die Bitterkeit ihres Zornes und Grolles auszulassen.

Es ist den Lesern bereits bekannt, daß dieser Oheim Giulio's nicht der Mann war, der, um Feuer zu fangen, ein Zündhölzchen gebraucht hätte. Sie mögen sich daher selbst denken, welche Art von Vulkan in ihm erweckt ward, als er vernahm, wie die Mutter selbst hitzig und ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit bei ihm den Sohn einer Laune beschuldigte, die zu großer Schmach der Familie ausfallen konnte. Denn da sie sich sogleich in den Kopf gesetzt hatte, Giulio habe geradezu Herz und Wort jener Beatrice verpfändet, flehte sie mit aufgehobenen Händen seinen Oheim und Vormund, er solle sogleich und ohne Verzug sich in das Mittel legen und durch seine Autorität jene ersten Bande zerreißen, und er solle gegen Giulio all die Gründe anführen, die ihm nicht blos seine Liebe, sondern auch das Gesetz eingäbe. Und wer sollte

es nicht vermuthen können, daß sie bei jenem Durcheinander von Zorn, Entrüstung, Furcht und Leidenschaft, wovon sie aufgeregt war, den Fall übertrieb und nach ihrer erregten Phantasie ihn vor sich selbst erschwerte und vergrößerte?

Die arme Gräfin pflegte, nachdem der Sohn auf und davon und unter die Garibaldiner gegangen war, zum Trost ihres so herben Kummers zu sagen und abermals zu sagen, daß sie für sich das Recht, ihn zu bestrafen, vorbehalten hatte, und daß sie sich zur Vermittlerin zwischen ihm und dem Oheim gemacht hatte, weil sie fürchtete, er möchte vielleicht die Züchtigung zu weit treiben. Und sie sagte die Wahrheit. Doch diese Linderungen wurden von ihr erst zwei Tage später in Anspruch genommen und ihm verschafft, das heißt, als das Geschwür Giulio's bereits so weit verhärtet war, daß die Milderungen just denselben Werth bei ihm hatten, wie warme Ueberschläge und laues Wasser.

Kaum war sie wieder zu Hause, so klopfte ein Diener des Grafen Giacomo an das Zimmer Giulio's und meldete ihm, sein Oheim wünsche ihn zu sprechen. Der Jüngling lag eben auf einem Sopha ausgestreckt und war eine Beute großer Wuth, welche ihn in ein seidenes Taschentuch, das er um eine Hand gewickelt hatte, beißen und es zerfetzen ließ, und sein ganzes Kinn war mit Blut bedeckt, das ihm aus der Nase in Folge der Maulschelle lief. Bei dieser Meldung erhob er sich, wusch sich, kleidete sich eilig an, und indem er in den Stall hinunterstieg, befahl er, man solle seine zwei sardischen Apfelponies einspannen. Doch zaudernd und ehrfurchtsvoll sagte der Stallbursche zu ihm, seine Mutter, die gnädige Frau, habe eben, wie sie aus dem Wagen gestiegen sei, verboten, die beiden Ponies für ihn aus dem Stalle zu führen.

„Auch dieß, uff!“ rief der Jüngling, mit den Zähnen

knirschend, und er begab sich zu Fuß zu der Wohnung des Oheims.

Wir brauchen wohl nicht zu erzählen, daß dieser ihn mit seinen schneidenden Vorwürfen lebendig schund. Giulio, welcher eine sehr hohe Achtung vor ihm hatte, verzerrte, als er hörte, die Mutter sei in Person gekommen, um ihn anzuschwärzen, sein Antlitz und wagte mit der Gereiztheit einer Viper zu äußern:

„Sie ist eine Tyrannin, eine Verläumderin! ich anerkenne sie nicht mehr als Mutter!"

Doch der Sturm von Vorwürfen und Drohungen, die der Oheim wegen dieser Dreistigkeit über ihn ausschüttete, war so furchtbar, daß der Unvorsichtige vor Bestürzung erblaßte und gleichsam ohne Athem im Munde dastand.

Den Hauptpunkt der Anschuldigung, nämlich, er habe je daran gedacht, mit Beatrice sich zu verloben, oder mit ihr gesprochen, oder ihr schön gethan, läugnete er entschieden und verächtlich. Er bekannte, einmal blos der Mutter dadurch ungehorsam gewesen zu sein, daß er zu Bernardo ging, und als Grund dafür führte er an, es sei geschehen, um die Camelien für sie zu pflücken. Da jedoch Giocomo sich so in Wuth gesetzt hatte, daß er auf keine Gründe mehr hörte, entsank dem Neffen der Muth, und er verstummte weinend. Als dann beim Schlusse der Graf verlauten ließ, er werde zur öffentlichen Gewalt seine Zuflucht nehmen und ihn in das Gefängniß setzen lassen, insoferne er sich noch einmal unterstehe, der Werkstätte des Kunsttischlers sich auch nur zu nähern, erfaßten Giulio solcher Schrecken und solche Betäubung, daß er beinahe in Ohnmacht fiel. Doch vermochte er sich bis zum Abschied auf den Füßen zu erhalten und verließ das Cabinet seines Oheims und Vormundes in kaltem Schweiße und ohne Farbe im Gesichte.

„O Giulietto, was hast du denn auf deiner linken Wange? das sieht ja wie zerkratzt aus?" sagte seine Tante, die Gräfin Olympia, zu ihm, als er an ihr vorüberging und ein Töchterchen, das sie auf dem Schooße hatte, liebkoste.

„Es ist ein Kuß meiner Mutter!" erwiederte er mit halb zorniger, halb höhnischer Miene und ging weiter.

LVI.

Es ist unser Vorsatz, das nicht zu wiederholen, was wir anderswo über die Strenge der Dame gegen den Sohn die ungefähr drei Wochen hindurch, in denen sie ihn man darf sagen aus ihrer Gegenwart und von der Familie ausschloß, und über den Starrsinn des Jünglings berichteten, der diese Zeit hindurch gegen sie den Trotzigen spielte und eine überbittere Galle ansammelte, die jeden Tag mehr seine Adern aufschwellte. Statt dessen wollen wir in sehr raschen Strichen die Dinge hinzu setzen, die zur Ausfüllung unserer Geschichte nothwendig berichtet werden müssen.

Als die drei Wochen verflossen waren, welche die Gräfin dazu verwandte, Bernardo anzutreiben, damit er die Verheirathung Beatricens beschleunige, der sie über die hundert Scudi für die Mitgift noch eine sehr schöne Brautausstattung schenkte, begann sie ihre Sorgfalt auf die Besänftigung Giulio's zu richten und durch einige Geschenke und sanfte Worte versuchte sie nach und nach seine Liebe und sein Zutrauen wieder zu gewinnen. Doch da setzte der unberathene Jüngling, nachdem er eine Zeit lang zwischen Pflicht und Leidenschaft hin- und hergeschwankt hatte, es sich in den Kopf, eine Rache nehmen zu

wollen, die der Mutter theuer zu stehen kommen sollte. Denn er, der sich von ihr nicht blos beschimpft, sondern verläumdet und verflucht glaubte, beschloß in seinem Herzen, ganz andern Ersatz zu beanspruchen als kleine Geschenke und schöne Worte. Während er daher ihre frühere Rauhheit, die ihn in den Pferden, im Taschengeld, in den Erholungen und in jedem häuslichen Gute bestrafte, mit scheelem und mürrischem Schweigen vergalt, begann er jetzt, wo sie ihr Benehmen änderte und ihn sich wieder im Guten zu befreunden suchte, ihre neue Gunst durch Unartigkeiten, Unhöflichkeiten, ja sogar durch verächtliches und sehr beschimpfendes Betragen zu erwiedern. Daher rührten denn die so plötzlichen Schwankungen der Gräfin. Als nämlich diese jenes grobe und schlimme Benehmen des Sohnes gegen sie gewahrte, bestärkte sich ihr Argwohn, daß ihn großer Groll verzehre, weil er in seiner Liebe rauh sich verletzt fühlte; und daß er also in Wahrheit sein Herz an jenen Gegenstand gehängt habe, den sie geschickt ihm aus dem Wege geräumt hatte. Und es ist nicht zu sagen, wie viel Kopfbrechen dieß ihr machte.

Und wir wollen auch nicht läugnen, daß das Betragen Giulio's so wunderlich und launisch war, daß es ganz dazu angethan war, in ihr und in dem Oheim diesen Argwohn zu bestätigen. Und wir sprechen von ihnen beiden einzig und allein, denn außer ihnen vermuthete Niemand, nicht einmal sein Lehrer Egidio, der Canonikus, das Geringste von den wahren Gründen dieser Zwietracht. Die Dame bewahrte überaus eifersüchtig das Geheimniß; Giacomo ebenfalls; und Giulio fürchtete aus einem Gefühle der Eigenliebe und noch mehr aus Achtung vor sich selbst und seinem guten Namen, nichts so sehr, als daß irgend Jemand irgend ein Anzeichen der kindischen Liebschaft, die man ihm zur Last legte, entdeckte. Eben deßhalb zerfleischte die Schwester ein so nagender Kummer,

weil die Mutter nicht einmal duldete, daß sie über ihren Streit mit dem Bruder sie befrage; und der Bruder brach stets das Gespräch ab, so oft sie in ihn drang, ihr zu sagen, warum er mit der Mutter so entzweit wäre. Dieses undurchdringliche Geheimniß schmerzte sie so sehr, daß ihr Herz zu zerspringen schien, und die Nacht über that sie nichts Anderes als seufzen und weinen.

Wie kam es nun, daß Giulio nicht wenigstens einmal gegen die Mutter sein Herz öffnete und ihr jene Unschuld klar machte, die er stets für sich dem Canonikus Egidio gegenüber anführte? Weil das stolze Bürschchen ein Widerstreben davor hatte, sich zuerst zu demüthigen, und weil er darauf versessen war zu wollen, daß sie die Maulschelle ihm mit Wucher ersetze, die Verläumdung über ihn bei dem Oheim zurücknehme, jene garstige Betheuerung, ihn nicht mehr zu lieben, wiederrufe und ihn auf diese Art wieder in ihre alte Gunst einsetze. So weit glaubte die Gräfin sich nicht herabgeben zu können, sowohl deßhalb, weil es ihr schien, ihre Würde und ihre Rechte als Mutter dürften nicht einbüßen, als auch weil sie von dem Unrecht Guilo's und von ihrem eigenen Rechte überzeugt war. Daher denn der gegenseitige Contrast, daher die Kette der folgenden Uebel.

Der Himmel bewahre uns davor, daß wir uns anmaßen, das Unrecht ihr und das Recht dem Sohne beizumessen! Niemals. Vor dem Tribunal des Gewissens und der Ehre handelte die Gräfin, wie sie als weise, christliche und wachsame Mutter handeln mußte. Zwar irrte sie in der Weise des Verfahrens und irrte auch in dem Maße. Doch, heiliger Gott! wer auf der Welt irrt nicht? Sie war überaus leichtsinnig darin, Bernardo auf das Wort zu glauben, der zuletzt darauf erpicht war, sich Glauben zu verschaffen und sie bedachte nicht, daß

In Schaden kommt, wer Worten And'rer
Zu viel vertraut, wie es nicht gut,
Glaubt man denselben allzu wenig;
D'um sei ein Jedes auf der Hut
Und merke sich die alte Lehre:
In Mitte liegt Gewinn und Ehre!

Doch ihre mütterliche Eifersucht auf den Sohn entschuldigt sie sehr. So könnten wir sie im Ganzen der Voreiligkeit, des Zornes, der Wuth beschuldigen, womit sie ihn Anfangs mißhandelte; und dann möchte ihr die Zögerung und das Temporisiren zur Last fallen, das sie nach seiner Entfremdung eintreten ließ, ehe sie ihn sich wieder zu gewinnen suchte. Doch auch diesen letzten Fehler müssen wir insbesondere verringern und bemerken, daß der später von dem verwilderten Giulio ihr bezeigte Trotz jede Grenze überschritt und ihre Geduld auf die härteste Probe setzte. Wir erwähnten bereits Manches in dieser Beziehung zu seiner Zeit. Das andere wollten wir in Stillschweigen übergehen; da jedoch der Jüngling wünschte, daß man es zur Rechtfertigung seiner Mutter kennen lerne, wollen wir es veröffentlichen, indem wir Einiges nach ihm selbst wiedergeben, dessen Durchlesung dem nicht mißfallen wird, der diese Erzählung eines gütigen Blickes würdigt.

„Nachdem ich so unhöflich jene Nadel, die meine Mutter mir anbot, und welche ich meiner Schwester in den Schooß warf, zurückgewiesen, und nachdem ich mich geweigert hatte, mich wieder meiner Pferde zu bedienen und mit ihr spazieren zu fahren, fügte ich ihr so viele andere Beleidigungen zu, daß ich nicht begreife, wie sie mit jenem ihrem so reizbaren Naturell mich im Hause duldete. In der Frühe ging ich nicht mehr hinunter, um ihr guten Morgen zu wünschen, noch Abends, um ihr gute Nacht zu sagen, noch frühstückte ich mit ihr. Mittags

verzehrte ich in wenigen Minuten mein Essen, und richtete nicht blos kein Wort an sie, sondern ich schaute sie gar nicht an; und um etwas nicht zu essen, genügte es, daß sie den Wunsch äußerte, ich sollte es verkosten; und wenn sie, um durch eine Liebkosung mich zu gewinnen, mir irgend einen guten Bissen auf den Teller legte, ließ ich ihn liegen oder steckte ihn, mit dem Hunde scherzend, in dessen Maul. Dieß erzürnte sie derart, daß sie erblaßte, die Zähne zusammenbiß und heimlich sich mit der Serviette die Augen trocknete; doch sagte sie nichts zu mir."

„Da es nicht schien, daß ich mit ihr sprechen wollte, und da ich kaum trocken oder blos mit Winken ihre Fragen beantwortete, so sandte sie, wenn sie von mir etwas wünschte, Natalina zu mir, um es mir zu sagen. Mehr als sechsmal ließ sie mir sagen, ich sollte den Sacramenten mich nahen; ich weigerte mich stets und ließ ihr entgegen sagen, daß, wer mich schlecht gemacht habe, mich auch so haben solle. Und da meine Schwester weinte, schmerzte ich sie noch mehr dadurch, daß ich aus Scherz ihre Frisur in Unordnung brachte, ihr unter die Nase lachte und über ihre Thränen spottete. Ich Grausamer! ich wollte ihr so wohl, und doch marterte ich sie fast ebenso wie meine Mutter."

„An ihrem Geburtstage im Monat Februar stand auf meinem Schreibtische ein sehr schönes, silbernes Tintengeschirr. Ich schickte es ihr wieder hinunter und ließ ihr sagen: ich nähme keine Geschenke von Jemanden an, der die meinen mit Füßen getreten habe. Ich spielte nämlich auf meine von ihr zertretenen Camelien an. Sie kam sogleich zu mir herauf, ganz gelb und mit rothen Augen; und indem sie sich zwang, mich nicht zu schelten, ging sie mir entgegen, und ohne ein Wort zu sagen, that sie, als wolle sie mich mit einer Hand im Gesichte streicheln. Ich jedoch, aus Wuth blind, stieß roh jene ihre

Hand zurück, gleichsam als wäre sie eine Schlange, und floh; und indem ich dann aussprengte, es sei mir nicht wohl, hielt ich mich den ganzen Tag und den ganzen Abend fern von ihr und kam auch nicht zu Tisch. Ich erfuhr von meiner Schwester, daß diese Rohheit sie so angriff, daß sie ein Fieber bekam und zwei Tage daran litt."

„Eines Abends im Anfang des Monates März kam meine Schwester zu mir, um mir zu sagen, sie werde morgen mit unserer Mutter zum Altare gehen, und dann müsse um jeden Preis Friede gemacht werden. Ich lachte, und um sie von diesem Gegenstand abzubringen, schüttete ich ihr den ganzen Sand meines Tintengeschirres auf den Kopf, so daß sie sich etwas darüber erzürnte. Im Grunde war ich zum Frieden sehr wohl geneigt, wenn mir nur meine Mutter hinreichende Genugthuung gegeben hätte, um so mehr, da ich die Hölle im Herzen hatte, und da es auf diese Weise nicht länger mehr so fort gehen konnte."

„Am Morgen, bei Beider Rückkehr von der Kirche, war ich in Erwartung von irgend etwas. In der That kam die Kammerfrau zu mir herauf, um mir zu sagen, die Mutter wünsche, ich solle für einen kleinen Augenblick hinunter kommen. Dieses, daß sie mich rufen ließ, verletzte mich, und ich erwiederte geärgert, ich könne nicht, ich hätte Anderes zu thun. Einen Augenblick darauf eilte Natalina zu mir herauf, um mich zu beschwören, ich solle hinuntergehen, sie zog mich bei der Brust und gab mir solch gute Worte, daß ich mich bis zur Thüre des Zimmers meiner Mutter von ihr ziehen ließ. Doch ei! in dem Augenblicke, wo die Schwester sie öffnete, um mich hineinzustoßen, ward ich von solcher Scham und Verwirrung erfaßt, daß ich ihren Händen entschlüpfte und davonflog, um mich in mein Zimmer einzuschließen. Das lieb-

reiche Geschöpf eilte mir nach, klopfte an meine Thüre, und schluchzend und halb verzweifelt warnte sie mich, die Mutter fühle sich ganz beschimpft, und sie spreche davon, sogleich zum Onkel Giacomo gehen zu wollen, wenn ich nicht gehorchen würde. Ich spielte den Stummen und Tauben."

„Als die Stunde des Essens gekommen war, zögerte, ich weiß nicht warum, die Schwester ein wenig, in den Eßsaal zu kommen, so daß ich mich mit meiner Mutter allein befand. Um jedes Gespräch zu vermeiden, setzte ich mich nicht nieder, sondern zog mich an ein Fenster zurück, wendete ihr den Rücken zu und begann mit dem Hunde zu tändeln. Da sagte die Mutter von ihrem Platze aus in großer Erregung folgende Worte zu mir: „Giulio, es ist Zeit, dem ein Ende zu machen! wisse, daß ich es müde bin und deine Unziemlichkeiten satt habe; nimm dich in Acht und erinnere dich, daß deine Mutter kein Testament gemacht hat; sieh dich vor und zwinge mich nicht, dich von dem zu enterben, was ich besitze, und es der Mitgift deiner Schwester hinzuzufügen!"

„Diese in ihrem Munde neue Drohung verletzte mich empfindlich, und erzürnt erwiederte ich ihr: mein Vater habe mir so viel hinterlassen, daß ich ihre paar Tausend nicht brauche; sie solle ihr Gold behalten und mir meine Ehre wieder geben. Und indem ich aufstand, ließ ich sie mit dem Hunde allein. Das Weh, das ihr diese meine so übermüthige, garstige Antwort bereitete, war so heftig, daß ihr ein Ekel kam, und sie nicht zu Mittag essen konnte, und es entstand ein Weinen und Klagen und Jammern. Ich entschloß mich daher etliche Tage später, vom Oheim zu verlangen, daß ich emancipirt oder doch wenigstens von der Mutter getrennt werde, um in sein Haus übersiedeln zu können, wo die Tante Olympia mich als Sohn aufnehmen werde. Ich bekam dafür von ihm jenen letzten

Wischer, der mir, wenn ich an ihn denke, noch das Blut in den Adern sieden macht."

„Ich konnte nicht errathen, daß meine Mutter sich inzwischen mit Don Egidio benommen hatte, um mich unversehens in meinen Zimmern zu überraschen, mir um den Hals zu fallen und mir Wiederversöhnung anzubieten, indem sie all das Vergangene vergessen wolle. Das Verlangen nach Trennung, das ich an den Onkel Giacomo stellte, und wovon sie sogleich unterrichtet wurde, setzte sie in Wuth und verdarb alles; und die Folge davon war jener Schimpf, den sie mir öffentlich anthat, und welcher Schuld an meiner Flucht nach Piemont war: und es war nach meiner Ansicht ein Werk der Vorsehung."

„Denn ich weiß nicht, was ich noch gethan hätte, und welche seltsame Bestie aus mir geworden wäre; doch ich fühlte, ich sei nicht mehr ich, und um mich wieder zur Vernunft zu bringen, sei es nöthig, daß ich eine starke Lektion erhalte. Jene Verwünschung so zu sagen, die meine Mutter bei der Ohrfeige gegen mich ausstieß, brannte mich innerlich, hatte mich entartet und jede Liebe aus meinem Herzen gerissen. Das heißt, es war nicht so; die Liebe war noch da, denn ich empfand einen sehr starken Gewissensbiß über jene Beleidigungen, womit ich teuflisch meine arme Mutter gequält hatte; ja, im Gegentheil, während ich ihr Verdruß bereitete, schmerzte es mich, daß ich es that, und oft weinte ich Stunden lang aus Mitleid um sie. Doch wann ich wieder an das dachte, was sie mir gethan und gegen mich gesagt hatte, verlor ich Vernunft und Verstand und Gefühl, ich erinnerte mich an nichts mehr, ich dachte an nichts als an Rache, so lange sie mir nicht eine Genugthuung nach meinem Willen böte. Und dieß war sehr schwer, um nicht zu sagen unmöglich, diese Genugthuung zu erhalten; vorzüglich nach so vielen Beschimpfungen u. s. w."

Uns scheint nun, daß diese so aufrichtigen und klaren Bekenntnisse Giulio's, denn sie sind in der That von ihm, zwar das Unrecht nicht verringern, das die Gräfin ihm gegenüber hatte, daß aber sie ihr das Verdienst und das Lob einer Duldung steigern, welche an das Heroische streift. Und in Wahrheit, daß sie sich darauf versteifte, nicht ganz das Spiel dem Stolze des Sohnes gewonnen zu geben, gesetzt auch sie habe das Maß in ihrer Kränkung ihm gegenüber überschritten, das ist ein Rangstreit, den man bei einer Frau von ihrem Charakter begreiflich finden kann. Daß sie aber, die sie von Natur aus so zum Zorne geneigt, so empfindlich in Dingen der Convenienz und so delikat und eifersüchtig in Bezug auf den Gehorsam und die Ehrfurcht Giulio's war, später mit solcher Geduld mitten in den Beleidigungen sich verhielt, womit jener sinnlose Knabe sie überschüttete, das ist etwas, was wir nicht begreifen können, wenn wir nicht bei ihr eine starke und mehr als von der natürlichen, mütterlichen Liebe, von der himmlischen Gnade Gottes eingegebene Tugend annehmen wollen. Und trotz all dem wissen die Leser ja bereits, in welchem grausamen Fegfeuer von Scrupeln, Qualen und Kümmernissen und Aengsten ihr Herz sich zu quälen begann, sobald als der Sohn von Pontestura aus, und später von Solbiate ihr schrieb und ihr schwor, sie sei getäuscht worden!

LVII.

„Ah, gelobt sei Gott! Sie, mein Fiorenzo, Sie sagen mir eine Neuigkeit, welche mich bis in das Herz erfreut, und wenn sie sich als wahr erweist, gibt sie mir das Leben wieder zurück."

„Gewiß, sie ist die reine Wahrheit, das heißt, geben Sie wohl Acht, Signor Canonicus, das ist so gewiß, als

ich lebe, daß die telegraphische Depesche gestern Abend um eilf Uhr so anlangte. Man klopfte an meine Thüre, ich nahm sie mit diesen meinen Händen, ich brachte sie der gnädigen Frau, welche, da sie sich bereits niedergelegt hatte, aufstehen mußte, und sie öffnete sie, las sie, überlas sie abermals, dann ließ sie Natalina aufwecken, und alle zwei bezeigten eine Freude und einen Jubel, daß ich sie fast außer Sinnen verließ; und ich glaube nicht, daß sie die ganze Nacht über ein Auge geschlossen haben, ausgenommen gegen den Anbruch des Tages zu, um das goldene Morgenschläfchen zu machen, das sie noch schnarchen."

„O wie habe ich ihn lieb, und wie tröstet es mich! Wenn mir ein Bruder wieder erweckt worden wäre, könnte ich keine größere Befriedigung empfinden."

„Wolle der Himmel, daß es so sei, und daß unser Kummer ein Ende nimmt, denn sonst weiß ich nicht, was noch aus diesem Hause wird!"

„Papperlapapp! Sie haben die Depesche in Händen gehabt und wollen noch zweifeln?"

„Ich, mein sehr verehrter Herr Don Egidio, ich habe, unter vier Augen gesagt, bei diesem Geschäfte, das entwischte Herrchen wieder zu erwischen, so viele Löcher in das Wasser machen sehen, daß es mir beinahe wie jenem Heiligen geht, der da sagte: non credebo, se non videbo."

„Gut! Sie sprechen da ja lateinisch wie ein Marcus Tullius."

„Bah, das geht an! auch ich habe, als ich jung war, meinen Donato zerrissen. Um nun zu unserer Sache zurückzukehren, ich bin in unserer Angelegenheit da für die Theologie jenes Heiligen. So lange ich nicht den jungen Grafen in den Armen seiner Mutter sehe und nicht höre, wie die Küsse schnalzen, die sie auf seine Stirne drücken wird, so lange glaube ich nicht, daß dem Leide wirklich

ein Ende gemacht ist. Zu viel, uh, zu viel sind wir sowohl in Turin, als in Borgomanero zum Besten gehalten worden; und wenn Fiorenzo ein oder zwei Mal verbrüht worden ist, dann bläst er das dritte Mal darauf."

„Ganz recht! ei, Sie sind auch kein Teig mehr, um Klöße daraus machen zu lassen. Doch wenn die Depesche so klar lautet, wie Sie mir eben sagten, so begreife ich nicht, aus welchem Grund Sie ihr den Glauben versagen sollten."

„Die Depesche ist so klar wie die Sonne. Die Gräfin und das junge Fräulein haben sie bis Mitternacht so und so oft wiederholt, daß ich sie auswendig kann. Und der Cavalier Eugenio ist es, der sie in diesen neun Wörtchen übersendet: „Graf meldet Jünglinge gesund, bald mit Giulio zu Hause!"

„Und das genügt Ihnen nicht? O mein gepriesener Gott und Herr! ich juble ganz, wenn ich mir die Freude denke, welche die Gräfin nach deren Durchlesung erfüllt haben mag! Arme Mutter! mir scheinen es tausend Jahre, bis sie sich erhoben hat, um ihr Glück zu wünschen und mich mit ihr zu freuen."

„Bitte, erinnern Sie sich gefälligst doch, Herr Canonicus, daß Euer Gnaden am Charsamstag zu uns kamen und sie mit solchen Hoffnungen aufschwellten, daß sie wie ein Ballon wurde, und dann? und dann? eine schöne Handvoll Fliegen!"

„Gehen Sie mir doch, Fiorenzo, alles zu viel ist zu viel!"

„Also bin ich ein Tölpel? sei es! Auf jeden Fall ist es an Ihnen, den Kopf der gnädigen Frau und der jungen Gräfin diese Tage des abnehmenden Mondes hindurch aufrecht zu erhalten. Ich habe mit ihnen genug gestritten; ich wasche meine Hände, und ich werde mich von nun an in einen Winkel zurückziehen. O welche

Aengsten! welche Nöthen! welchen Streit und welche Ungeheuerlichkeiten diesen Monat hindurch und die ganze Reise über! daß ich dabei kein Narr wurde, ist ein Wunder des heiligen Antonius, und ich werde ihm dafür ein Votiv aufhängen."

„Doch was war es? frisch, schütten Sie sich aus! mit mir dürfen Sie, wie Sie wissen, ganz offen reden."

„Mein Don Egidio, um Ihnen alles zu erzählen, bedürfte es ein dickes Buch. Es ist unmöglich, sich einen Begriff davon zu machen, was die arme gnädige Frau litt, die stets in Ohnmachten lag, seufzte, weinte und bis zum Delirium getrieben ward. O Gott, welche Aengsten! wie große gingen ihr nicht durch den Kopf, und eine seltsamer als die andere! Heute war der junge Graf todt, morgen war er blos verwundet, übermorgen war er desertirt, ein ander Mal war er ein Gefangener der Deutschen; und da wurde denn Fiorenzo bestürmt, da sollte er schauen und hören und versuchen, ob er nicht da oder dort hingehen könnte, hinauf oder hinunter; und wenn ich als einsichtiger Mann mich bemühte, ihr diesen Dunst der Phantasie aus dem Kopfe zu räumen, da kam denn Natalina, um mich zu quälen und mir zu widersprechen, so daß ich die Geduld eines Job von Nöthen hatte. Jene kleine Närrin erfand jeden Tag eine hübschere Narrheit, um sie der Mutter einzureden und mich in Verzweiflung zu setzen. Die Liebe zu Giulio benahm ihr den Verstand und hat ihre Natur so geändert, daß sie aus einem sanften Täubchen, das sie war, eine kleine Schlange geworden ist."

„Was Wunder? Das theure und liebreiche Mädchen ist dem Bruder so in Liebe zugethan, daß sie ihr Herzblut für ihn vergöße."

„Ja, ja, sie ist ein Täubchen an Liebe; doch ich sage Ihnen, sie ist auch ganz Pfeffer, und von welch scharfem! potz Blitz! der beißt noch mehr, als der ihrer Mutter!

Um sie und die gnädige Frau von Turin fortzubringen, brauchte es eine Winde und die Gewalt des Grafen Giacomo dazu. In Genua angelangt, kommt ihnen plötzlich der Kitzel, zurückzukehren und Novara zuzureisen. Ach, du blauer Himmel! sie verursachten mir eine Nacht, wie ich sie nicht schlimmer auf einer Galeere verbracht haben würde. Der Graf hatte mir die strengsten Befehle ertheilt, sie ja sogleich, auf dem kürzesten Wege und um jeden Preis nach Hause zu bringen. Und jenes schlimme Dingchen von einem gnädigen Fräulein wußte die Mutter zu bereden, Giulio sei gewiß da oder dort, und sie seien ihm wohl näher als der Oheim; ich widersetzte mich, die Gräfin wurde hitzig, und so gab es Streit und Widerspenstigkeit .... kurz jedoch, ich behielt die Oberhand, und am Morgen des dritten führte ich sie von Genua fort und brachte sie mit dem Postwagen bis Pisa."

„Und wie kam es nun, daß Sie so viel Zeit brauchten, um von Pisa in unsere Stadt zu kommen?"

„Wie? sie versteiften sich darauf, mir nicht weiter zu folgen. Ich sprach mir die Kehle wund und die Hüfte lahm, um die Gräfin zu überzeugen, wir dürften nicht anhalten. Nein, mein Herr! wir mußten im Gegentheil, denn Natalina bekam alle Uebel eines Spitals: Ekel, Migräne, Husten, Nervenanfälle und was weiß ich! Lauter Vorwände jener Spitzbübin, um Zeit zu gewinnen und zu sehen, ob nicht ein Weg sich biete, um Mailand zueilen zu können. Wie es Gott gefiel, brachte ich sie bis Florenz; kaum dort angelangt, verbreitete sich die Nachricht, die Oesterreicher zögen sich, nachdem sie die große Schlacht von Magenta verloren, von Mailand zurück. Das brachte mich in Verzweiflung. Das Fräulein setzte es sich in den Kopf, hinter den Franzosen herziehen zu wollen, und da ich standhaft blieb, so begann es zu weinen, aß nicht mehr zu Mittag und bekam Krämpfe, so

daß man Aerzte holen mußte, kurz es schien, als gehe die Welt unter. Uh, welch schlimmer Tag war das! Die Gräfin war vor großer Aufregung erschöpft und abgemattet; und wenn Euer Gnaden sie wieder sehen werden, werden Sie sie kaum mehr erkennen, so mager und abgezehrt ist sie, so ausgehöhlt sind ihre Augen. Gegen sie vermochte kein Grund mehr etwas. Giulio lebt, Giulio ist todt, wir werden Giulio finden, Giulio ist verloren, sonst gab es nichts für sie. Wer befahl, das war Natalina; und ich mußte mich mit dieser kleinen Füchsin herumstreiten, die jede Viertelstunde eine neue Bosheit ersann und mir auch nicht eine Unze Ruhe und Frieden ließ. Ohne Giulio zurückkehren schien ihr so viel als in die Hölle hinuntersteigen."

„Die Arme, wie bedauere ich sie! Und wie gelang es Ihnen, doch sie davon abwendig zu machen?"

„Indem ich der Gräfin einen Floh in das Ohr setzte. Ich machte ihr nämlich begreiflich, daß, während wir in Toskana die Tage vergeudeten, ganz gewiß zu Hause Nachrichten vom Grafen Giacomo angekommen sein würden, und wer weiß, ob nicht vielleicht das junge Herrchen in eigener Person selbst? Diese Betrachtung, die mir von meinem guten Engel eingegeben worden sein mußte, bestach sie; und indem sie der Tochter den Mund verstopfte und ihr den Kamm schor, ging es von Florenz im Fluge fort, und so kamen wir schneller hieher, als ich glaubte. Die Vorsehung ist mir mit der Depesche günstig gewesen, die gerade zu rechter Zeit anlangte: denn ohne sie wäre irgend ein anderer Teufel auf dem Felde erschienen, um mich auseinander zu bringen.

„O gut, gut! danken wir Gott, daß er Ihre Anstrengungen mit so glücklichem Erfolge gekrönt hat."

„Ja, unendlicher Dank sei ihm dafür! Ueberdieß müssen Sie, Don Egidio, ihn bitten, daß er sich herab-

lasse, seine Hand über die Gräfin auszustrecken, welche wie ein Schatten geworden ist und an gewissen Störungen leidet, die mir Schauer verursachen. Ich fürchte . . . darf ich offen zu Ihnen reden?"

„Sprechen Sie keck, sprechen Sie!"

„Ich fürchte, daß sie verdunstet und kindisch wird."

„Warum nicht gar? was sind das für Befürchtungen?"

„Behalten Sie, Herr Canonicus, das in der Erinnerung, was Fiorenzo so eben zu Ihnen sagte und beten Sie, daß es bloße Befürchtungen seien. Hören Sie zum Beispiel nur dieß, das Allerletzte. Gestern Abend betraten wir um neun Uhr den Palast. Die Gräfin hatte noch nicht ihren Fuß auf den Tritt gesetzt, um aus dem Wagen zu steigen, als sie, nicht um die Gräfin Olympia, ihre Schwester, auch nicht um eine andere Dame aus ihren Freundinnen sandte, nein! sie ließ Bernardo, den Kunsttischler in jener Straße da unten, rufen. Der Laden war geschlossen; man klopft, Niemand antwortet; sie sendet abermals hin, bis der Kutscher Marco ihr meldet, jener sei vor einer Woche am Typhus gestorben. Da kam sie außer sich, weil sie nicht mehr mit ihm über Giulio sprechen konnte. Nun sagen Sie selbst, was das für seltsame Wunderlichkeiten sind?"

„Ach, sie wird ihre guten Gründe dazu gehabt haben: „lassen Sie das gut sein, lassen Sie es gut sein!"

Dieß war das Zwiegespräch, welches der Canonicus Don Egidio mit Fiorenzo am eilften Juni Morgens in dem Palaste der Gräfin und in einem kleinen Salon hatte, welcher ihrem Zimmer zum Vorzimmer diente.

Es wäre wohl überflüssig einen Commentar zu den Dingen zu machen, die in demselben von den beiden Redenden abgehandelt wurden, die Bemerkung ausgenommen, daß der Tölpel von einem Verwalter die von ihm auf der Reise erdulbeten Strapatzen und seine Heldenthaten da-

bei übertrieb, um sich die Miene eines umsichtigen und in seinen Entschlüssen standhaften Mannes zu geben. Denn in Wirklichkeit war er von Genua bis nach Hause, wo sie den Abend vorher angelangt waren, nur das gelehrige Werkzeug und der sehr unterwürfige Diener seiner Herrin gewesen, welche ihn stets gehorsam zu machen und nach ihrem Belieben zu lenken wußte.

Es dauerte nicht lange, so wurde der Canonicus in die Gemächer der Dame eingelassen; diese eilte ihm sogleich entgegen und empfing ihn mit all jenen Artigkeiten und Bezeigungen herzlicher Freude, welche leichter gedacht, als ausgedrückt werden. Die Nachts vorher empfangene Depesche und nichts anderes als diese Depesche bildete für eine gute Weile den Gegenstand ihres Gespräches. Und von was hätte wohl in jenem Augenblicke die Gräfin mit Don Egidio reden sollen, wenn nicht von Giulio und dem unaussprechlichen Verlangen, womit sie ihn jeden Augenblick erwartete, und von den Zärtlichkeiten leidenschaftlichster Liebe, womit sie ihn aus den Händen des Grafen Giacomo zu empfangen sich vorbereitete?

„Gestern, um vier Uhr Nachmittags hat mir von Genua aus der artige Cavalier dieses Manna von einer Depesche gesendet, lakonisch zwar, aber klar; also, höchstens übermorgen muß mein Giulio ankommen," sagte sie, indem sie ihre Berechnungen anstellte.

„Wir müssen die Entfernung des Ortes in Betracht ziehen, von wo aus sie abgereist sein werden."

„O, doch in drei Tagen kann man einen großen Weg zurücklegen."

„Gewiß! in jedem Fall jedoch verdirbt ein Tag mehr oder weniger nichts."

„Nein, er schadet, Herr Canonicus, o er schadet! denn ich zähle die Stunden und die Minuten; und seit ich dieses Paar Zeilen gelesen habe, hat mein Puls raschere

Schwingungen genommen, und ich fühle zwischen Haut und Fleisch ein Prickeln, das einem Fieber gleicht: denken Sie sich also!"

In diesem Augenblicke trat auch die Tochter ein, welche den Canonicus freudig begrüßte; und während sie hierauf der Mutter antwortete, welche sie sanft fragte, wie sie sich befände, und wie sie geschlafen hätte, betrachtete jener Beide genau vom Kopf bis zum Fuß. Und in Wahrheit erschrack er nicht wenig, indem er fand, sie seien sehr abgefallen, bleich und so geschwächt, daß er nicht zu sagen wußte, welche von Beiden eigentlich mehr abgemagert sei. Doch das Mädchen belebte mit der Anmuth des Lächelns artig die Blässe ihrer Züge, während die Dame, trotzdem daß sie von mütterlichem Jubel erfüllt war, mehr geneigt schien, sanfte Thränen eines unbestimmten, doch süßen Gefühles zu vergießen, als mit einem Lächeln sich zu verschönern, dessen ihre Lippen ganz entwöhnt waren.

Doch wer mit scharfer Pupille dem Canonicus in das Gesicht geschaut hätte, würde in seiner gerunzelten Stirne einen Gedanken entdeckt haben, der seinen Geist beschäftigte und ihn gegen seine gewöhnlich heitere und zum Scherzen aufgelegte Natur ernst und abgezogen hielt. Und die Gräfin, welche ein feines Auge hatte, gewahrte es; und in dem Augenblicke, in welchem nach den Begrüßungen und den Neuigkeiten der Reise das Gespräch zu stocken begann, und sie ihn über dieses sein so nachdenkliches Wesen befragte, winkte ihr der erfahrene Mann zu und gab ihr durch eine Geberde zu verstehen, sie möchte die Tochter entfernen.

„Nun, meine Liebe, verliere keine Zeit mehr!" sagte da kurz darauf verstellt die Mutter, welche die Andeutung Don Egidios verstanden hatte: „Gehe und richte deine Kleider zurecht, oder bringe deine Arbeiten wieder in Ordnung, oder setze dich wieder an das Pianoforte; thue

etwas, denn ich habe heute morgen mit verschiedenen Personen zu sprechen und will dich nicht müssig sehen; frisch, eile dich!"

Das Mädchen, welches jenen Wink des Canonicus nicht bemerkt hatte, gehorchte sehr gerne und zog sich in andere Zimmer zurück.

LVIII..

„Nun, Canonicus?" begann die Dame ihn sogleich zu fragen und nicht ohne Aengstlichkeit: „was gibt es? was haben wir Neues?"

„Gräfin!" erwiederte der Andere, indem er ernst wurde und einen feierlichen Ton annahm: „Sie kennen mich und wissen, daß ich im Punkte der Anhänglichkeit an Ihr Haus und der Liebe zu Giulio Niemanden nachstehe, wer immer es außerhalb der Familie sei!"

„O, Don Egidio, wer hat je daran gezweifelt? dieser Anfang befremdet mich!" setzte sie halb verwirrt und halb verwundert bei.

„Es freut mich, daß Sie nicht daran zweifeln. Ich habe aus strenger Gewissenspflicht an Sie eine Rede zu halten, die ich mir vorsetzte auf bessere Zeit zu verschieben; und gewiß unter keiner Bedingung hätte ich sie bei dieser ersten Unterredung nach Ihrer glücklichen Rückkehr an Sie gerichtet; doch die bevorstehende Ankunft des so theuren Giulio's, wovon ich so plötzlich höre, hat meinen Entschluß geändert. Mein Eingang besteht also darin, Sie zu überzeugen, daß Pflicht, Anhänglichkeit und Freundschaft es allein sind, die mich veranlassen, zu Ihnen zu reden."

„Herr Canonicus, aber erklären Sie sich doch!" sagte

ganz gespannt die Dame, indem sie hustete, um ihre Aufregung zu verbergen: „dieser Beginn erschreckt mich."

„Haben Sie keine Furcht! Nun sagen Sie mir: hat sich Giulio wieder vollkommen mit Ihnen ausgesöhnt oder nicht?"

„Ich hoffe es, das heißt, im Gegentheil, ich bin dessen sogar ganz gewiß: seine Briefchen von Pontestura und Solbiate aus sind so liebreich!"

„Und Sie haben ihm verziehen, nicht?"

„O mein Gott, welche Frage! Ob ich ihm verziehen habe? Möge mir der Herr ebenso meine Sünden verzeihen, wie ich meinem Sohne verziehen habe!"

„Und glauben Sie, er habe diesen Winter in der That einen Fehltritt begangen und die Züchtigungen verdient, womit Sie ihn straften?"

„Mein guter Don Egidio, berühren wir diese Saite nicht! Es ist ein Geheimniß, das in meiner Brust begraben und blos mir, ihm, seinem Oheim und einem Andern bekannt ist, der . . . nicht mehr auf dieser Welt sich befindet. Entschuldigen Sie mich, doch von dieser Sache kann ich nicht, darf ich nicht, und will ich nicht mehr mit wem immer reden."

„Doch wenn dieses Geheimniß auch mir bekannt wäre? was würden Sie in solchem Falle sagen?"

„Unmöglich!" erwiederte sie mit Anstrengung und im Gesichte erröthend: „Außer jener hätte sein Wort mir gebrochen."

„Doch wenn Jener, auf welchen Sie anspielen, ehe er aus diesem Leben ging . . ."

„Weh mir, Canonicus! sollten Sie mit ihm gesprochen haben?" fragte sie matt und verwirrt.

„Also haben Sie mich verstanden? ja, ich habe mit Bernardo gesprochen; er ließ mich zu seinem Kopfkissen rufen, etliche Stunden vor dem letzten tödtlichen Anfall

des Fiebers, das ihn ergriffen hatte, und er trug mir auf, Ihnen zu erklären, er hätte Sie getäuscht, Giulio ...“

„War unschuldig?“ rief sie ganz entsetzt.

„Ganz unschuldig an den Albernheiten, die er ihm beilegte, um von Ihnen eine Mitgift und eine Heirathsausstattung für Beatrice zu erschnappen.“

Bei diesen Worten erhob sich die Dame, stand einen Augenblick gleichsam taumelnd da, schlug sich auf die Stirne, und indem sie abermals auf ihren Armstuhl zurücksank, rief sie wie betäubt und bestürzt:

„Jesus! das Herz sagte mir es, und ich? o ich Arme! ach, mein verrathener Giulio!“

Und hier hielt sie inne, starrte den Canonicus fest an, schlug die Hände zusammen, brach in heftiges Schluchzen aus, und zugleich strömten aus ihren Augen zwei Thränenbäche, welche über ihre Wangen hernieder strömten und ihren Busen überschwemmten. Bei diesem Anblick ward der mitleidige Priester tief innen gerührt, er fühlte, wie ihm die Worte versagten, und schweigend machte er unter Thränen ihr mit den Händen ein Zeichen, sie solle sich beruhigen und die große Aufregung bemeistern, die sie ganz erschütterte.

„Es fiel mir sehr schwer, glauben Sie es mir, durch diesen herben Bissen die Süßigkeiten verbittern zu müssen, womit die schöne Depesche von gestern Abend Sie berauscht hat. Doch Sie sind eine weise Frau und begreifen besser als ich, daß nur zu viel daran lag, Sie über den Fall aufzuklären, ehe Giulio in Ihren Armen lag.“

„Ach, mein Canonicus! ich bin außer mir, ich bin betäubt, ich träume!“ sprach die Dame, sobald sie wieder etwas zu Athem kam: „Ach, erzählen Sie mir Alles, verbergen Sie mir nichts, denn ich bin die Schuldige, ich die Gefoppte, und so will ich auch bereuen und mich rächen.“

„Wohl, doch als Mutter bereuen, und sich rächen als Christin!"

„Das heißt?"

„Ihre Liebe zu Giulio verdoppeln soll Ihre Reue sein."

„O! und wie soll ich es, wenn die Liebe, die ich zu ihm habe, bereits die Grenzen des Möglichen erreicht hat? um meine Liebe für ihn zu verdoppeln, müßte mein Herz sich vorher verdoppeln."

„Und dem unglücklichen Bernardo verzeihen, ja sogar für seine Seele beten, das soll Ihre Rache sein."

Bei diesen Worten fuhr die Dame auf, preßte ihre Lippen so zusammen, daß sie sich auf die Zunge biß, und indem ihr Gesicht wie Purpur erglühte, rief sie, die Augen auf ein schönes Elfenbeincruzifix heftend, das auf einem Alabastertische stand:

„Ich verzeihe jenem Unglücklichen, und ich will für ihn beten! Gott liest in meinem Herzen: möge er als Sühnung für ihn alle die Qualen annehmen, die ich durch ihn erduldete! ich biete sie ihm alle an und werde für ihn hundert Messen lesen lassen."

„Nun, Gräfin, achte und schätze ich Sie tausend Mal mehr noch als vorher!" erwiederte Don Egidio, und zwei Thränen der Rührung tropften auf seine Wangen hinunter: „Heute habe ich Sie in der That besser als je kennen gelernt als jene großherzige, fromme und religiöse Dame, für die man Sie stets gehalten hat, wie ich hörte. O Sie Selige, Sie haben es verstanden um Gottes willen sich in dem Theile Ihrer selbst zu überwinden, der am schwierigsten zu bändigen ist, in der beleidigten Ehre Ihres Mutterherzens! Möge er Sie dafür belohnen, Sie segnen und Ihnen hundertfach seine himmlischen Tröstungen zuwenden!"

Hierauf setzte so ruhig, als es ihm möglich war, Don Egidio ihr bis in das Kleinste auseinander, wie jener

unglückliche Bernardo, von seinem Gewissen getrieben, ihm den Auftrag ertheilt hatte, ihr zu offenbaren, daß seine Einflüsterungen in Betreff des Sohnes ganz und gar Verläumdung und von ihm erfunden und zusammengewoben waren, um ihrer leichtgläubigen Großmuth die Hilfe abzuschnappen, die er auch in der That erhascht hatte. Er betheuerte daher, daß es ganz falsch sei, daß Giulio je Beatrice zugelächelt, oder an sie ein zuckeriges Wörtchen gerichtet habe, die er höchst selten nur sah, und um die er sich nicht im Geringsten kümmerte; es sei ganz falsch, daß der Jüngling von ihr die Camelien erhielt, die er meistens selbst von den Stöcken abpflückte, oder die er ihm angeboten habe, indem er ihn bat, sie anzunehmen, in der Absicht, daß der von ihm ersonnene Plan glücklich ausfalle; es sei ganz falsch, daß er weder im Scherz, noch im Ernst versprochen habe, Beatrice glücklich zu machen, indem er ihn um ihre Hand bat. Jene zwei Damen, die im November zu der Gräfin kamen, um sie wegen Giulio zu warnen, seien durch seine Kunst und seine Aufstachelung dazu verleitet worden. Nichts von dem also sei wahr, was er über die kindische Liebschaft des Sohnes behauptet hatte; er erkläre dieses auf seinem Todbette, bereue es aus ganzem Herzen und bitte deßhalb die Gräfin um Verzeihung und Gott um Barmherzigkeit.

Wie der Canonicus allmählig die Leinwand dieses Bildes vor ihr aufrollte, das so klar war und so genau mit dem Gang der Dinge und mit den Hauptpunkten der Anklage übereinstimmte, fühlte Leonzia es wie Schuppen von den Augen fallen, und sie entdeckte deutlich einen Faden um den andern jenes treulosen und schwarzen Gewebes, das sie umspannt und bis zum Aeußersten getrieben hatte, um den Sohn zu verderben, und sie ward über Massen erbost und wehklagte überaus. Doch indem sie zugleich den Blick ihres Geistes auf sich selbst richtete

und die große Uebereilung erwog, womit sie sich in das Netz gestürzt hatte, und daß sie in der Hitze des Zornes so weit sich verirrte, den unschuldigen Giulio zu mißhandeln und zu beohrfeigen, brannte sie vor so großer Verwirrung, daß sie vor sich selbst erröthete und ihr Antlitz in einem Taschentuche verbarg; und sie konnte auf ihrem Sessel nicht ruhig sitzen, wie als ob ein geheimes Feuer ihre Eingeweide verzehre. Doch was thun? wehklagen half nichts; sie faßte sich auch bald, indem sie den weisen Ermahnungen des Canonicus sich ergab, welcher sie aufforderte, die Sache ruhig und mit schuldiger Ergebung in den Herrn hinzunehmen, der zu unserm Besten auch die Fehler lenkt, die wir uns durch die Kurzsichtigkeit unserer Natur zu Schulden kommen lassen. Und so war dieß eine denkwürdige Lektion für die Dame, die da besser als je einsah, wie für die Eltern, welche die Verpflichtung haben, aus Liebe und mit Maß zu strafen, es sehr unpassend sei, im Ungestüm und Zorn zu strafen; und wie es ebenso schädlich für die Kinder sei, die gewöhnlich die Schläge nicht zählen, doch die Hand wägen, die sie austheilt.

LIX.

Es war bereits eine gute Weile, daß Natalina von den nächsten Zimmern aus, in denen sie sich mit ihren Kleinigkeiten beschäftigte, in dem kleinen Salon der Mutter bald laut, bald leis, jetzt von Seufzern erstickt und jetzt von warmen Ausrufen belebt reden hörte; und da sie bescheiden war und sich einbildete, es seien Aufwallungen des Jubels über die erhaltene Depesche, wollte sie ihr Ohr nicht spitzen, noch viel weniger an der Thüre horchen, um heimlich den Sinn jener vertrauten Gespräche zu erlau-

schen. Nachdem sie daher mit der Ordnung des größten Theiles ihrer Kleinigkeiten zu Ende war, trat sie an das Pianoforte, deckte es auf, setzte sich an dasselbe und durchging in raschem Laufe die Claviatur, um ihre Hände geschmeidig zu machen, welche aus Mangel an Uebung etwas steif geworden waren. Doch während sie so aufmerksam damit beschäftigt war, ganz rein die Noten gewisser leichter Fugen, die sie auswendig konnte, eine um die andere abzuspielen, hörte sie die Hauptthüre des Saales kreischen, welche auf eine Gallerie führte, und sie sah, wie sie aufging, und ein Köpfchen von sie wußte nicht was hereinschaute, doch sie glaubte, es sei der große Hund des Kutschers. Sie gab also nicht weiter darauf Acht, und wie als ob es nichts wäre, spielte sie an ihrem Instrumente fort. Doch einen Augenblick darauf öffnete sich abermals jene Thüre, und herein sprang keck ein munterer kleiner Knabe, welcher, als er mitten im Saale angekommen war, stehen blieb, um neugierig zu schauen, wer wohl spiele. Bei diesem Anblick sprang das Fräulein in die Höhe und rief etwas schüchtern:

„Wer ist's? wer ist's?"

Der Kleine antwortete nicht; doch schaute er sie mit zwei großen, himmelblauen Augen an und begann furchtsam und etwas ungern zurückzuweichen.

„Nun, wer bist du, schöner Knabe?" fragte da das Mädchen, durch diesen so taubenfrommen Blick ermuthigt. Und der Kleine zog sich immer mehr zurück und schlug schüchtern und beschämt die Augen nieder.

Natalina glaubte einen Augenblick lang, ein Engelchen des Paradieses vor sich zu haben, so rein und reizend war das Gesichtchen dieses Kindes, so schön und artig sein goldblondes Haar, das ihm wallend am Halse hinunterfiel, so hübsch und geputzt und niedlich war seine Kleidung, so offen seine ganze Haltung; und deßhalb

wagte sie es beinahe nicht, sich ihm zu nähern. Doch indem sie einige Schritte ihm entgegen machte, der in einem leeren Raume zwischen der Armlehne eines Armstuhles und der Rücklehne einer Agrippine stehen geblieben war, betrachtete sie ihn halb furchtsam, halb lachend und fuhr fort, ihn in artigem Tone zu fragen:

„Ei, wer bist du denn? was willst du, blonder Schatz? wie bist du hieher gekommen?"

Auf diese Fragen neigte der kleine Knabe, der sich fürchtete, aber nicht entfliehen konnte, den Kopf, steckte die Finger der linken Hand in die Lippen, und indem er sich zusammenkauerte, machte er ihr ein Schnäuzchen. Da faßte das Mädchen Muth und ging kosend auf ihn zu, und indem sie ihm sein mit einer Feder versehenes Strohhütchen abnahm, streichelte sie seinen Kopf, nahm ihn bei den Händen, zog ihn an sich und versuchte es, ihm irgend welches Wörtchen zu entlocken. Da es ihr jedoch nicht gelang, nahm sie ihn, um ihn zu der Mutter zu führen.

„Ah, Otto, bist du wieder keck gewesen?" sagte sich erhebend ein Herr, der mit der Gräfin und dem Canonicus im Gespräch begriffen dasaß, in dem Augenblicke, wo das Fräulein mit dem Kinde eintrat.

„Komm, Natalina, tritt herein!" sprach sogleich die Mutter: „komm, um dem Herrn Leopoldo dein Compliment zu machen, dem Vater Tommaso's, des Garibaldiners und Freundes von Giulio!"

„O!" rief sie, indem sie roth wie eine Kornblume wurde und sich artig verneigte: „und wer ist dieses schöne Blondköpfchen, das zu mir in den Saal kam?"

„Es ist mein Sohn!" erwiederte der Mann, indem er den kleinen Knaben an sich zog, und indem er ihn vor die Dame hinführte, fuhr er fort:

„Rasch, mache der Frau Gräfin dein Compliment! wo bist du denn hingeschlichen, du Böser? habe ich dir

nicht befohlen, dich nicht aus dem Vorzimmer zu entfernen?"

Leonzia bewunderte die Schönheit des Knaben, und indem sie ihn liebkoste und auf die Stirne küßte, sagte sie, indem sie den Kleinen mit einem Arm umschlungen am Busen hielt und auf Natalina deutete:

„Ich habe ebenfalls die Ehre, Ihnen meine Tochter vorzustellen, die Schwester Giulio's."

„Es freut mich unendlich, das Fräulein begrüßen zu können! welche Blume von einem Fräulein!"

„O, o, sie ist nicht mehr sie selbst, das arme Kind! Sie sehen sie in einem Zustand, der Mitleid einflößt. Sie ist abgehärmt . . . . Ach!" und indem sie auf das Haupt Otto's, welcher ganz beschämt in ihren Armen bebte, unter dem Scheine ihn zu liebkosen, sich hinunterbeugte, tropfte sie auf seine Löckchen zwei Thränen, die ihr unversehens hervorschossen, und die sie vor dem Besucher verbergen wollte. Als sie sich dann wieder im Kreise setzten, und Otto in die Hände des Mädchens übergegangen war, welches sogleich an Confekt und Süßigkeiten dachte, um ihm damit aufzuwarten, ging die unterbrochene Unterhaltung wieder ihren Gang weiter, die sich, wie Jeder es leicht errathen kann, ganz um Giulio und Tommaso, und um die Wunde dieses letztern drehte, sowie um die Depesche, die ihn als gesund meldete, und um die Erwartung der Ankunft des Grafen Giacomo, der kein Jahrhundert mehr ausbleiben konnte.

Die Leser werden sich erinnern, daß Leopoldo in Turin erfuhr, wer die Gräfin war, aus welchem Geschlechte und welcher Stadt, und wie ihr artig der militärische Abschied Maso's bewilligt worden war. In jenem Augenblicke, wo er dort ihre Rückkehr von ihrer geheimnißvollen Reise dem Lago Maggiore zu erwartete, ward er durch den Telegraphen zu seiner Gattin Eleonore zurückgerufen,

welche zu ihrem Kummer hin noch an einem nervösen Fieber erkrankte, das ihr Leben in große Gefahr brachte. Indem er im Fluge auf seine Villa zurückkehrte, ließ er alle zur Befreiung seines Sohnes in das Werk gesetzten Versuche mitten abgeschnitten liegen. Doch, wie es Gott gefiel, wandte sich die Krankheit Eleonorens zum Guten und dann zum Besseren; wenigstens war sie aus aller Gefahr. Doch sowohl im höchsten Grade ihrer Fieberdelirien, als zur Zeit ihrer Genesung that die arme Frau nichts Anderes, als nach Tommaso verlangen und bald ihre Mutter Blanche, bald Leopoldo flehen und beschwören, sie sollten ihr jenes geliebte Pfand ihrer Liebe wieder verschaffen; und unaufhörlich stimmte sie Tag und Nacht dasselbe Lied an und seufzte um den Sohn. Leopoldo's Kummer war zum verzweifeln. Um jedoch einigermassen ihre wahnsinnige Sehnsucht zu stillen, versuchte er es ihr auf schöne Weise damit zu schmeicheln, daß er ihr den Glauben beibrachte, Tommaso sei bereits in Sicherheit bei der Gräfin, der Mutter seines jungen Freundes, sie hätte ihn aus dem Corps der Garibaldiner genommen und sei daran, ihn nach Toskana zu bringen.

Dem einen Tage folgte jedoch der andere, und Maso erschien immer nicht Da entschloß sich Leopoldo, in die Stadt der Gräfin zu reisen, um sich Nachrichten zu verschaffen. Und er kam am neunten daselbst an, wenige Stunden vor ihr, deren Ankunft er erst spät am Abend erfuhr. Dieß war in Kurzem der Grund dieses Erscheinens Leopoldo's im Hause Giulio's. Er hatte ferners den kleinen Otto mitgenommen, welches der dritte seiner Söhne und noch nicht sechs Jahre alt war, denn dieser war der lebhafteste von allen, und obwohl er gar nicht so aussah, war er doch so unruhiger Natur und ein solcher kleiner Spitzbube, daß er der genesenden Mutter etwas lästig fiel, und die zu gute Großmutter Blanche vermochte nichts über ihn.

LX.

Wie jener ganze Tag, welches ein Samstag war, verging, und in welchen warmen Gesprächen zwischen dem Vater Maso's und der Mutter Giulio's, welche halb in ungewisser Angst, halb in angstvoller Hoffnung schwebten, und in welcher eklen Langweile ob der Visiten der Freundinnen und Verwandten, die sich in dem Saale zur Beglückwünschung Leonziens über ihre glückliche Rückkehr drängten, das zu beschreiben mangelt uns sowohl die Zeit als die Lust. Jene ihre Zimmer schienen zu einem Empfang offen zu stehen, so gingen die Besuche von Herren und Damen ab und zu, so rauschten die Crinolinen und flatterten die Sommerschleier, so kratzten die Füße und bewegten sich die Fächer, so ward geflüstert, wechselseitig halb laut sich gerufen und mit den Ellbogen sich gestoßen, bald um das abgehärmte Aussehen der Gräfin zu bedauern, bald um die Blässe der Tochter zu beklagen. Und die arme Frau, welche an ganz andere Dinge dachte, als an die Ceremonien der Complimente, mußte vor allen die eigenen Aengsten verbergen, gegen jeden sie mit einem rosigen Wölkchen der Fröhlichkeit bedecken, und einem jeden sich angenehm, heiter, freundlich und aufgeräumt zeigen, und sie empfand in sich:

O schwer ist es, nach Außen hin zu lächeln,
Wenn bittrer Kummer innen dich zerfrißt,
Zu scheinen heiter, wie der Lüfte Fächeln,
Wo doch dein blutend Herz am Brechen ist!

Am folgenden Tage ward Leopoldo mit seinem Kleinen von der Dame zu Tisch geladen. Da waren der Canonicus und die Gräfin Olympia, die Schwester Leonziens und Gattin Giacomo's, mit ihrem Töchterchen und

Fiorenzo, sonst Niemand. Alle Ehren waren dem Gaste, alle Liebkosungen seinem Kleinen vorbehalten; und dieser war an jenem Tage in freundlicher, schottischer Tracht gekleidet, frisch, roth und voll Leben, und er schien der König des Tisches, so schmeichelte ihm ein jedes Mitglied der Tafel. Er saß in der Mitte zwischen Natalina und der ältesten ihrer Cousinen, welche wetteiferten ihn mit den leckersten Bissen zu bedienen und ihn trinken zu lassen, damit er sich nicht abschütte und die Krause seines schneeweißen Hemdchens beschmutze, die aus seinem brustbeerfarbenen, gekräuselten, mit Arabesken aus schwarzen Aehren versehenen und um den Leib herum mit einem Gummigurt festgehaltenen Kleidchen hervorstand; sein Höschen war gewürfelt und an den Wädchen abgeschnitten, die in Purpurstrümpfchen gezwängt waren. Und da er seine Furchtsamkeit hatte fallen lassen und gesprächig geworden war, freuten sich Alle ihn reden zu hören, wegen seiner toskanischen Feinheiten, die seinem Munde entblühten, und die er mit einem bezaubernden Accent und Geist und einer bezaubernden Anmuth und Offenheit aussprach. Fiorenzo, der sich wichtig machen wollte, hörte nicht auf, die vollkommene Aehnlichkeit des Brüderchens mit Maso zu lobpreisen, den er in der Caserne von Savigliano gesprochen habe; und jeden Augenblick wendete er sich an Leopoldo und sagte, ganz sich brüstend, zu ihm:

„Jene Augen, mein Herr, jene Augen aus Saphir mit Hyacinth vermischt, o es sind dieselben! mir scheint es, als sehe ich ihn mit jenem seinem Lächeln, das gerade so ist, wie das vom Mündchen des Herrn Ottochen. Er ist heruntergerissen derselbe. Uh, welch ein Goldjunge! welch Himmelsgesichtchen!“

Und der Vater lächelte trübe, und Leonzia wiederholte, indem sie ihn seufzend anschaute:

„Ach! wer weiß, Signor Leopoldo, ob jener Ihr

schöner Engel nicht heute mit meinem Giulio anlangt? O Gott, wie das Herz mir schlägt!"

„Hörst du, Otto?" sagte Natalina zu dem Knaben, indem sie auf den Verwalter deutete: „jener dort hat Maso gesehen."

„Wer? wer?" antwortete er, indem er mit der Gabel auf Fiorenzo hinzeigte: „jener Mann dort?"

„Ja er, gerade er!"

„Uh, wie garstig er ist! er sieht aus wie die Sünde."

„Otto, sage ich dir nicht stets, daß du ein böser Bube bist?" schalt ihn sein Vater, während alle in Lachen ausbrachen, und Fiorenzo erröthend ein verächtliches Schnäuzchen machte.

„Nun, welche Neuigkeiten brachte heute Morgens die Post aus Toskana mit?" fragte nun der Canonicus, um Leopoldo von jener kleinen Unbesonnenheit seines Knaben abzulenken.

„Die gewöhnlichen. Die Franzosen werden mit unsern Truppen gegen den Po unter dem Commando von Jerome Bonaparte ziehen, der sich anschickt in der Lombardei seine aus der Krimm bekannten Tapferkeiten zu erneuern; und unsere Herren von Florenz lassen sich es wohl sein und verspeisen mit Behagen die Suppe, welche ihnen die verstellten Freunde des Hauses Lothringen eingebrockt haben. Nun ist es eine Schlaraffenzeit für jene Schaar Spitzbuben, Lügner, Gauner, denen die Regierung unseres guten Großherzoges so viel Nachsicht schenkte, daß es geradezu an Schwäche grenzte. Die Beklecksер der Biblioteca civile dell' Italiano, des Spektatore und der andern maskirten Zeitungen leben nun in Saus und Braus; und indessen müssen wir unsere Beutel aufthun und das Blut unserer Söhne beweinen, die uns geraubt wurden, um das Haus Savoyen in Betreibung seines Geschäftes zu unterstützen. Dieß sind die wichtigsten Nach-

richten; und für ganz kurze Zeit werden wir nach meiner Ansicht keine anderen bekommen."

Und glauben Sie, Herr Leopoldo, daß das Schlaraffenland dort aufhören muß?"

„Ich bin kein Prophet und kann sehr schlecht nur über die Zukunft weissagen. Doch so viel ich sehe, ist das Geheimniß der Verjagung unseres Großherzoges überall verbreitet; denn wir haben auf der einen Seite eine Schaar hungriger oder ehrgeiziger Lumpenkerle, welche, um aus ihren Lumpen zu kommen, oder Stellen zu erschnappen, Christus wieder kreuzigen würden; auf der andern Seite ist Piemont, das ihnen goldene Berge und Kreuze wagenweis verspricht, wenn sie ihm nur die Krone der Lothringer, wornach es lüstern ist, zubringen. Und so sehen wir, wie Barone und Marchesen, die aus den Kellern von Broglio oder aus den Bauernschulen von Empoli hervorgingen, um auf die curulischen Sessel des Palazzo Vecchio sich zu setzen, und düstere Cincinnaten, welche den Pflug verließen, um die fetten Posten in der Stadt zu erschnappen und im Luxus zu schwelgen, und schmutzige Papierverschmierer und elende Arzneipfuscher und zwietrachtstiftende Doktorlein, die darnach sich sehnen, durch die Cascinen zu stolziren, stolze Pferde lenken und prunkvolle Livreen entfalten. Dieß sehen wir; und bei ihnen sehen wir die Spürhunde von Turin, welche unsere Länder durchstreifen und überall ausstreuen, wie selig wir sein werden, wenn wir das Glück haben, Piemontesen zu werden!"

„Puh, ein schönes Glück!" setzte die Gräfin Olympia hinzu: „das gebildetste und artigste Volk der Halbinsel und ein Sklave des rohen und barbarischen Bööten werden!"

„Sage dieß nicht, meine Schwester, denn es ist falsch!" fiel Leonzia ein: „Auch ich war in Bezug auf die Piemontesen dieser Meinung, doch die kurze Zeit, die ich in

Turin und an einigen andern Orten des Königreiches zugebracht habe, hat mir diese Täuschung benommen. Du kannst wohl behaupten, daß ein kleiner Theil jenes Volkes und jener Vornehmen von der sektirerischen Regierung, welche sich bemüht, alles zu verderben, verführt und verdorben ist, und du wirst die Wahrheit sagen; doch du darfst nicht die ganze Nation der Barbarei, der Gottlosigkeit, der Rohheit beschuldigen, denn ich kann dir sagen, daß Piemont im Punkte des Glaubens, der Religion, der Gesittung, der Tapferkeit und der ritterlichen Artigkeit unsere Romagna übertrifft, und ich glaube nicht, daß es hierin Toskana nachsteht. Ich spreche von den Bevölkerungen, ich rede nicht von der Regierung und ihren Satelliten, welche die Schmach der Welt und die Geißel Italiens sind."

„O! ich sehe, daß die Alpenluft dir in den Kopf stieg, und daß auch du angesteckt worden bist; nun, unsere Liberalen werden mit dir zufrieden sein! potz Tausend!" rief Olympia.

„Halt, du scherzest, und ich spreche im Ernste; die dortige Regierung, ich wiederhole es, ist abscheulich, doch das Volk ist bewundernswerth. Wenn du sähest, mit welcher Frömmigkeit es die Kirchen besucht! wie es seine Priester achtet! wie ergeben es dem heiligen Vater ist! Ach, gefiele es Gott, daß die päpstlichen Unterthanen dieser Provinzen ebenso gehorsam dem Papste wären, wie es das wahre piemontesische Volk ist!"

„Sei es, wie es dir beliebt! doch was mich betrifft, bete ich zu Gott, daß er uns davor befreie, dieses heilige Volk unter uns zu haben. Doch sprecht nur weiter, ich kehre im Augenblicke zurück!" erwiederte Olympia, indem sie sich erhob und den Saal verließ, nachdem ein Diener ihr ein paar Worte in das Ohr geflüstert hatte.

„Die Gräfin hat Recht," begann da Don Egidio,

während die andere fort war: „wir, sobald es sich um Turin handelt, wir verwechseln zu unachtsam Personen und Dinge. Die Revolution, welche dort regiert, und seit eilf Jahren dort triumphirt, kam von oben herunter und erkeimte durchaus nicht aus den Plätzen. Die geheimen Gesellschaften haben sie dort trotz des Volkes, das sie verabscheute, aufrecht erhalten und beim Vorrücken bestärkt; und der Abschaum des italienischen Gesindels, das sich in jener seiner Veste eingenistet hat, machte daraus einen Herd der Verschwörungen, um alle Fürstenthümer der Halbinsel umzustürzen und in Flammen zu setzen. Unter dem Schild der Regierung, mit ihrem Gold, ihren Diplomaten und der Gunst des piemontesischen Namens sind die Schurken, welches überall dieselben sind, dahin gelangt, wo sie, wie wir wissen, stehen. Doch es ist kein Verdienst Piemonts, es ist ganz das Werk der Gesellschaft, welche es regiert, und die sich stellt, die Größe des Hauses Savoyen zu befördern, um es und mit ihm Italien zu Grunde zu richten."

„Wie doch?" rief da Leopoldo aus: „besteht also die Größe dieses Hauses im Rauben? Und glauben Sie, Herr Canonicus, daß ihm, wenn es Oesterreich, Parma, Modena, Florenz beraubt haben wird, nicht der Appetit wachsen, und es versuchen wird, auch Neapel und dann Rom zu rauben?"

„Ich halte es sogar für gewiß. Unsere Liberalen, die, man weiß woher, ihre Winke bekommen, reden bereits nett und rund heraus, Italien müsse in ein einziges Bündel vereinigt werden, und auch Papst Pius müsse die Krone von Sanct Peter für jenes theuere Haupt des Königs Viktor hergeben; und wir sind daher von einem Tag zum andern in der Spannung auf irgend einen Umsturz. Warum hat sich denn Ihr Held aus der Krimm in Toskana eingenistet, wenn nicht deßhalb, um den Romagno-

len Muth zur Erhebung einzuflößen, sobald die Oesterreicher sich zurückgezogen haben werden, oder von ihren Vesten an der Etsch und dem Mincio abgeschnitten sind?"

„Genau dasselbe posaunt man bei uns in jedem Winkel aus; denn jener hat es sich zur glorreichen Aufgabe gemacht, den Brüdern in der Romagna Muth einzuflößen."

„Und ich kann Ihnen sagen, daß er so viel Muth besitzt, daß er sogar welchen zum Verkaufen hat," sagte boshaft Fiorenzo, welcher anfing, von der erduldeten Demüthigung sich wieder zu erholen.

„Im Uebrigen seien Sie überzeugt, mein Herr," fuhr der Canonicus weiter, „daß Mancher die Rechnung ohne den Wirth macht. Die politische Einheit Italiens, und folglich auch die weltliche Entthronung des Papstes zum Vortheil des Savoyarden, wird auch dort Parteigänger haben, wo man den Takt schlägt, und wo die Fäden der Puppen in Bewegung gesetzt werden, welche diese neue Comödie darstellen; doch sie wird als Mittel, nicht als Endzweck begünstigt. Diese Einheit ist etwas Widersinniges, Unmögliches; und sogar die Blinden sehen dieß ein. Um daher alles das, was besteht, zu zerstören, und um die alten Ordnungen der Halbinsel über den Haufen zu stürzen, nimmt man zu dem Spielzeug der Einheit seine Zuflucht. Doch wenn alles so sein wird, wie man es haben will, dann wird die Sache sich klären; dann wird man zu schreien beginnen, Italien ist aufgelöst, man muß es wieder herstellen; und ob man es dann mit einem, oder mit zwei oder drei fremden Häuptern herstellen wird, das kann der sagen, der es erlebt. Und dann wird man sehen, wie viele, die sich jetzt als Kämpen des einen Italiens geberden, plötzlich zu Aposteln des getheilten Italiens werden; und dazu gehören alle jene, und es sind ihrer so

viele! auf die so gut folgendes unser prächtiges Sprichwort paßt:

„Ein Guelf' bin ich und nenne mich Ghibelline,
Und jenem Herrn, der mehr mir gibt, ich diene."

Ich mache blos Conjekturen, wohl verstanden, ich prophezeie nicht. Doch steht in meinem schwachen Hirne so viel fest, daß beim Schluß des Dramas jener, der Viktoria rufen wird, nicht Viktor heißt."

Die Gräfin, welche ihre Schwester Olympia noch immer nicht eintreten sah, und die sich hierüber verwunderte, benützte die Pause, welche Don Egidio hier eintreten ließ, und fragte jenen Bedienten, der sie hatte hinausgehen heißen: „Wohin ist sie gegangen, daß sie nicht wiederkehrt?"

„In die Gallerie, um mit einem Diener des Grafen Giacomo zu sprechen."

„O, sollte er zurückgekommen sein?" sagte sie, indem sie weiß wie ein Papier wurde.

Der Diener winkte ihr mit dem Auge ein Ja zu.

„Zurückgekommen? wirklich?" schrie die Dame, indem sie vom Tische aufsprang.

„Der Onkel ist zurück?" rief das Mädchen, indem auch es in die Höhe sprang: „und mit Giulio?"

„Ach Gott!" sagte die Mutter, indem sie athemlos wieder auf den Stuhl zurücksank: „meine Tochter, gehe, fliege, um zu schauen! gib du für mich deinem Bruder den ersten Kuß! ich . . . . . ach, Herr Leopoldo, erwarten wir sie hier!"

Das Mädchen machte einen Satz und flog der Thüre zu, doch als es an die Schwelle kam, sagte es schwach und ohnmächtig:

„Fiorenzo, gehen Sie! ich fühle, daß mir der Athem ausgeht."

Und zitternd setzte sie sich neben die Mutter. Fio-

renzo ging, ihm folgte der Canonicus, während Otto zwischen die Kniee seines Vaters sich flüchtete, der aufrecht, unbeweglich und betäubt neben der Dame stand.

„Papa," fragte er ihn und faßte ihn bei den Händen: „warum dieser Wirrwarr?"

LXI.

„Er ist es, er ist es wirklich in Person!"

„Sieh doch, sieh doch, welche Luchsaugen Amalie hat!"

„Er ist es in der That! sagte ich es nicht? ganz das Profil der Gräfin!"

„Ach mein Giulio, wie blaß und mager bist du geworden!"

„O bist du es also wirklich? o, so sehe ich dich in Person?"

Diese nachdrucksvollen und stürmischen Worte folgten sogleich jener Achselberührung, die leicht dort am Domplatz in Mailand unsern Jüngling streifte, worauf er rasch den Kopf umwandte und in jenes verwunderte O! ausbrach, wie sich der gütige Leser erinnern wird. Und es blieb nicht bei bloßen Worten. Denn zugleich fühlte er, wie eine stattliche, braungekleidete Dame liebreich seine Hände ergriff, und wie ein vornehmer Herr ihm um den Hals fiel, und er sah, wie sie ihn mit anmuthiger Trauer anlächelten, und wie um ihn herum zwei schwarzgekleidete Fräulein gleichsam aufjubelten, und sein Anblick schien bei einer derselben den Schleier einer süßen Traurigkeit, die ihr Gesicht beschattete, zu verscheuchen.

Im ersten Augenblick stand Giulio vor Verblüffung wie versteinert da, und er ließ sich von dem Edelmanne umarmen, von der Matrone und ihren beiden Töchtern liebkosen, gleichsam als wäre er ein Marmor mit wechselnden Farben. Doch als die plötzliche Aufwallung der

Verwunderung verraucht war, und als er gut einsah, von wem er wieder erkannt worden war, schüttelte er sich, und indem eine wunderschöne Flamme der Schamröthe ihn erglühte, sprang nun er seinerseits, um seine eigene Bestürzung zu verbergen, an den Hals des Mannes, und zwar mit solchem Ungestüm, daß ihm der Hut vom Kopfe fiel. Gern hätte er die nicht gesehen, die er sah; und so groß war seine Verwirrung über dieses Zusammentreffen, daß er, um ihr zu entgehen, beinahe wünschte, die Erde möchte sich unter seinen Füßen öffnen.

„Giulietto, sehen Sie hier Ihr Hütchen!" sagte das ältere der Fräulein, indem es ihm den Hut mit artiger Geberde hinbot, während er sich aus der Umhalsung des Edelmannes losmachte: „nun sagen Sie uns, wo Natalina ist? und was sie thut? und ob sie wohl ist?"

„Dank, Amalie, tausend Dank, Frau Marchesa! o welch schöner Zufall! wie freue ich mich darüber!" stammelte verwirrt der Jüngling, indem er in der einen Hand den Strohhut, in der andern ein purpurrothes Taschentuch mit orangegelben Blumen hielt, mit welch letzterem er sich das erglühte, schweißtriefende Antlitz abwischte; und er ordnete seinen bei dieser Gelegenheit etwas in Unordnung gekommenen Scheitel und fuhr fort: „Und Sie, Marietta? wie geht es Ihnen? . . . ach, theurer Herr Marchese!"

„Frisch, Giulio," erwiederte dieser, „bedecke dich und entfernen wir uns von der Sonne da, die uns lebendig röstet, dann erzähle uns zu guter Stunde deine Neuigkeiten und jene deiner Mama!"

„Ist sie mit dir in Mailand?" fragte ihn plötzlich die Dame, indem sie artig ihre Rechte in seinen Arm legte, um mit ihm dem Schatten sich zuzuwenden.

„Ja . . . das heißt . . . . wenn sie noch nicht angekommen ist, so wird Ihre Ankunft sich nicht mehr lange

verzögern," entgegnete er, indem er den andern Arm Amalien hinbot, die ihn darum ersuchte.

„Und kommt Ihre Schwester mit?" fragte ihn diese eifrig.

„Gewiß! wenn sie noch nicht angekommen sind, erwarte ich sie Beide jede Stunde."

„Doch wie kommt es, daß die Gräfin dich so ganz allein in eine Stadt wie diese vorausgeschickt hat? in ein Mailand?" fragte der Herr.

„Ei, was wollen Sie, Marchese!"

„In welchem Gasthofe hast du dich einlogirt?"

„Ich warte auf die Ankunft meiner Mutter, um eine Wohnung zu nehmen."

„Ei, Giulio, kommen Sie mit in den unsern!" sprach Amalie.

Doch in diesem Augenblicke erblaßte er, zog er die Lippen zusammen und zitterte so, daß die Dame und das Mädchen, während sie die Volkswoge durchschnitten, ihn in ihren Armen beben fühlten. Und so entzogen sich alle dem Gedränge der Menge und lenkten einer Straße zu, in deren Hintergrund ein kleiner, weniger der Sonne ausgesetzter Platz sich befand. Dorthin also flüchteten sie sich, um eine Zeit lang daselbst zu bleiben; und inzwischen bemühte sich Giulio, seine Aufregung zu verbergen, und er suchte auf gute Art sich von jenen Händen loszumachen, die ihn festhielten.

Wer dieses liest, hat vielleicht bereits errathen, daß diese Gesellschaft, welche daherkam, um durch ihr so unerwartetes Erscheinen die Verwirrung unseres armen Alpenjägers zu verdoppeln, die Familie des jungen Achille war, die mit seinem Hause in sehr naher Verwandtschaft stand; und daher war sie außerordentlich begierig, die Gründe zu erfahren, warum er so ganz allein in Mailand sich befände, so wie sie Nachrichten über die Mutter, die

Schwester, über Onkel Giacomo und Tante Olympia und über die kleinen Cousinen und so fort wünschte. Nun muß man bedenken, daß der Marchese Alfonso und seine Gattin Helene und die beiden Mädchen ganz und gar nicht wußten, daß Giulio aus dem Vaterland entflohen war, um in Piemont sich anwerben zu lassen; und das deßhalb, weil Alfonso den Winter über außerhalb Italien in Paris gewesen war, weil um Mitte April auch seine Gattin mit beiden Töchtern sich dahin begab, und weil endlich die Gräfin Leonzie gar wohl sich davor gehütet hatte, der Marchesa, oder sonst wem auch nur ein Wort über dieses so schmerzliche Entweichen ihres Sohnes zu schreiben. Doch im Verlaufe des Winters war zu den Ohren Helenens ein schwaches Gerücht des Bruches Giulio's mit seiner Mutter gedrungen, worüber sie sich etwas geängstigt hatte; denn wie wir früher andeuteten, waren zwischen ihr und der Gräfin Verabredungen getroffen, Amalie, die damals ihre siebzehn Jahre erreichte, mit Giulio zu verbinden, sobald die Zeit dazu da wäre, welche Ehe die passendste und glücklichste gewesen sein würde, die man nur sich hätte wünschen können.

Der Grund, welcher sie bei jener so stürmischen Gelegenheit des Krieges nach Mailand geführt hatte, war der nämliche, welcher die Mutter Giulio's und dann Giacomo dazu gebracht hatte, nach Oberitalien zu eilen. Das heißt, die Angst, Gewißheit über Achille zu erhalten und ihn sich wieder zu verschaffen, wo immer er als Soldat eingeschrieben sein mochte. Denn die Marchese Helene hatte von den Vorständen des Collegs, von welchem der junge Sohn entwichen war, keinen anderen Aufschluß erhalten als jenen, daß er eben verschwunden sei; und es wurde ihr zweifelhaft gelassen, ob er als Freiwilliger nach Piemont geflohen sei. Daher rührten denn die Verzögerungen im Aufsuchen und das stete Bedenken, er möchte

vielleicht in Toskana aufzufinden sein, da es schien, er habe sich eher innerhalb der Grenzen desselben als in den sardinischen Staaten verborgen. Zuletzt hatte sein Vater, nachdem er vergeblich die kleinsten Nachforschungen im Hauptquartier des subalpinischen Königs angestellt hatte, sich entschlossen, von Weitem mit seiner Familie dem verbündeten Heere bis Mailand zu folgen, in welcher Stadt er jenen Entschluß zu fassen sich vornahm, den die Umstände ihm andiktiren würden. Und so langte er am Morgen des neunten Juni dort an. Daher kam es denn, daß sowohl Alfonso, als seine Gattin und die beiden Schwestern, überdieß daß sie unlängst bereits den Verlust zweier sehr naher Verwandter betrauerten, in sehr großer Bestürzung waren, und fortwährend hinter dem Flüchtigen herseufzten, über dessen Schicksal sie so sehr besorgt waren.

Aus all diesem geht klar hervor, wie begründet ihre Verwunderung bei dem so unverhofften Zusammentreffen mit Giulio war. Im Gedränge der Menge hatte Amalie ihn entdeckt, die die Mutter zuerst darauf aufmerksam machte. Und da diese nicht glauben wollte, jener galante kleine Stutzer, welcher aus der Menge wie eine Nelke aus den Ranunkeln hervorstach, könne Giulio sein, so hatte das junge Mädchen es gewagt, während das Cortege des Kaisers und des Königs vorüberzog, sich in der Menge vorzudrängen, und indem sie sich auf die Fußspitze stellte, ihn zu rufen und leicht auf die Schulter zu klopfen, was der Marchesa Helene, Alfonso und der andern Tochter, Namens Marie, allen Zweifel benahm.

Doch zur klareren Einsicht der erzählten Dinge und jener, die wir noch zu berichten haben, müssen wir darauf aufmerksam machen, daß das Geheimniß der Verabredungen der Gräfin Leonzia mit ihrer Mutter betreffs ihrer Verlobung mit Giulio dieser Amalie zu Ohren gekommen war; und daß, während dieser sich nichts davon

träumen ließ, man unterhandle um jene Verbindung für ihn, die andere, geschweige es sich träumen zu lassen, ganz genau davon unterrichtet war. Und überdieß wußte sie, daß die Zustimmung der Eltern bereits ertheilt war, daß die ersten Vorschläge ihr genau in jenem Sommer gemacht werden sollten, wann die beiden Familien sich absichtlich zur Schließung des Handels im Bade Porretta zusammengefunden hätten, ja es war ihr sogar bekannt, daß man den Herbst des folgenden Jahres als die Zeit zur Feier der Hochzeit bestimmt hatte.

Doch wer hatte sie wohl so frühzeitig in diese Geheimnisse eingeweiht, welche von weisen und klugen Eltern den Kindern gewöhnlich bis zu gelegener Stunde verborgen gehalten werden? Niemand; oder um es besser zu sagen, ein Zufall, für den Niemand auf der Welt verantwortlich gemacht werden kann. Und das ging so zu. An dem Tage, an welchem die Marchesa Helene, wegen der Flucht von Achille von Angst getrieben, die Koffer für die Reise nach Paris hatte packen lassen, kam, während diese damit beschäftigt war, im Hause einer Schwester von ihr ihren zwei kleinen Knaben einen Aufenthalt während ihrer Abwesenheit zu erbitten, in Amaliens Hände ein Brief, aus welchem sie die ganze Geschichte von A bis Z erfuhr. Dieser Brief war von der Gräfin Leonzia, welche bei Gelegenheit des Neujahres an ihre Freundin Helene schrieb, ihr dafür dankte, daß sie und Alfonso so freudig die Hand ihrer Erstgebornen ihrem Sohne gewährten, und ihr den ausdrücklichen Vorzug mittheilte, den sie ihr vor mehreren andern sehr achtbaren Partien gab; und sie setzte ihr den ganzen Plan der künftigen Verschwägerung auseinander und versprach ihr, stets für diese ihre geliebte Schwiegertochter mehr die Liebe einer Mutter als einer Schwiegermutter zu haben.

Es war auch nicht Amaliens Schuld, daß ein derar-

tiger Brief ihr unter die Augen gefallen war. Denn in ihrer übergroßen Eile hatte Helene sie als älteste und sehr geschickte Tochter damit beauftragt, in ihrem Cabinet Brief von Brief zu scheiden und alle jene in einen Sekretär einzuschließen, die nicht so und so lauteten. In der Verwirrung ihrer Gedanken und Sorgen, die ihr den Kopf auseinander brachten, gab nun die arme Mutter nicht darauf Acht, daß in dem Bund kleiner Schlüssel, den sie der Tochter einhändigte, auch jener sich befand, welcher die Cassette öffnete, in die sie vorsichtig den erwähnten Brief eingeschlossen hatte. Als nun Amalia sich an ihr Werk machte und ohne weiteres auch jene Cassettine aufschloß, fand sie diesen Brief, öffnete ihn, und außer sich durchflog sie ihn nicht, nein, sie verschlang ihn mit einer Gier, die sie ganz sich selbst entrückte.

Wohl ist es wahr, daß sie von den ersten Zeilen an erkennen mußte, daß es die Absicht der Marchesa nicht sein konnte, daß sie in der Befriedigung der tadelnswerthen Neugier und in der verwegenen Verletzung des Heiligthumes eines mütterlichen Geheimnisses von so hoher und zarter Wichtigkeit weiter vorschritt. Doch wer wollte wohl solche heroische Selbstverläugnung von einer jungen Tochter Eva's verlangen? und über einen derartigen Gegenstand? und von einem so phantasiereichen Temperament, wie das ihre? und von einer Seele, die vielleicht etwas zu einfältig und unerfahren in Bezug auf die Verrätherеien des Herzens war?

Das Mädchen, geblendet anfangs von der Begier, Neuigkeiten zu entdecken, die sie so überaus interessirten, vergaß daher alles Andere und sich selbst, und sie vertiefte sich mit ihrem ganzen Geiste in diesen Brief. Doch da sie fast ihren Augen nicht glauben wollte, las sie ihn abermals und hörte nicht auf zu lesen; und nachdem sie ihn zum zweiten und zum dritten Mal gelesen hatte, fühlte sie

in sich ein Gemisch von Gefühlen entstehen und aufkochen, die ihren Geist verwirrten und ihn mit bitterer Unruhe erfüllten, welche ihr mehr ein Gewissensaufruhr als was Anderes zu sein schien. Befriedigt, doch nicht gesättigt, begann sie abermals den Brief zu entfalten. Da bemerkte sie, daß ihre Hände ihr zitterten, daß kalter Schweiß sie bedeckte, und daß ihre Wangen von zwei eisigen Thränen befeuchtet waren, die sie, sie wußte nicht wie, vergossen hatte. Sie erröthete vor sich selbst, wischte sich rasch mit der Schürze ab und war eben im Begriff, den Brief in die Cassettine zu legen, als sie am Rande der Adresse eine Zeile der Mutter entdeckte, welche von derselben zu ihrer Erinnerung darauf geschrieben war, mit Freuden, doch unter der strengsten Verschwiegenheit den Vorschlag angenommen und ihn so beantwortet zu haben.

Als sie diese Zeile las, erwachte in ihr eine so heftige Erregung, daß ihr Gesicht wie Feuer erglühte, ihre Augen sich umnebelten und ein Schwindel sie erfaßte. Indem sie daher mit Anstrengung die Cassettine verschloß und in das nächste Zimmer schwankte, ließ sie sich auf ein Sopha nieder und hängte sich um Hilfe an den Glockenzug. Auf den Riß daran eilte ihre Schwester Marie herbei, und mit ihr die Dienerinnen. Sie bespritzten sie sogleich mit Felsinawasser, und in kurzer Zeit kam sie wieder zu sich. Doch da sie geschickt diese ihre Nervenaufregung mit dem Vorwand des scharfen Schmerzes bemäntelte, den ihr das Verschwinden des Bruders verursachte, so legte Niemand auf diese leichte Ohnmacht ein besonderes Gewicht; und der Mutter kam nicht der geringste Verdacht, daß die Tochter alles das wisse, was sie wußte, und in eben der Weise, wie sie.

Doch welche Wirkungen dieses Wissen im Geiste des Mädchens erkeimen ließ, kann sich der leicht einbilden, welcher einerseits bedenkt, daß sie, die Giulio stets von

Kindheit gekannt und stets gehört hatte, wie man ihn als ein Juwel eines sehr gesitteten Jünglings lobte, ihn sehr achtete und ihm aufrichtig jenes Gute wünschte, das gewöhnlich die Glieder befreundeter und wohl erzogener Familien gegenseitig sich wünschen, und andererseits berücksichtigt, daß Giulio ein Jüngling war, der durchaus nicht nöthig hatte, empfohlen zu werden, auf daß man ihn werth schätze und liebe. Denn abgesehen von den natürlichen Eigenschaften der Anmuth, des Anstandes, des Verstandes, den er in so seltenem Grade besaß, vereinigte er in sich so große Vorzüge lieblicher Tugenden, der Artigkeit und des Reichthums, daß sein Ring von jeder begehrt werden konnte, und wenn sie der seltenste Phönix ihres Geschlechtes gewesen sein würde.

Ueberdieß gehörte Amalie zu jenen Mädchen, welche man Feldtauben nennen darf; das heißt, sie war in den Studien und den lobenswerthen Uebungen erzogen und geübt, die einem adeligen und frommen Mädchen anstehen, und mehr innerhalb des häuslichen Nestes und von der mütterlichen Wachsamkeit vor den Nachstellungen und weltlichen Schmeicheleien abgeschlossen, als wenn sie in den heiligen Räumen eines Klosters behütet worden wäre. Der verpestende Hauch gewisser schlimmer Grundsätze, die man in den Theatern einem einprägt, in den Salons einsaugt, und die einem in vielen zügellosen Büchern eingenietet werden, die man bei den Abendunterhaltungen, den Bällen, den Festlichkeiten, an den Vergnügungsplätzen in Praxis setzt, hatte ihren Geist noch gar nicht berührt, viel weniger ihn angesteckt. Sie wußte nichts von all den kleinen Bosheiten, den kleinen Verstellungen, den kleinen Betrügereien, womit manchmal die Mädchen in Bezug auf gewisse kleine unedle Leidenschaften ihre vorsichtigen Mütter zu täuschen glauben, garstig jedoch sich selbst betrügen und blind in die Netze und auf die Leimruthen

der Vogelsteller gehen. Ferners besaß sie noch keine Erfahrung in jenen Gebrechen und Erbärmlichkeiten und in dem Leichtsinn und der Wunderlichkeit und der Koketterie, die man mit den schönen Namen von Illusionen des Lebens, dornigen Rosen des Jugendfrühlings, süßen Bezauberungen des Herzens, genialen Verblendungen des Gefühles beflittern hört; die jedoch oft ganzen Familien blutige Thränen kosten und nicht selten mehr als ein Mädchen dem Grabe zuführen, das ungeehrt in der Blüthe ihrer grünen Jahre in dasselbe hinuntersteigt. Kurz, Amalie war, wenn wir so sagen dürfen, ein Hausnönnchen; doch als solche war sie so munter, so anmuthig, so wohlerzogen und so begabt, daß sie den Neid vieler jener geistreichen Phyllise und jener von Moschus duftenden Ariadnen erweckte, die gewöhnlich über die Reinheit Anderer lachen und spotten, den Krähen gleich, die über die Weiße der Tauben sich lustig machten.

Trotzdem nützte es nichts, wollten wir etwa verschweigen, daß das Auffinden und gierige Lesen des Briefes der Gräfin ihre Phantasie aufregte und stark ihren Frieden beeinträchtigte. Denn als sie später bei sich den unschicklichen Mißbrauch überdachte, den sie sich mit dem Vertrauen ihrer Mutter erlaubt hatte, fühlte sie schwere Skrupeln darüber; und ein solcher Aerger ergriff sie über diese so wenig würdige Handlung, eine solche Schamröthe und ein solches Leid empfand sie darüber, daß sie den Anblick der Marchesa nicht mehr mit der früheren heiteren Sicherheit und Ungezwungenheit ertragen konnte. Ihr schien es, wenn sie vor ihr stand, als müßte sie in ihren Augen oder auf ihrer Stirne die Schuld ihrer unbedachten Neugierde lesen; und so kam es, daß sie meistens in ihrer Gegenwart eine gewisse Schwermuth sich anheuchelte, womit sie ausgezeichnet gut ihren feinen Gewissensbiß verschleierte, und welche zu gleicher Zeit durch den allge-

meinen Kummer über die Flucht von Achille gerechtfertigt war. Mehr als einmal stand sie im Begriffe, sich jener inneren Last zu entledigen, indem sie der Mutter offen ihren Fehler eingestünde. Doch sie wurde durch den gewichtigen Rath dessen davon abgehalten, den sie in Paris zur Ruhe ihrer Seele befragte, indem er ihr zu bedenken gab, daß die Marchesa bereits wegen des Verlustes des Bruders so viel Schmerz erdulde, daß sie ihr Leid nicht noch vermehren dürfe. Aus diesem Grunde ward daher Amalie ruhiger, und sie bemühte sich statt dessen vor Allem, das Geheimniß in sich selbst zu bewahren, damit ja Niemand auf Erden auch nur das Geringste davon merke.

Uebrigens war sie zufrieden und ohne Aengsten, ausgenommen daß in ihr eine Sorge um Giulio entstanden war, von dem sie einigermassen Nachricht zu haben sich sehnte; und sehr gerne hätte sie die Mutter angespornt, sie solle an die Gräfin Leonzia schreiben, um von ihr welche zu erhalten. Doch da war wieder die Schranke, vor der sie Halt machen mußte. Nichtsdestoweniger glaubte sie, da sie von Natur aus ein klein wenig leichtsinnig und in Folge ihrer Erziehung vielleicht zu wenig welterfahren war, doch nicht, anfangen zu müssen, aus dem Jüngling nun mehr machen zu sollen, sondern ihn als einen der ihrigen betrachten zu können, mit dem sie von jetzt umzugehen hätte, gleichsam als wäre er Achille. Und daher kam es denn, daß sie, sobald sie ihn dort auf dem Domplatze erblickt hatte, auf ihn zueilte, um ihn zu rufen und ihn so herzlich begrüßte. Die kleine Einfältige hatte es sich in den Kopf gesetzt, Giulio müsse ebenso wie sie um das Geheimniß wissen. Doch sie täuschte sich hierin ungeheuer.

LXII.

Sobald sich unsere kleine Gesellschaft in den Schatten jenes von ihnen erspähten kleinen Platzes zurückgezogen hatte, sah sich unser Giulio von einem so lästigen und unordentlichen Schwarm von Fragen bestürmt, daß er ganz in Verwirrung gerieth und nur mit Mühe seine Gedanken sammeln und damit in das Schwarze treffen konnte.

Der Marchese Alfonso, ein eher ernster Mann von kurzen und trockenen Worten und damals aus Unmuth über Achille übermassen verzagt, drängte ihn hartnäckig mit jenem seinem:

„Und warum bist du allein und ohne die Gräfin hier?"

Auf diese Frage antwortete er entweder mit einer Ausflucht, oder er entgegnete gar nichts, indem er that, als wisse er von den so verschiedenen Fragen der Marchesa und der beiden Töchter, die er halb in der Luft auffing, gar nicht, was er antworten sollte, um so viel als möglich diesem so ungelegenen Warum auszuweichen.

Der arme Jüngling, welcher nur zu sehr begriff, daß er sich jetzt zwischen Hammer und Amboß befinde, und der trotzdem fest entschlossen war, keine Sylbe über seine Abenteuer zu offenbaren und zugleich nicht zu lügen, denn er hatte einen äußerst großen Abscheu vor dem Laster der Lüge, schwitzte, daß ihm das Wasser herunter lief, er biß sich mit den Zähnen auf die Zunge, er fischte nach Worten und articulirte sie mit Behutsamkeit, und er bemühte sich einen Ausweg zu finden, um dieser so qualvollen Verwirrung zu entgehen.

„Ah, also hast du die Gräfin in Arona gelassen?" fragte ihn abermals die Dame, indem sie ihn fest an-

schaute, gleichsam als wolle sie in seinem Antlitz die Wahrheit erspähen.

„Ja, Marchesa, von Arona aus schrieb sie mir, wir würden uns hier treffen ....."

„Sie hat dir geschrieben?" forschte die andere: ei, warst denn du nicht bei ihr?"

„Und seit wie lange sind Sie schon in Mailand?" fragte Amalie.

„Und sind Sie lange in Arona gewesen? man sagt, jene Stadt sei so schön! und war auch Nataline dort?" erkundigte sich die jüngere Schwester.

„O Töchter, schweigt doch ein Bischen!" fiel ihnen die Marchesa in das Wort: „laßt doch Giulietto die Fragen euerer Mutter beantworten! sage, Giulio, an welchem Tage seid ihr von Hause abgereist? Ich sandte von Marseille aus einen Brief an die Gräfin ...."

„Potz Tausend! kommen Sie so weit her?" rief rasch der Jüngling, um die Gelegenheit zu erfassen, seinerseits zu fragen.

„Ach wenn Sie wüßten, Giulio, wenn Sie wüßten!" rief da Marie seufzend aus.

„So schweige doch, bekümmern wir nicht auch ihn," zankte Amalie sie mit einem Stoße des Ellbogens.

„Achille entfloh mir aus dem Colleg von ***, und es scheint, jene Hunde ließen ihn als Soldaten einreihen, und ich weiß nicht wo!" setzte Alfonso voll Wuth bei.

„Und deßhalb sind wir auf der Reise. Uh, Giulietto, wenn Sie sich einbilden könnten, was wir leiden!" sagte abermals Marie: „betrachten Sie die Mama, wie abgehärmt sie ist!"

„Ach Gott, so jung noch?" murmelte er und hustete, und er machte sich von Amalie los, um sein Taschentuch herauszuziehen und das Gesicht sich abzuwischen; denn diese Nachricht erregte ihn tief, und er merkte, daß er erblaßt sei.

„Sieh, welch ein Herz Giulio hat!“ sagte diese, indem sie ihn sanft betrachtete.

„So ist es, mein Lieber, so ist es! ich habe Achille verloren, und seit sechs Wochen habe ich nicht mehr eine Drachme Gutes!“ sagte die Marchesa Helene, indem auch sie ihn betrachtete und jene Erregungen bemerkte, welche mit solcher Raschheit in seinen Zügen sich zeigten.

„Meine Damen, ich gewahre, daß wir zu unserer Unterhaltung einen schlechten Ort gewählt haben,“ brach der Jüngling kurz ab: „in welchen Gasthof kehren Sie zurück?“

„In den europäischen Hof; wir werden Sie jetzt mit hinnehmen,“ erwiederte Amalie, indem sie sich an seinen Arm hängte: „o ja, kommen Sie, Sie müssen bei uns wohnen.“

„Im europäischen Hof?“ rief er ganz verwundert: „ja, gibt es denn in Mailand einen Gasthof dieses Namens?“

„Komm', Giulio, und du wirst ihn sehen!“ sprach Alfonso zu ihm.

„Schade, daß wir schon gefrühstückt haben!“ sagte Marie.

„Ei doch! glaubst du, er bleibt nicht bei uns zu Tisch?“ fiel die Schwester ein: „Gehen wir, Giulio!“

„Bitte, Fräulein, gehe mit Marie und deinem Vater voran, denn ich habe jetzt mit Giulio zu sprechen,“ sagte die Marchesa zu der älteren Tochter. Und als diese that, als höre sie es nicht, fuhr sie fort: „Hörst du? geh' voran!“

„Ei, Mama, wir können ja Beide mit ihm gehen; auch ich habe viel über Natalina zu fragen .....“

„Amalie!“ rief die Mutter mit gebieterischem Tone.

„O schön, hat er nicht zwei Arme? einen für Sie, den andern für mich, wie vorher!“ entgegnete das Mädchen, indem sie sich an seinen Ellbogen hielt.

„Wie? du willst nicht gehorchen?“ sagte Helene mit bösem Blicke: „geh’ mit deinem Vater, sage ich.“

„Gut, sei es für einige Minuten! doch dann komme ich sogleich wieder, nicht wahr, Giulio, ich muß zurückkommen?“

Dieser lächelte ihr leicht zu. Ungern nur fügte er sich darein, mit der Marchesa allein zu gehen, indem er zum Voraus fühlte, diese rüste sich dazu, ihn in die Enge zu treiben, um so viel als möglich von seinen Angelegenheiten zu erfahren. Indem er daher ein ernstes Gesicht machte und auf der Hut war, begann er:

„Wie munter doch Ihre Amalie ist, Frau Marchesa! und wo sind die zwei Kleinen?“

„Ich habe sie meiner Schwester anvertraut. Nun, Giulio, sprechen wir etwas gesetzt; du bist sehr blaß und abgemagert, und es scheint mir, als ob du sehr unruhig und erregt seiest, und du hast mich noch immer nicht aufgeklärt, wo die Gräfin ist, und warum du nach Mailand voraus gereist bist, und was der Grund dieser so außerordentlichen Reise ist. Da steckt etwas dahinter. Giulietto, erinnere dich, daß ich als Kind dich so und so oft auf diesen Armen getragen, dir so und so viele Küsse gegeben habe, und daß ich dir stets wohl gewollt habe; sei also offen mit mir! was ist vorgefallen?“

„Ich werde es Ihnen sagen, Marchesa! Es ist wegen eines gewissen Geschäftes, das nicht so rasch abgeschlossen würde, wenn ich nicht meiner Mutter vorangeeilt wäre. Sie wissen, bei dieser Soldatensündfluth muß man vorsichtig zu Werk gehen, und die Frauen lieben es nicht, den Kanonen nahe zu sein.“

„Ist es ein Geschäft von so großer Wichtigkeit, wie? Doch es wundert mich, daß Graf Giacomo dir erlaubt hat, es abzumachen.“

„Der Arme! er leidet jeden Augenblick an jener

seiner Gicht, die ihn an seinen Armstuhl fesselt, er kann sich gar nicht bewegen."

„Doch kurz, Giulio," sprach die Dame mit einer gewissen Ungeduld: „darf man wohl wissen, was das für ein Geschäft ist?"

„Marchesa, Sie sind sehr besorgt um mich, und ich bin Ihnen sehr verbunden dafür; doch bitte, glauben Sie es mir, es läge mir sehr am Herzen von Ihnen die Geschichte mit Achille zu vernehmen. Wie ist es gekommen, daß er aus dem Colleg entflohen ist?"

„Ach, berühre jetzt diese Wunde nicht, sonst muß ich mitten auf der Straße weinen. Im Gasthof und wenn wir mehr Muße haben, werde ich dir all unser Weh und unsere Reisen von Paris nach Florenz und nach Genua und nach Alessandria und abermals nach Florenz und nach Turin erzählen, was einen hätte aufreiben und zerplatzen mögen." Jetzt ist das, was mich drückt, und was du mir, wenn nichts es verbietet, sagen sollst, welches Geschäft dich nach Mailand geführt hat; denn ich . . . . entschuldige mich, Giulio, wir Mütter argwöhnen stets das Schlimmste; und ich, nach der Flucht von Achille . . . . ach, guter Gott! . . . also ich weiß etwas von dir, was mir in der Seele weh gethan hat. Deine Tante Olympia schrieb mir, im Monat Februar war es, daß du . . . . soll ich es dir sagen? wirst du es übel aufnehmen?"

„Sprechen Sie, Marchesa! reden Sie ohne Scheu," entgegnete der Jüngling, indem ihn ein Schauer durchlief.

„Doch warum zitterst du denn?"

„Bah, es ist Ermüdung, ich bin so reizbar."

„Sie schrieb mir also, wenn auch nur flüchtig, du wärest mit der Gräfin entzweit, und zwischen euch Beiden wäre ein ich weiß nicht welches Mißbehagen eingetreten."

„Bah, das ist Gerede!" brach er sogleich erzürnt los: „ich verwundere mich höchlich, daß meine Tante sich

nicht geschämt hat, dieses Weibergewäsch Ihnen zu schreiben."

„O, o, Giulio, nimm es nicht übel, ich bitte dich. Auf jeden Fall, war wohl ein Schatten von Wahrheit in jenem Gerede?" drängte ihn Helene mit halb ironischem, halb zweifelvollem Lächeln.

„Sehen Sie, sehen Sie, da kehrt Amalie zurück!" sagte er und athmete wieder auf, als er sie zurückkommen sah: „bitte, Marchesina, Sie sind stets willkommen!"

Und er bot ihr den Arm an, indem es nicht schien, als wolle sie ihn nehmen, und brach so rasch das Gespräch ab, das die Dame mit ihm eingefädelt hatte.

Diese begnügte sich damit, einen zornigen und drohenden Blick der Tochter zuzuwerfen, ließ das Gespräch fallen und begann kalt ein anderes, oder besser gesagt, hundert andere. Denn das Mädchen sprang stets mit ihren honigsüßen Worten von dem zu jenem und gerieth zuweilen in solch liebreiche Einfältigkeiten, welche, da sie übertrieben vertraut waren, die Mutter beleidigten, die umsonst ihr böse Blicke zuschleuderte, und den an ein weit zurückhaltenderes Benehmen gewöhnten Jüngling verletzten. Doch in jenem Augenblick war ihm die Fliege weniger lästig als die Wespe.

Was nützt es, es zu verheimlichen. Gleich von Anfang an hatte die Marchesa Helene gegen ihn Argwohn gefaßt, und indem sie rasch Vermuthung an Vermuthung knüpfte, hatte sie in ihrem Geiste den Verdacht geschöpft, Giulio sei nicht zufällig in Mailand, sondern er brüte vielleicht irgend einen unheilvollen Plan und sei aus dem Vaterlande entflohen, um ebenfalls eine Thorheit zu begehen, gar nicht unähnlich der von Achille. Wahr ist es, nur mit Mühe konnte sie sich es denken, so groß war ihre Idee von seiner Klugheit und seinem gesunden Urtheil.

Doch trotz all dem bestärkten die Einzelnheiten seines Zusammentreffens mit ihnen und die an ihm sichtbaren Anzeichen eines erregten Gesichtes, eines scheuen Auges, eines unruhigen Lides, des Zitterns seiner Person, der offenen Verlegenheit im Antworten und so fort sie in diesem Verdachte, der in ihr eine Aufregung hervorrief, die sie gar nicht mehr von sich abschütteln konnte.

Auch Giulio war nicht so unerfahren, daß er nicht jenen düstern Argwohn im Antlitz der Dame hätte durchschimmern sehen, noch ihn aus ihren Fragen herausgefühlt hätte. Und eben deßhalb stellte er sich, als sei ihm die Gesellschaft Amaliens so angenehm, und er bediente sich derselben gleichsam als Schutz gegen das so ungelegene Forschen der Marchesa. Das Mädchen nahm die verstellten Manieren, womit der artige Junge ihre kosenden Zimperlichkeiten ertrug, im Ernst auf und erlaubte sich daher stets größere Vertraulichkeiten und Ziereréien, die für ein Fräulein ihres Alters und ihres Standes sich wenig schickten; tief entrüstet darüber, ergriff nun die Mutter, als sie in der Vorhalle des Gasthofes angelangt waren, die Gelegenheit, wo Giulio mit Alfonso stehen blieb, zog sie geschickt von seinem Arme weg, tadelte sie mit leiser Stimme bitter und befahl ihr entschieden, sie solle augenblicklich sich in ihr Zimmer zurückziehen, und wehe ihr, wenn sie es verlasse! Amalie, die zu einer kleinen Schlange geworden war, zuckte leicht und entrüstet die Achseln und ging hinauf.

Giulio, welcher seinen Kopf ganz wo anders hatte, merkte nichts von diesem Wischer der Marchesa, sondern indem er sie versicherte, er werde im Augenblicke in ihre Gemächer hinauf kommen, eilte er zu dem Portier, um an ihn dieselbe Frage zu stellen, wie bei den andern Gasthöfen, nämlich, ob nicht seine Mutter, die Gräfin, da logire. Denn die Leser werden sich erinnern, daß er ent=

weder aus Versehen, oder aus Nachlässigkeit seines Kutschers an den zwei vorhergehenden Tagen in diesem Gasthofe keine Erkundigung eingezogen hatte. Als der Portier den Namen gehört hatte, entgegnete er ganz trocken:

„Mein Herr, die Gräfin nicht, aber der Graf Giacomo *** langte vorgestern hier mit dem Sohne an und ist gestern Abend wieder nach der Romagna abgereist."

„Was sagen Sie? der Graf Giacomo ***? aus der Stadt ***?"

„Ja, mein Herr, eben der."

„Mit dem Sohne?"

„Ganz so."

„Doch er hat keine Söhne!" rief der Jüngling mit aufgesperrten Augen.

„Ich weiß nichts anderes; gehen Sie in den Saal, schauen Sie in dem Fremdenbuch nach und damit Gott befohlen!" sagte dieser, machte eine Verbeugung und wandte sich zu Andern, die ihn gerufen hatten.

„Giulio, wohin gehst du?" sagte der Marchese Alfonso auf einem Absatz der Treppe zu ihm, indem er ihn hielt: „was ist das? du scheinst ja ganz außer dir zu sein?"

„Ich? ach Marchese! ich erkundige mich nach der Ankunft meiner Mutter, ich erwarte sie jeden Augenblick, und sie kommt nicht."

„Ist es möglich, daß sie dir den Tag ihrer Ankunft nicht gesagt oder geschrieben hat? doch wie zum Kuckuck..... basta, ich armer Mann denke rein an nichts mehr! Ich wünschte, daß wir uns ein wenig so unter vier Augen unterhielten, doch ich bin um zwei Uhr zu einem Offizier des Generalstabs bestellt, und so thut es mir leid, dir nicht Gesellschaft leisten zu können, wie ich es wünschte. Doch oben ist Helene, welche dich erwartet. Ich brauche

wohl nicht mehr zu sagen, daß du mit uns Mittag machst?“

„Marchese, ich bin Ihnen sehr verbunden; doch ich will mich nicht binden; ich gebe Ihnen mein Wort nicht, hören Sie?“

„Nun, mein lieber Junge, wo hast du dich einlogirt? darf man wenigstens das wissen?“

„Ich wohne im Hause eines mir sehr befreundeten Herrn.“

„O! du hast Freunde, nahe Freunde auch in Mailand? das freut mich ungemein! und wer ist dieser Herr?“

„Es ist der und der, Sie kennen ihn nicht,“ entgegnete Giulio, indem er sich schneuzte, um in dieser Art der Verzögerung ein letztes Hälmchen zu suchen, an das er sich klammern könnte: „Uebrigens wenn Sie wünschen, seine Bekanntschaft zu machen . . . . .“

„Nein, nein, heute nicht, heute habe ich so mehr als zu viel zu thun. Also lebe wohl; wenn du unsern Tisch mit deiner Anwesenheit beehrst, wird es uns freuen; wenn nicht, so bist du morgen unser Gast. Doch höre, sobald deine Mama angekommen ist, will ich ohne Verzug davon unterrichtet sein.“

„Haben Sie keinen Kummer, Herr Marchese; Ihr Wunsch soll erfüllt werden.“

„Und wird auch sie im Hause jenes Herrn Wohnung nehmen?“

„Ich glaube nicht; ist sie gekommen, ist es leicht möglich, daß wir in diesem Gasthofe uns einquartieren.“

„O gut, o bravo! auf Wiedersehen also!“

LXIII.

Es war kein Zweifel mehr. Das Fremdenregister, das unser Jüngling sich von einem Kellner des Gasthofes reichen ließ, sprach es klar aus; der Name, der Beiname, die Vaterstadt und die Hand, womit Alles in die Rubriken eingeschrieben war, Alles bewies, daß Graf Giacomo, sein Oheim, mit einem, den er als Sohn titulirte, durch Mailand gereist war, gestern den ganzen Tag daselbst sich aufgehalten und Abends davon sich entfernt hatte.

„Ach, mein böses Geschick!" rief der arme Giulio, mit den Fingern in den Haaren wühlend: „denken zu müssen, daß ich gestern alle Gasthöfe besuchte, zu diesem einzigen aber nicht geführt wurde!" Und aus Kummer vergoß er vier große Thränen, und wurde blaß und grün wie ein Lauch.

Doch wer vermöchte es, die Ideen und die Luftschlösser zu zählen, in denen sich seine Phantasie in Bezug auf diese Reise des Grafen und des vorgeblichen Sohnes, und in Bezug auf die Mutter und die Schwester und ihre Angelegenheiten und Leiden und Aengsten erging? Das Schlimmste für ihn war, daß es ihm an Zeit zu weiteren Nachforschungen gebrach, indem ihn die Marchesa bereits auf ihren Zimmern erwartete; und er, der so gerne und um jeden Preis dem neuen Marterthum ihrer Fragen sich entzogen hätte, fand kein Mittel, noch einen Ausweg, es anständiger Weise thun zu können.

„Wie sah jener Jüngling aus, den der Graf *** von *** bei sich hatte?" fragte er einen Kellner, den er beim Hinaufsteigen zu den Zimmern der Marchesa traf.

„Welcher Graf? jener Herr aus der Romagna, der gestern Abend abreiste?"

„Ja, eben der."

„Sein Sohn wollen Sie sagen?"

„Ja, der Sohn! war er groß? klein?"

„O, es war ein Junge, so hoch, brunett, flink, mit zwei schwarzen, funkelnden Augen: ein schöner Junge, meiner Treu!"

„Gut, ich danke!" und er ging weiter mit ganz betäubtem Kopf vor lauter Verwunderung, so daß er außer sich und ohne Bewußtsein zu sein schien.

Seltsame Scherze und Verwirrungen der menschlichen Wechselfälle! Giacomo keucht durch die Lombardei, um seinen Neffen Giulio zu suchen; und statt seiner findet er dort Achille, den er nicht gesucht hatte, und welchen er aus der garibaldischen Legion errettet und ihn heil und gesund mit sich führt. Alfonso reist mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern von einer Stadt zur andern, um seinen Sohn Achille zu suchen; und in Mailand trifft er statt desselben unverhofft Giulio, der eben derselben Legion entflohen war, umarmt ihn als Freund und ladet ihn zu Tisch. Und wo? unter jenem nämlichen Dache, das den Tag vorher Giacomo und Achille beherbergte; und trotzdem wußten Beide nichts von einander; ja Alfonso und Helene und die beiden Schwestern vergossen vielleicht heute Thränen um den Verlust von Achille in einem jener Zimmer, in denen Giacomo gestern sie wegen des Verlustes von Giulio vergossen hatte!

„O wie kostbar hast du dich gemacht, theurer Giulietto! es ist eine Ewigkeit, daß ich auf dich warte; wo bist du bis jetzt gesteckt? setze dich und mache keine Complimente!" sagte die Marchesa zu dem Jüngling, indem sie ihn in ihren kleinen Salon führte und auf einen Divan deutete.

„Entschuldigen Sie mein Säumen; ich habe mich unten etwas mit dem Herrn Marchese unterhalten."

„Ei, wie kommt es denn, daß du keine Farbe mehr

im Gesichte hast?" setzte die Dame hinzu, indem sie ihn erschreckt betrachtete: „Mein Gott, wie du blaß bist! Giulio, was hast du? ist dir nicht wohl? rede mit mir, als ob ich deine Mutter wäre, hörst du?"

„Es ist nichts, nichts, Marchesa! erschrecken Sie sich nicht, ich bitte Sie, ich bin etwas müde, und die Hitze erschlafft mich."

„Doch du hast etwas am Herzen!" drängte ihn die andere, indem sie mitleidig ihre Stimme milderte: „wir Mütter haben ein Auge, das mehr sieht, als ihr wohl glaubt. Giulio, ich lese auf deiner Stirne ein ich weiß nicht was, das mich schaudern läßt. Sieh, du hast eine Erquickung nöthig; ich will dir zwei Finger Bordeaux bringen lassen."

„Machen Sie sich keine Mühe, Marchesa, ich bitte; ich brauche nichts, gewiß, ich brauche nichts."

Er sprach zu einer Tauben.

Einen Augenblick darauf trat die Kammerfrau mit der Flasche ein und hinter ihr die gute Marie mit einem Teller Bretzeln und Confekt, das sie ihm artig anbot; und bereits wollte sie sich neben ihn setzen, als Helene ihr mit der Hand winkte, mit der Kammerfrau sich wieder zu entfernen. Sie gehorchte sogleich. Doch während sie durch eine Thüre das Zimmer verließ, trat durch eine andere Amalie ein, und kaum erblickte diese Giulio, so eilte sie trotz der Befehle der Mutter voller Freude auf ihn zu, setzte sich neben ihn und begann ihm einzuschenken und ihn unter tausend liebreichen Artigkeiten zu bedienen. Bei dieser so großen und so ungewöhnlichen Keckheit der Tochter flammte die Marchesa vor Zorn auf, rief sie beim Namen und schleuderte ihr einen oder zwei feurige Blicke zu. Umsonst; sie nistete sich zwischen die Kissen und die Querseite jenes Divans ein und fuhr fort, als ob es nichts wäre, ihre Freundlichkeiten gegen Giulio zu ver-

doppeln, und ihn zu bewirthen und ihm zuzulächeln, daß die arme Edelfrau rein hätte verzweifeln mögen.

Diese war innerlich über eine solche Anmaßung und einen solchen ungehörigen Leichtsinn, wovon ihr Amalie früher nie auch nicht das geringste Beispiel gegeben hatte, gänzlich verblüfft; und da sie nicht wußte, wie es so gekommen war, quälte sie sich deßhalb ab und bemühte sich, wiewohl vergebens, durch verstohlene Geberden und durch Winke mit den Augen ihrer Dreistigkeit Einhalt zu thun und sie zu ihrer Pflicht zurückzurufen. Denn obwohl sie von heftigem Zorn ergriffen war, hatte sie nichtsdestoweniger die Klugheit, die Tochter nicht vor dem Jüngling zu demüthigen, da ihr überaus daran lag, daß sie nicht in der Achtung und in der Gunst desjenigen verliere, welcher insgeheim für ihre Hand bestimmt war. Andererseits aber begriff sie sehr wohl, daß, wenn Amalie sich nicht etwas mehr in ihrem Benehmen gegenüber Giulio mäßige und ihm sich nicht zurückhaltender, verständiger und weniger kindisch zeige, sie in seiner Meinung sehr sich schaden würde, gleichsam als wäre sie eine eitle kleine Kokette, ein kleines leeres Köpfchen, ein wunderliches, eigensinniges Ding. Und auch ohne dieß war schon ihr Dableiben ihr sehr lästig, indem sie dadurch davon abgehalten wurde, mit dem Jüngling wieder jenes vertrautere Gespräch anzuknüpfen, das sie mit ihm zu führen beabsichtigte. Und dann, wie wagte es sie mit solch garstigem Muthwillen, ihre ausdrücklichsten Verbote so zu mißachten, und zwar unter ihren Augen selbst? Es läßt sich also nicht läugnen, daß die Dame in schwieriger Lage sich befand.

Es verging einige Zeit unter abwechselnden Gesprächen oder Scherzen oder Complimenten; Giulio bewegte sich stets geschickt zwischen den verfänglichen Fragen der Marchesa und den lästigen Zärtlichkeiten Amaliens hin und her, und bereits dachte er bei sich darüber nach, wie

er auf gute Art sich erheben und verabschieden könnte, um seinen Wirth, den Herrn Adriano, zu Hause aufzusuchen, seinen gewöhnlichen täglichen Brief an Maso zu schreiben, manch andere Kleinigkeit zu bereinigen und von so vielem Kopfzerbrechen und so vielen Aengsten des Geistes auszuruhen. Als er daher die Handschuhe, die er zum Trinken abgelegt hatte, wieder ergriff und sie allmählig anzog, gewahrte das Mädchen an seinem Finger einen kleinen Rubin, der in einen sehr feinen Goldreif gefaßt war, und welchen er Tags zuvor sich gekauft hatte; er war von keinem großen Werthe; und da rief sie:

„Welch schönes Ringchen Giulio hat! o sehen Sie, sehen Sie doch! o ziehen Sie es ein Bischen ab, damit ich es besser besehen kann.“

Er willfahrte ihr, die Mutter warf ihr fürchterliche Blicke zu. Da jedoch die Blitze dieser mütterlichen Blicke nichts nützten, um die Tochter zu bändigen, erhob sich Helene, trat neben sie und flüsterte rauh in ihr Ohr, sie solle sich augenblicklich entfernen.

„O wie hübsch dieser Ring ist!“ fuhr sie fort, indem sie ihn probirte und den ihren abzog: „er sitzt an meinem Zeigefinger wie angegossen; ich gebe ihn Ihnen nicht mehr zurück, nein, nein! ja, ich behalte ihn, und dafür gebe ich Ihnen den meinen da mit dem kleinen Brillanten mit Rauten; sind Sie es zufrieden?“

„Es ist nicht an mir, damit zufrieden zu sein, o Amalie!“ erwiederte Giulio, indem er ein wenig erröthete: „über den meinen kann ich verfügen, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich Ihnen mit dieser Kleinigkeit einen Gefallen erweisen kann; doch der Ihrige?“

„Entschuldige, theurer Giulio!“ sagte die Dame, indem sie mitleidig den Kopf schüttelte: „ich weiß nicht, was Amalie heute hat, doch sie scheint sehr zum Scherzen auf-

gelegt. Doch jetzt ist es genug; gib ihm seinen Ring zurück und begib dich zu Marie!"

„Den Seinen? da ist der seine!" erwiederte sie, indem sie ihm jenen hinreichte, den sie ihm vorher angeboten hatte, und für sich den andern mit dem Rubin zurückbehielt.

„Nun also, mache es so, Giulio!" sagte Helene mit einer Geberde des Zornes, den sie nicht ganz verbergen konnte: „Nimm diesen Ring von mir, und enden wir damit!"

„Sie sind zu artig, Marchesa!" sagte er, indem er seine Hand mit einem gewissen boshaften Lächeln zurückzog und zeigte, daß er ihren Unwillen bemerkt hatte: „ich tausche mit Niemandem Ringe."

„Hörst du? du Freche!" zischelte wüthend die Mutter Amalien zu: „lerne von ihm, wie man sich benimmt; es sei eine Lektion für dich, ungezogenes Ding! Gehe und laß dich heute nicht mehr vor mir sehen!"

„Bah, bah, Giulietto weigert sich den Ring anzunehmen, weil . . . ."

„O gesegnete Tochter, erweise uns die Gunst, uns einen Augenblick in Ruhe zu lassen und hilf der Marie die Koffer auspacken. Rasch, denn es ist spät."

„Ei, wie viel Uhr wird es sein?"

„Drei Uhr hat es geschlagen," sagte der Jüngling, der bereits ohne den Ring die Handschuhe angezogen hatte und nun sein Uehrchen herauszog.

„O welch reizende, welch köstliche Uhr!" rief da plötzlich mit Ziererei Amalie, indem sie nach derselben griff und ihn bat, sie betrachten zu dürfen. Giulio machte mit einer Geberde geduldiger Nachgiebigkeit das Häckchen der Kette vom Knopfloche los und bot sie ihr freundlich hin. Die Mutter sprang in die Höhe, und da sie sonst nichts thun konnte, gab sie der Tochter einen wüthenden Stoß

auf die Schulter, um sie zu ermahnen, sie solle sich in Acht nehmen. Ihre Bewunderung dieses Spielzeuges, das in der That ein Juwel war, war groß; und indem sie es mit einer Miene des Widerstrebens in seine Hände zurückgab, sprach sie:

„Und wenn ich Ihnen statt dieses Uehrchens meine Uhr gäbe, die ein englischer Chronometer mit fünfundzwanzig Steinen und ächt wie ein Marengo ist?“

„Warum nicht gar! hier,“ erwiederte Giulio, indem er auf das Herz klopfte, auf dessen Seite sich die Uhrtasche befand, „hier kann blos eine ruhen, und dieß ist diese allein.“

„Und warum sollte es nicht die meine sein können?“ beharrte sie unbedachtsam, indem sie das Uehrchen wieder an sich zog: „oder fürchten Sie vielleicht, es möchte Ihrem Herzen übel bekommen?“

Giulio erröthete, und indem er die Marchesa mit einer Miene des Widerwillens ansah, schlug er die Augen zu Boden und verstummte. Da ging Helene die Geduld aus; sie wurde roth wie eine Flamme, stürzte auf Amalie los und verstopfte ihr den Mund mit einer klingenden Maulschelle, indem sie jedoch that, als versetze sie sie ihr im Scherze. Diese, überaus beschämt darüber, stieß einen Schrei aus, steckte die Uhr in den Busen, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, und sich windend stampfte sie vor Zorn auf den Boden. Da erhob sich Giulio ungestüm, ergriff seinen Hut, verneigte sich vor der Dame, die vergebens auf ihn zustürzte, um ihn zurückzuhalten, und entfernte sich wie der Blitz.

Gegen sechs Uhr saß der Marchese Alfonso mit seiner Familie in einem kleinen Saale bei Tisch, welcher wegen des darin herrschenden Stillschweigens ein Grab zu sein schien. Als er bei seiner Rückkehr, mehr als je von der Unterredung mit dem piemontesischen Offizier, zu

dem er um eine Antwort in Betreff von Achille gegangen war, entmuthigt, die unglaublichen, von der ältern Tochter Giulio gegenüber begangenen Albernheiten und die Demüthigung, die ihr die Mutter angethan hatte, und die verdrießliche Entfernung des Jünglings vernommen hatte, erzürnte er sich wie eine Viper, und er verdüsterte und verstummte vor Schwermuth. Helene, noch ganz erbost, seufzte mehr, als daß sie sich erquickte, während Amalie mit roth geweinten Augen und mit auf den Busen gehängtem Kopfe es nicht wagte, ein Auge aufzuschlagen, und weder Brod, noch Suppe, noch Fleisch, noch Gabel, noch Serviette, noch irgend etwas berühren wollte; und sie spielte die Eigensinnige gegenüber Marie, die trüb klaubend sie mit dem Ellbogen stieß, um sie zum Essen aufzufordern. Mitten während des Essens näherte sich einer der Kellner der Marchesa und legte ein Billet vor sie hin. Der Blick eines jeden, auch der Amaliens, richtete sich auf die Hände und das Gesicht Helenens, welche es sogleich entfaltete, flüchtig durchlas, und dann den Kellner fragte, indem sie sich ganz verfinsterte:

„Wer hat Ihnen dieses Billet übergeben?"

„Ein Lohnbedienter."

„Was ist es? wer sendet es dir?" fragte Alfonso sie.

„Sieh doch, was Giulio mir schreibt!" sagte sie, indem sie ihm das Billet heftig hinwarf und Amalien einen grimmigen Blick zuwarf, die sogleich wie ein Leintuch erblaßte. In seinem Briefchen schrieb Giulio im Wesentlichen, daß er in Folge der peinvollen Unschicklichkeiten, wozu er, ohne es zu wollen, Gelegenheit gegeben hatte, glaube, sich nicht mehr im Gasthofe einfinden zu dürfen, um ihr, Alfonso und Marie seine Aufwartung zu erneuern. Er benachrichtigte sie ferners, daß er bald nach Hause zurückreisen werde, da es scheine, seine Mutter komme nicht mehr nach Mailand, und er bedankte sich für

ihre Artigkeiten ihm gegenüber. Ueber die bei ihr gebliebene Uhr möge, bat er, sie sich keine Gedanken machen; denn da sie nicht ihm, sondern seiner Schwester gehöre, so sei er gewiß, ihren Gefallen zu erringen, wenn er sie in ihrem Namen der guten Marie anbiete, die sie so sehr liebe, und der er sich zugleich mit dem Marchese empfehle. Von Amalie stand nicht ein Wort darin.

Als Alfonso das Billet mit einer Angst, die aus seinen Augen leuchtete, gelesen hatte, rief er, indem er sich unwillig zu der Unvorsichtigen wendete, die wie ein Espenlaub zitterte:

„Das geschieht dir ganz recht, du garstiges Ding! an dich nicht einen Gruß, ja, er nennt dich nicht einmal. Du hast dich schön eingeschmeichelt, doch die Reue wird folgen; du wirst dir noch die Finger darüber zerbeißen!“

Brauchen wir wohl noch hinzuzusetzen, daß in Folge dieser Worte das Mädchen kein Tröpfchen Blut mehr hatte, das nicht zu Eis gerann?

LXIV.

Es war eine sehr große Unklugheit, daß die Gräfin, die Mutter Giulio's, und mit ihr ihre Tischgenossen erfuhren, der Graf Giacomo sei aus der Lombardei zurückgekommen. Er war wirklich mit Achille um fünf Uhr angelangt, und als er beim Aussteigen erfuhr, seine Gattin Olympia speise mit den ältern Töchtern an jenem Tage bei der Schwägerin, hielt er es für besser, statt in Person hinzugehen, ihr einen vertrauten Diener zu senden, der ihr insgeheim seine Ankunft melde und sie auffordere, sobald das Essen zu Ende wäre, heimzukehren, ohne Jemandem zu sagen, was es wäre. Doch während der wenig kluge

Bote seine Gebieterin herausrufen ließ, um mit ihr unter vier Augen zu sprechen, antwortete er einem Bedienten, der ihn fragte, ob etwa der Graf zurückgekommen sei, unvorsichtig mit Ja. Der andere glaubte hierauf, durch diese Nachricht sich bei der Gräfin ein Verdienst zu erwerben, wenn er es ihr mit jener geheimnißvollen Miene offenbare, wie wir es weiter oben beschrieben. Und daher entsprang jener geräuschvolle Aufstand vom Tische und der Schrecken der Dame, der Tochter und Leopoldo's, welche nicht mehr den Athem dazu besaßen, bis zum Saale hinauszugehen, um das Reine dieser Rückkehr zu erfahren.

„Ja, ja, Giacomo ist so eben angekommen!" sagte Olympia etwas erzürnt über die Belästigung Fiorenzo's und des Canonicus, die gekommen waren, um ihre Unterredung zu stören: „Giulio ist nicht dabei, noch weniger der andere; er hat blos den Sohn des Marchese *** bei sich; die andern zwei sind Gefangene der Deutschen. Doch um der Barmherzigkeit willen, sagen Sie ja nichts davon! lassen Sie meiner Schwester und jenen anderen Herren ja nichts merken!"

Doch die unvorsichtige Dame bedachte nicht, daß der heftige und kreischende Ton ihrer Stimme in den anstoßenden kleinen Salon drang, wo in qualvoller Stille ihre Schwester und Leopoldo zurückgeblieben waren; und daß Beide die so trostlosen Worte vernehmen konnten, wie sie sie auch wirklich nur zu gut hörten.

Was geschah nun in Folge dieses Hörens? was ereignete sich nachher, als Olympia, in ihren Zügen ganz verwirrt, wieder in jenen Saal trat? Der Leser glaube ja nicht, es genüge unsere Feder, es mit Wahrheit zu schreiben, oder unser Muth, es bis in das Kleinste zu erzählen. Er weiß bereits sehr gut, daß die Gräfin sehnsüchtig die Rückkehr Giulio's erwartete; daß der Cavalier Eugenio von Genua aus, wo er eben Geschäfte halber sich be-

fand, ihr jene elektrische Depesche zugesandt hatte, die in ihrem mütterlichen Herzen so große Erregungen hervorrief und den guten Leopoldo mit solcher Freude erfüllte; und daß sie dieses Mal es für unfehlbar und ganz nahe hielt, so daß jede Stunde, die verging, für ihre so heiße und liebreiche Sehnsucht wie tausend Jahre erschien.

Mit welchen Ausdrücken könnten wir nun hier den Ungestüm des Leidens wiedergeben, das sie plötzlich erfaßte, als sie sich abermals in ihrer Erwartung getäuscht sah, und schlimmer enttäuscht als je zuvor in Turin und in Chivasso, wie vermöchten wir die tödtliche Betäubung, die sie ergriff, und den unsagbaren Jammer zu schildern, womit sie, die entsetzten Augen zum Himmel erhebend, ebenfalls auszurufen schien:

„O meine Hoffnungen, die ihr
Verwandelt euch in Thränen!“

Wie wollen wir das Weh und die Vernichtung Natalinens, die kummervolle Betäubung Leopoldo's, den kindlichen Schrecken Otto's, den Kummer Don Egidio's, die Niedergeschlagenheit Fiorenzo's, die Bedrängniß Olympiens, die Bestürzung ihrer Töchter und den Jammer der Dienerinnen und die Verwirrung der Diener beschreiben, wie all dieß mit Worten ausdrücken, wie welcher Kunst des Styles und kraftvoller Färbung es zur klaren Anschauung bringen? Wir sind so viel nicht im Stande. Und wären wir es auch, so enthielten wir uns der Ausführung, um nicht den Tadel des zu viel im Malen des Kummers und des Jammers und der Klagen und des Leidens uns zuzuziehen, wodurch wir in jeder gutgearteten Natur nur einen Schauder hervorriefen. Aus Achtung gegen den, der uns liest, wollen wir daher diese so bitter trauervolle Scene nicht weiter ausmalen, sondern ohne weiters am Faden unserer Geschichte weiter spinnen.

Wie in der Stadt Como, so hatten auch in der Stadt Varese alle noch so genauen Nachforschungen des Grafen Giacomo zu Auffindung des Neffen oder Tommaso's nichts gefruchtet. Und wir wollen gar nicht läugnen, daß für einen Mann, der wie er aus Schwefel und Phosphor geknetet war, dieses Mißgeschick ganz dazu angethan war, sich mit den Händen die Haare zu zerraufen und der Verzweiflung sich in die Arme zu werfen. Indem er daher auf den Rath seiner entflammten Phantasie hörte und es müde war, länger einem Schatten nachzuspüren und nachzukeuchen, wobei ihn überdieß noch die Schmerzen der Gicht antrieben, die an einem Fuße sich einzustellen begannen, entschloß er sich am Morgen des siebenten Juni nach Mailand hinunter zu eilen und von da nach Hause zu fliegen; und er nahm seinen Pathen Achille mit sich, den er später in die Arme seines Gevatters, des Marchese, zu führen sich vornahm.

Und Giulio? und der Brief, den er von Como aus durch Procopio an Eugenio gesendet hatte, damit er der Schwägerin die guten Nachrichten betreffs des Sohnes übermittle? Sowohl Giulio, als jener Brief waren eben die zwei Feilen, die an seinem Herzen feilten, und zwar so, daß er vor Kummer lieber den Kopf an die Wände gerannt hätte.

„Doch worin besteht zuletzt meine Schuld?" sagte er oft zu sich selbst oder zu Achille, welcher jugendlich ihm schmeichelte: „was habe ich für eine Schuld, wenn jener arme Unglückliche verschwunden ist? wenn jene Laffen mich Anfangs durch ihr Geschwätz täuschten? wenn ich aus Sucht, seine arme Mutter zu beruhigen, jenen voreiligen Brief schrieb? Uh, die arme Frau! was für ein Jammer wird es sein, wenn ich allein zurückkomme! dieses Mal wird sie mir närrisch, oder sie stirbt vor Leid! doch, heiliger Gott, ist es etwa meine Schuld?"

Nein, in diesem Falle hatte er in der That gar keine Schuld. An seinem Eifer und an seinem Wollen fehlte es gewiß nicht, daß Giulio nicht zurückkehrte. Daß er sich so beeilt hatte, Leonzia durch eine tröstende Zeile zu ermuthigen, daran war seine Liebe Schuld, sowie der Umstand, daß es ihm schien, alle ersten von ihm in Como eingezogenen Nachrichten seien mehr dazu angethan gewesen, fröhliche Hoffnungen, als ängstliche Furcht zu fassen.

Außerdem führte er gegen sich selbst einen weitern Grund an, der ihn etwas wieder ermuthigte, ja der ihn sogar anspornte, so schnell als möglich heimzukehren, nämlich so rasch es ihm eben sein Podagra erlaubte. Dieser Grund nun bestand darin, daß er für die Tödtung seines Neffen oder des Gefährten desselben bei dem Scharmützel von San Fermo oder der Niederlage von Laveno keine wahrscheinlichen Beweise hatte. Noch mehr, die Antworten der meisten von jenen, die er befragt hatte, hatten ihm sogar die Vermuthung beigebracht, beide Jünglinge wären den Oesterreichern als Gefangene in die Hände gefallen; ja, mancher hatte es sogar mit Bestimmtheit versichert. War dieses nun der Fall, so gab es zu ihrer Befreiung in der Lombardei kein Mittel mehr, da die Oesterreicher sie mit raschen Schritten räumten. Er mußte daher entweder in ihre Stellungen am Mincio eilen, was eine Sache voll Gefahren war, oder die guten Dienste irgend eines einflußreichen Generals derselben in der Romagna, die sie noch besetzt hielten, angehen, und dieß schien ihm nicht schwierig, ja er versprach sich ein leichteres Gelingen durch dieses Mittel.

Deßhalb und weil man stets gern das annimmt, was man liebt, fand er sich rasch in den Glauben hinein, sein Neffe befinde sich in den Händen der Deutschen; und er hatte sich daher vorgenommen, mit der Schwägerin zu thun, als ob es wirklich so sei; eben so lernte er Achille

an, von Giulio nie anders zu reden, als daß er ihn als einen Kriegsgefangenen ausgebe. Diesem seinem Plane paßte er die geheime Botschaft an, die er sogleich nach seinem Aussteigen aus der Postkutsche an Olympia sandte; doch er vermochte nicht einmal sie so lange geheim zu halten, als ein kleines Viertelstündchen dauert.

„Warum nicht gar! warum nicht gar! kommen Sie mir nicht wieder mit Ihren Mährchen da! enden Sie damit, es ist Zeit, und treiben Sie nicht länger Ihr Spiel mit meinem Martyrthum. Giulio ist todt, ja, er ist todt! und Sie, wenn Sie anders reden, Sie lügen und spotten meiner. O Gott, ach meine ausgelöschte und verrathene Liebe!"

Mit diesem Jammergruße empfing die Gräfin von einem Armsessel aus, in dem sie begraben war, unter lautem Seufzer und in der mitleiderregendsten Haltung Giacomo, welcher, nachdem ihm die Gattin die untröstliche Bestürzung mitgetheilt hatte, in welcher die Gräfin sich verzehrte, zu ihr herbeigeeilt war, um sie zu beruhigen.

„Muth, fassen Sie sich, überlassen Sie sich nicht den gewöhnlichen Schrecken und Ihrer eingebildeten Furcht!" sprach er und ergriff sie freundlich bei der Hand.

Die Dame jedoch zog sie rasch an sich, als hätte eine Viper sie berührt, und indem sie ihn mit der andern wüthend zurückstieß, schrie sie ihm mit einer vor Kummer heiseren und vor Schluchzen unterbrochenen Stimme zu:

„Hinweg von mir, Grausamer, Barbar, unbarmherziger Verhöhner meiner Thränen! Giulio ein Gefangener, wie? Warum dann vergnügten Sie sich damit, mich durch den Telegraphen zu täuschen? Warum bedienten Sie sich des Cavaliers Eugenio, um mir zu melden, er sei gerettet, er befände sich wohl? Sie brächten ihn mir? O Himmel, auf diese Weise mit dem Herzen einer Mutter scherzen, welche durch ein Wunder und blos von Hoffnungen lebt! Ach, es wäre besser, Sie hätten mir ein Eisen in die

Brust gestoßen, und Sie hätten mich erwürgt und zu meinem Sohne gesendet!"

„Aber Leonzia, ich bitte Sie beim heiligen Gotte, hören Sie mich nur einen Augenblick an, beruhigen Sie sich..."

„Gehen Sie aus meinen Augen, sage ich, oder Sie zwingen mich, daß ich mich entferne und vor Ihnen die Thüre verschließe!" erwiederte die andere mit der Heftigkeit einer Wahnsinnigen: „Sie sind der Verräther meiner Eingeweide, der Verhöhner meines Unglücks, der Henker meines Lebens! Ach Giulio, mein verlorenes Gut! wenn deine Mutter nicht von diesem deinem unmenschlichen Oheim gehindert worden wäre, zu dir zu kommen, o sie, ja sie würde dich entdeckt haben, sei es lebend, sei es todt! Nun, Giacomo, gehen Sie! ich kann ihre Gegenwart nicht ertragen. Mir ist es, als sehe ich Ihre Haare vom Blute meines Sohnes triefen und aus Ihrem Mund Hohn und Lügen tropfen. Gehen Sie, gehen Sie!"

„Onkel, ach! lassen Sie sie etwas ruhig werden und thun Sie nach ihrem Willen!" begann Natalina da zerstört und blaß, seufzend und mit tropfenden Wimpern, indem sie ihn beim Arme ergriff und sanft aus dem Zimmer der Mutter zog. Giacomo, welcher bei den rauhen Vorwürfen der wahnsinnigen Schwägerin vor bitterem Grolle kochte, wurde beim Anblick dieses Engels, der in seiner tiefen Traurigkeit noch so reizend und sanft und fromm war, weich wie Wachs am Feuer, und indem er innig ihr Haupt zwischen seine Hände preßte und sie auf die Stirne küßte, brach er in heftiges Weinen aus und zog sich mit ihr in ein anstoßendes Zimmer zurück. Leopoldo erhob sich ebenfalls trübe und stumm und folgte ihnen mit seinem Knaben, welcher ganz erschreckt weinend auf Giacomo schaute; und indem sie sich hier zusammensetzten, begannen sie über die Einzelnheiten der Zufälle seiner Reise zu sprechen.

LXV.

Diese matte Auseinandersetzung des ersten Empfanges, den die Dame ihrem Schwager bereitete, genügt, um zu bewirken, daß jeder sich einen klaren Begriff der tiefen Schwermuth bilden kann, welche ihren Geist verdüsterte, ihre Seele überwältigte und auch jenes Bischen körperlicher Kräfte, das ihr noch geblieben war, vernichtete. Uns widerstrebt es, weiter über die Qualen dieser vom Schmerz so heimgesuchten Frau uns zu verbreiten, einer Frau, die bereits gleichsam vernichtet war von den Aengsten und den Leiden, welche so lange Monate andauerten, und die durch die neuliche Offenbarung jener garstigen Ränke des Verläumders Bernardo, des Urhebers und der Ursache ihres so großen Leides, noch gekrönt worden waren. Wir beschränken uns daher darauf, in Kürze und ohne etwas hinzuzusetzen oder hinwegzunehmen, das zu sagen, was uns für würdig scheint, bekannt zu werden.

Den ganzen Abend über phantasirte sie bald mehr bald weniger, und sie wollte Niemanden als die Tochter zur Seite haben, von der sie jedoch nichtsdestoweniger jede irgend welche Erleichterung durch schmeichlerische Worte in Bezug auf den Bruder zurückwies. Am folgenden Tage, welches der zwölfte Juni war, brach bei ihr ein Fieber aus, so daß sie sich nicht vom Bette erheben konnte und sich für krank ergab. Trotzdem empfing sie in der Mitte des Morgens den Herrn Leopoldo, welcher sie besuchte, um schmerzlich von ihr sich zu verabschieden und nach Toscana sich zurückzubegeben, und jene andere unglückliche Mutter, seine Eleonora, mit leeren Vorspiegelungen zu täuschen.

Bei diesem schmerzlichen Abschiede weinten die Mutter Giulio's und der Vater Maso's zusammen heftig über

ihre Kinder, und unter abwechselndem, nicht zu bändigendem Schluchzen versprachen sie sich unmittelbaren Austausch von Nachrichten, sobald sie welche, sei es wo immer her, bekämen. Dann bedankte sich die auch in ihrem wahnsinnigen Leiden immer noch edle und artige Dame bei Leopoldo für so brüderliche Liebe, wie Tommaso sie zu Giulio gehegt hatte, und da sie nicht anders das Uebermaß des Gefühles, das ihren Busen schwellte, zu bethätigen vermochte, bat sie ihn, Otto ihr hinaufzuheben, der neben ihm stand, und sie umarmte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit und drückte zwei schallende Küsse auf seine Stirne. Dann ließ sie sich ein reizendes Spielzeug oder ein Kreuzchen in Diamanten bringen, das an einem goldenen Kettchen hing und Giulio, als er noch klein war, gehört hatte, und sie band es ihm um den Hals und sagte zu ihm, indem sie ihn liebreich streichelte:

„Sieh, mein schöner kleiner Cherub, dieses Kreuzchen möge dich stets an den armen Freund deines Bruders erinnern, sowie an das Herz seiner unglücklichen Mutter. Otto, wirst du daran denken, den Herrn und die Madonna für Giulio zu bitten?"

Der Kleine nickte artig den Kopf und faltete die Händchen.

„Und wann du hören wirst, daß ich Arme todt bin, wirst du auch für meine Seele das De profundis beten?"

„O warum, Signora, wollen Sie sterben?" erwiederte er, indem er sie gespannt anschaute. Die Dame stieß einen tiefen Seufzer aus, und mit fieberhaftem Lächeln verabschiedete sie sich von dem Knaben und seinem Vater. Ohne jeden Verzug reiste dieser mit der Post nach dem Apennin ab.

Kurz nach Mittag verlangte sie Achille zu sehen und mit ihm zu sprechen. Der Jüngling wurde sogleich in ihr Zimmer von der Gräfin Olympia und von Natalina

geführt, welche, um ihn zu bewillkommnen, ihm bis zum Fuß der Treppe entgegenging. Sein Aeußeres war ungezwungen, obwohl er, als er sich der Dame näherte, etwas verlegen war und erröthete.

„Auch du hast deinen Streich gemacht, nicht Achille?“ sagte sie zu ihm, indem sie liebkosend eine Hand auf seinen Kopf legte: „und hast du keine Nachrichten von Papa, der Marchesa, den Schwestern?“

„Nein, Signora! doch ich werde heute oder morgen, hoffe ich, welche bekommen; denn von Mailand aus schrieb ich an sie, sie sollten mich hier im Hause des Pathen abholen; und auch er schrieb an den Papa, indem er sich erbot, mich hinzubringen; doch ich glaube, daß sie, sobald sie die Briefe bekommen, Alle hieher fliegen werden.“

„O wie wirst du dich freuen, deine Mutter wieder zu sehen? es wäre eine große Erleichterung meines Leidens!“ und indem sie nachdenklich einen Augenblick inne hielt, fuhr sie fort: „Das heißt, es würde eine sehr hohe Wonne sein, wenn Giulio lebte. Ach, wie wahr ist es doch, daß der Mensch denkt und Gott lenkt! So große Freude, so große Hoffnungen . . . und dann? und dann befinden wir uns mitten in einem Traume; alle Fäden sind abgeschnitten, der Gehoffte ist unter der Erde, Gott weiß wo. O Welt! o Hinfälligkeit unserer Pläne! Welch ein Weh wird dieses mein Unglück deiner Mutter bereiten! du, Achille, um wie viel Jahre bist du jünger als Amalie?“

„Um zwei.“

„Und du bist fünfzehn Jahre, nicht?“

„Fünfzehn Jahre ward ich in Como.“

„Sechs Monate jünger als Natalina; und Amalie ist acht jünger als Giulio. Welche Jugend! welch seltenes Paar! Mein guter Gott, wie viele Rechnungen ohne den Wirth! Mein armer Giulio entrissen uns in solcher schönen

Blüthe des Alters und im Morgenroth solchen Glückes! Arme Amalie! arme Marchesa! ich jedoch bin bereits nicht mehr arm, denn der Herr wird mich aus solcher Trübsal erlösen und wird mich dort oben mit meiner erloschenen Liebe wieder vereinen."

Achille schaute bei diesen ihren Worten sie verwundert an, und da er nicht wußte, was er von diesen ihren Reden halten sollte, dachte er, sie phantasire, und er bedauerte sie voll Mitleid; da hörte er plötzlich in den jenseitigen Zimmern einen starken Wirrwarr von Stimmen und Rufen und eine unruhige Bewegung. Was war es wohl?

Es war ein neuer Dolchstich für das Herz der Gräfin. Die Tochter war in plötzliche Ohnmacht gefallen, begleitet von Schauer, Zuckungen und Krämpfen. Mit aller Sorgfalt wurde sie erquickt; doch als sie wieder zu sich kam, fühlte sie in ihren Adern ein kleines Fieber, das sie sich umsonst bemühte vor der Tante und den Dienerinnen zu verbergen. Es war nicht von Bedeutung; dem Anscheine nach war es eine einfache Wirkung des am Tage zuvor durch die so traurige Ankunft Giacomo's erlittenen Schlages und des Kummers, den ihr der so klägliche Zustand der Mutter verursachte. Doch aus Vorsicht mußte auch sie sich legen. Doch sie konnte es blos in eben demselben Zimmer, wo die Gräfin lag, da diese in übergroßem Kummer darüber nicht zugab, daß sie von ihr getrennt würde.

Vergebens beschwor der Arzt sie, sie sollte im Gegentheil sie sogleich von sich entfernen und sie in das Haus Olympiens, ihrer Schwester, bringen lassen, wo sie sich etwas mit den Basen zerstreuen könnte, denn ihre Krankheit sei unbedeutend und könne durch Zerstreuung geheilt werden. Leonzia duldete nicht einmal das Ansinnen.

„Meine Schwester ist nicht ich," sagte sie hitzig:

„nein, nie, niemals, so lang ich auf der Welt bin, werde ich dieses einzige lebende und athmende Bildniß, das mir von Giulio überblieb, von meiner Seite lassen. Was denken Sie! sie war seine Wonne, sein Schatz, seine geliebte Waise; und ich sollte mich darein geben, sie von mir zu entfernen? Und bei wem könnte sie das Herz Giulio's finden, wenn nicht bei seiner Mutter?"

„Bedenken Sie, Gräfin, daß Sie auf diese Weise sie nur kränker machen," entgegnete der Arzt; und indem er auf das Mädchen deutete, das bei jenen Worten der Mutter nicht weinte, nein, sondern von ihrem Bettchen aus in tiefem Kummer brüllte, fuhr er fort:

„Hören Sie es? sehen Sie es, meine gnädige Frau? halten Sie es mit gutem Gewissen für erlaubt, so schwer die Gesundheit des Mädchens zu beeinträchtigen? Gnädige Frau, ich erkläre Ihnen rund heraus, daß ich, wofern Sie Ihren Beschluß nicht ändern, weder Ihre Cur, noch die der jungen Gräfin auf mich nehmen werde. Schauen Sie sich in diesem Falle um einen andern Arzt, ich werde es nicht sein."

„Ach, ach Doktor! Sie bedenken nicht, daß ich bald mich auflösen werde. Um mich und um meine Cur seien Sie nicht bekümmert. Gott wird mich heilen, indem er mich in Kurzem rufen wird, um mich im Paradiese mit meinem Sohne zu vereinigen; denn es scheint, daß ich in diesem Leben das Fegfeuer durchgemacht habe, und Giulio war so rein und unschuldig, daß er es vielleicht kaum im Fluge berührt hat. Bin ich todt, so wird Olympia die Mutter unserer kleinen Waise werden; doch vorher nicht."

„Ach meine Schwester, hüte dich doch und tödte nicht durch solche Sprache jenes arme Geschöpf!" schalt Olympia sie sanft, indem sie auf die Tochter zeigte, die geradeheraus schluchzte.

„Bah! ich würde sie tödten, wenn ich sie über meinen

Zustand täuschte, wie Giacomo mich in Bezug auf Giulio getäuscht hat. Bei dem Tode ihrer Mutter muß sie ja doch zugegen sein! was würde es helfen, sie zu täuschen? Ich werde sterben, ja, ich werde sterben; und wisse, meine Tochter, daß ich sterben will, das Cruzifix in der einen Hand, deine Rechte in der andern. Du wirst heute mein Testament hören; du wirst in meiner letzten Stunde meinen letzten Athemzug erhalten, du wirst das letzte Schlagen dieses meines Herzens fühlen, du wirst für immer diese meine Augen schließen. Sage ich nicht recht, Tochter, daß du wünschest, deiner Mutter diesen Dienst der Pietät zu erweisen?"

Das Mädchen, welches seufzte, wehklagte und jammerte wie ein Lämmchen unter dem Messer, brach bei dieser wahnwitzigen Frage der Gräfin in solches Gestöhn, in solches Brüllen des Schmerzes aus und fiel in solche Zuckungen, daß es einen grausam durchschnitt, sie zu hören, ja ihr Anblick war nicht länger zu ertragen. Olympia stürzte daher ganz in Thränen gebadet, auf jene Arme los, und indem sie sie in ihre Leintücher wickelte und quer umfaßte, war sie bereits daran sie aufzuheben und fortzutragen, als die Mutter in ihrem Bette auffuhr, ihre Arme gegen die Schwester ausstreckte und schrie:

„Halt, halt, nicht weiter, ich werde nicht mehr so reden, doch ach! um der Liebe Gottes willen, raubt mir das Licht meiner Augen nicht!"

Olympia blieb stehen; sie richtete von Neuem die Nichte in ihrem Bettchen zurecht, und indem sie zu der kranken Leonzia hintrat, fragte sie sie in entschlossenem Tone:

„Versprichst du mir also, sie nicht weiter zu betrüben?"

„Ich verspreche es dir."

„Wohlan! Niemand soll sie dir nehmen. Doch wehe, wenn sie nochmals aus deinem Munde ähnliche Thorheiten hören muß!"

Wie Leonzia es versprach, so hielt sie es. Von jener Stunde an schien das Kochen ihrer Phantasie sich zu beruhigen; der Nebel, welcher die gewöhnliche Klarheit ihres Geistes verdüsterte, schien sich zu zerstreuen; und sie zeigte sich weniger trüb, weniger unruhig und in einer Ruhe des Geistes, welche die Umstehenden in Staunen setzte. Das entweder wüthende oder trostlose Irrreden der ersten Zeit ersetzte eine milde Trauer, die sich von Zeit zu Zeit in sanften Seufzern, in frommen Gebeten und in liebreichen Anreden des Sohnes Luft machte. Kein Wüthen mehr, keine Klagen mehr, keine Vorwürfe mehr, keine schwarzen und düstern Phantasien mehr! Kurz, sie war wieder die Leonzia der früheren Tage geworden, ausgenommen daß sie nicht duldete, daß Jemand, selbst nicht der Canonicus Egidio, ihr von Giulio anders als von einem Todten und einem zu Gott Heimgegangenen sprach. Eine seltsame fixe Idee, gewiß, die jedoch Niemand im Stande war ihr aus dem Geiste auszurotten. Ein Glück war es jedoch, daß die weit weniger als sie ungläubige Tochter dem Oheim vollen Glauben geschenkt hatte. Und so hielt diese es für gewiß, daß ihr Bruder als Gefangener in Verona lebte, da Giacomo es ihr zu verstehen gegeben hatte, und an ihn richtete sie nun die wärmsten Bitten, er solle sich daran machen, ihn zu erlösen, sobald es ihm nur immer möglich sei.

Giacomo hatte jedoch gar nicht nöthig, daß jemand Anderer ihm zu diesem Unterfangen die Sporen in die Flanken drücke. Er begriff zu gut, daß keine Zeit mehr zu verlieren war, und daß er den letzten Würfel ausspielen mußte, um den trauervollen Ereignissen zuvorzukommen, womit der furchterregende Zustand der Schwägerin ihn bedrohte. Indem er also die gute Gelegenheit der von ihr wieder erlangten Ruhe benützte, versuchte er es in ihr Zimmer zu bringen und ließ sich von Don Egidio anmelden. Die Gräfin lud ihn bereitwillig ein einzutre-

ten und empfing ihn mit etwas strengem, aber nicht erzürntem Gesicht. Wie man sich leicht einbilden kann, war er sehr begierig mit ihr zu reden, da ja die Zunge stets da anstreift, wo ein Zahn schmerzt; und so sehnte er sich darnach, mit ihr vom Sohne zu sprechen, und konnte sich kaum dessen enthalten. Doch bezwang er sich so weit, daß er ihr Zeit ließ, ihm ihren Gesundheitszustand bis in das Einzelne auseinanderzusetzen und mit leiser Stimme, so daß Natalina sie nicht hörte, aber mit liebreicher Offenheit ihm zu sagen:

„Giacomo, heute hat meine Tochter mir etwas gesagt, was mich schmerzt. Gestern stieß ich im Uebermaß meiner Erregung rauhe und beleidigende Worte gegen Sie aus. Es thut mir leid, und ich bitte Sie, mich zu entschuldigen und ihnen kein Gewicht beizulegen. Es war ein unfreiwilliger Erguß meiner Leidenschaft, und nicht ein böses Herz, das sie meinen Lippen entriß. Ich danke Ihnen ferners für alles das, was Sie für unsern armen Giulio gethan haben; er wird Ihnen vom Himmel aus es danken. Ich sollte Ihnen, als seinem Oheim und Vormunde, den infamen Verrath erzählen, den der Kunsttischler Bernardo gegen ihn gesponnen hatte. Doch ich besitze nicht den Muth, Erinnerungen wieder aufzufrischen, die mir die mütterlichen Eingeweide zerfleischen. Don Egidio wird Ihnen Alles aufklären. Uebrigens habe ich jenem Unseligen verziehen und für seine Seele den Mönchen Almosen gespendet; so möge auch Gott mir meine Sünden vergeben!"

„O Sie Gute, Sie Liebe!" entgegnete ihr gerührt der Graf mit feuchten Augen, indem er ihre Hand drückte: „doch ist es also möglich, daß Sie für jeden Grund taub bleiben wollen, und daß Sie sich weigern, dem Berichte Gehör zu schenken, den es mich so sehr drängt Ihnen über meine Reise zu erstatten?"

„Ich weigere mich nicht, Giacomo, nein! im Gegentheil wäre ich sehr bereit, Sie anzuhören, wenn es mir eben jetzt nicht schaden würde. Was nützt es jedoch, mich zu betrüben? Ich werde Alles im Paradiese erfahren.“

„Doch eben hierin liegt Ihr Irrthum, daß Sie annehmen, ich hätte Ihnen blos Trauriges mitzutheilen.“

„Bitte, betrüben Sie mich nicht dadurch, daß Sie sich in solches Gespräch einlassen. Ich weiß Alles, wie ich weiß, daß Giulio todt ist.“

„Wissen Sie es? oder bilden Sie es sich ein?“

„Lassen Sie es auf sich bewenden. Hoffen Sie nicht, mir je wieder den Mond im Brunnen zeigen zu können. Basta, Giacomo, sprechen wir von etwas Anderm!“

„Gut denn, gut, lassen wir es gehen. Was werden Sie jedoch sagen, wenn ich komme, um Ihnen zu melden, daß Giulio frei gelassen ward und in das Vaterland zurückkehrt?“

Die Dame erwiederte nichts; und Giacomo, der sich bemüht hatte, mit Kraft und Wärme diese seine Frage hervorzubringen, hielt, als er ihr Stillschweigen gewahrte, es nicht für rathsam, fortzufahren, sondern er ging zu andern Gesprächen über. Und es war das Beste für Beide. Denn die Gräfin wollte von ihrem düstern Glauben nicht abgehen, und Giacomo sah in seinen Händen das ganze Gewebe seiner Leinwand aufgehen, um für den Neffen sich verwenden zu können, sollte er wirklich ein Gefangener der Oesterreicher und in einer Festung des Kaiserreiches eingesperrt sein. Wozu nun ihr gegen ihren Willen schmeicheln und ihr ein X für ein U machen?

Bald war Giacomo in Bezug auf Giulio mißtrauischer als je geworden. Auch er bedurfte, im Grunde genommen mehr vielleicht als die Gräfin selbst, zur Hoffnung aufgemuntert werden; und deßhalb paßte es für ihn gar nicht, den Tröster spielen zu wollen.

Doch worin bestand nun die Neuigkeit, die noch dazu kam, um Verwirrung und Trostlosigkeit zu der bereits so großen Verwirrung und Trostlosigkeit des Onkels Giulio's hinzuzufügen?

LXVI.

Die Nachricht, die eingelaufen war, um die Verwirrung und Trostlosigkeit des Oheims Giulio's zu erhöhen, bestand darin, daß in der Nacht vom eilften auf den zwölften jenes Monates alle österreichischen Garnisonen der päpstlichen Staaten plötzlich aus den Städten, die sie besetzt hielten, sich zurückzogen und gegen Modena und Venedig zu marschirten; und daß in der Romagna theils sogleich ein Aufstand gegen die Herrschaft des heiligen Stuhles ausgebrochen war, theils im Begriffe stand auszubrechen. Dieß war der Zufall, der wie im Blitze die schönen Pläne des Grafen Giacomo vernichtete und seine Trauer und Verwirrung verdoppelte, die ihn so bereits schon in ein Meer der schmerzlichsten Aengsten tauchten.

Aus jenen Rücksichten, die wir beobachten müssen, damit nicht das enthüllt werde, was verschwiegen bleiben muß, war es nöthig, früher verschiedene Ereignisse zu verheimlichen, welche Giacomo begegneten, ehe er seine Unterredung mit der kranken Schwägerin hatte; und aus den nämlichen Rücksichten werden wir mehrere andere Sachen mit Stillschweigen übergehen müssen, oder Umstände von Sachen, die nachher folgen, und deren Kenntniß die Leser in besseres Verständniß darüber setzte, wie Alles in jenen Tagen dazu beitrug, die verödete Familie unseres Alpenjägers mit Trübsal zu erdrücken. Bereits weiß aus dem, was von uns öfters auseinandergesetzt worden ist, jeder von jenen, die unsere Erzählung gele-

sen haben, daß die Geister in jener bewußten Familie den Treulosigkeiten und den Treubrüchigkeiten der Umsturzmänner und aller ihrer entweder offenen oder maskirten Gönner überaus abgeneigt waren, ja daß sie dafür der rechtmäßigen Herrschaft des höchsten Pontifex überaus gehorsam und vorzüglich geneigt waren, als loyale Unterthanen ihm zu dienen. Leicht ist daher auf die Bitterkeit und Entrüstung zu schließen, welche jene gottlosen und feigen Empörungen in ihnen hervorrufen mußten, wie sie bei so vielen anderen ehrbaren Familien derselben Provinzen hervorgerufen wurden, die ein Häuflein Unsinniger verrieth, welche um ein Stück Brod oder um einen niedrigen Tand nicht errötheten, ihr Vaterland an den Usurpator Italiens zu verkaufen.

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich zu untersuchen, ob der Rückzug der Oesterreicher aus der Veste von Ancona, aus Bologna und aus Ferrara gemäß den Gründen der Politik ein weiser, gemäß den Regeln des Krieges ein kluger Akt war. In Bezug auf diese bemerken wir blos so viel, daß das Aufgeben des rechten Poufers von den Kriegsverständigen kritisirt wurde, wobei sie es tadelten, daß die beiden Festungen von Ferrara und Piacenza geräumt wurden, und vorzüglich die erstere, welche zur Vertheidigung des furchtbaren Viereckes von Mantua, Peschiera, Verona und Legnago eine mächtige Hilfe abgeben konnte, da hinter den Wällen des letzteren das zwischen der Etsch und dem Mincio stehende österreichische Heer, wie es schien, furchtbare Stöße auszuhalten hätte!

Doch über die politischen Gründe, welche diesen Rückzug bestimmten, werden wir uns etwas in das Einzelnere ergehen, da es als gutes Licht dienen kann, um stets besser in die tiefen Geheimnisse der Ereignisse in Italien im Jahre 1859 einzudringen.

Wohl ist es wahr, daß für jenen Krieg zwischen

Oesterreich und Frankreich festgesetzt worden war, auf dem Gebiete des Papstes, das Beide seit 1849 besetzt hielten, um seine Krone gegen seine inneren und äußeren Feinde zu schützen, die strengste Neutralität zu beobachten. Trotzdem hatte Oesterreich seinen guten Grund, dortselbst sich nicht sehr sicher zu fühlen, besonders nach seinen Unfällen am Tessin und dem allgemeinen Rückzug seiner Legionen gegen den Mincio. Denn mit dem Kaiser der Franzosen hatte es zugleich dessen Verbündete gegen sich, nämlich die Piemontesen, und die Verbündeten von diesen, das heißt die Sektirer der ganzen Halbinsel, die mit doppeltem Faden mit der Turiner Regierung zusammenhingen, um sie vom Cap Pellaro bis zu den Lagunen umzustürzen. Wenn nun auch Frankreich in der Trunkenheit seiner Siege seines Wortes eingedenk gewesen sein würde und die Heiligkeit der geschlossenen Verträge beachtet hätte, so gab es doch Niemanden, der für das treulose Piemont gut gestanden wäre, noch weit weniger jedoch für die Banden der sogenannten Freicorps, welche für seine Rechnung in Toscana aus der Blüthe des Gesindels und aus den liederlichsten Burschen sich bildeten und drohend an den Grenzen des geistlichen Gebietes sich aufstellten. Für diese, die von grimmigen, blutdurstigen Leuten befehligt wurden, war die Ehre blos ein leerer Name, und die Heiligkeit der Verträge ein Spielball, um sich damit zu belustigen. Wie hätte daher Oesterreich kluger Weise sich darauf verlassen können, daß seine Truppen in den päpstlichen Städten von diesen ruchlosen Banden nicht angefallen worden wären? Und wenn es zur Bändigung der Keckheit derselben entweder in Bologna, oder in Rimini, oder anderswo das Schwert gezogen hätte, wer bürgte dann dafür, daß der verschmitzte Subalpine nicht daraus den Vorwand dazu hergenommen hätte, sogleich die Grenzen der Kirche zu verletzen und den Strauchdieben zu Hilfe zu eilen, die er

besoldete und zum Einfall in die Romagna aufhetzte? So viel fehlte daran, daß Jemand sich dafür verbürgte, daß es im Gegentheil ein mit dem Grafen Cavour und mit Anderen abgemachter Punkt war, auf diese Weise die Deutschen aus den Legationen zu verjagen, diese mitsammt den Marken und Umbrien dem Papst zu entreißen und sie Toscana und den Herzogthümern Parma und Modena einzuverleiben, um daraus einen fetten Bissen zu machen und ihn irgend einem schlauen Vogelsteller nach einem Königreich Etrurien, oder dem ehrgeizigen Prätendenten auf das große Königreich Italien in den Schlund zu werfen. Und Oesterreich wußte das; in den Zeitungen Europa's machte man gar kein Hehl daraus; ja es cursirten Landkarten des künftigen Italiens, worauf der Papst auf Rom und das Patrimonium beschränkt war; und die Satelliten Mazzini's posaunten aus, daß man strebe, Oesterreich aus Italien zu verjagen, und durch vieler Mund lief der Name des Erwählten, der in Toscana und in der Aemilia den entthronten Herzogen und dem beraubten Papste nachfolgen sollte.

Zu diesen Gefahren gesellten sich die von dem erhabenen Kaiser Franz Joseph eingegangenen Verbindlichkeiten, welcher, indem er um jeden Preis die Provinzen des heiligen Stuhles vor dem Unheil des Krieges erretten, und wie er es versprochen hatte, sie neutral bewahren wollte, sich verpflichtet hatte, nicht um einen einzigen Mann seine Besatzungen in der Romagna zu verstärken, so daß ihm was immer für eine Hilfe für jene seine Garnisonen untersagt war.*) Wie sehr dieß Alles die Lage Oester-

*) Von der in Alessandria am 18. Mai 1859 abgeschlossenen Convention, die dem Duc de Grammont anvertraut wurde, um dem heiligen Stuhle sie mitzutheilen, hieß der erste Artikel:

Il est déclaré au Gouvernement pontifical, que nous consi-

reichs in den erwähnten, von den Schaaren der Umsturzmänner durchwühlten und befeindeten Provinzen erschwerte, wird wohl Jedermann einsehen.

Dazu kam nun ferners noch die Expedition des gesammten Corps des Prinzen Jerome Napoleon in Toscana, die, wie er selbst in seinem famosen Rapport behauptet, den Auftrag hatte, die in den Staaten des Papstes stehenden Deutschen in Respekt zu halten, ja ihren Abmarsch zu beschleunigen, sobald das Glück der Waffen den Fahnen Frankreichs gelächelt haben werde. Und dieß ist so wenig ein Geheimniß, daß eben derselbe Prinz in eben demselben Rapport sich rühmt und mit vollem Recht, jene Beschleunigung gar hübsch bewirkt zu haben; und dieß ausgenommen, kann er keine andere That vorführen, deren er sich in jenem ganzen Feldzug rühmen könnte, da es vollkommen bekannt ist, daß sein grausames Geschick ihm nie gestattete, das so heiß gewünschte Pfeifen der österreichischen Kugeln zu hören, ja nicht einmal ihre Schaaren anders zu sehen, als entweder von den Höhen der Filigare durch die Linsen eines Fernrohres, oder in den Umgebungen von Verona bei dem Waffenstillstand und dem Frieden von Villafranca. Eine gewiß harte und klägliche Thatsache, welche an die unsterblichen Lorbeeren erinnert, die dieser heroische Nebenbuhler eines der Scipionen,

Ejus qui domita nomen ab Africa
Lucratus rediit!

bereits in der Krim gepflückt hatte.

Endlich erschien als Siegel der Oesterreich dafür, daß es ruhig in der den Legationen gewährten Neutrali-

---

dérons comme une des obligations découlantes de la neutralité celle pour les Autrichiens, de ne pas augmenter d'un seul homme leurs garnisons à Ancône et à Bologne. v. Bazancourt, Campagne d'Italie de 1859. Deux. partie, pag. 7.

tät verharre, bewilligten Garantien der Aufruf von Mailand, in welchem die Italiener, und also auch die Romagnolen eingeladen wurden, „unter die Banner Viktor Emmanuels herbeizufliegen und heute Soldaten zu sein, um morgen freie Bürger eines großen Landes zu werden."

Und dieß ist nicht einmal Alles. Denn den äußeren Gefahren einer Verjagung entsprachen in gleichem Verhältniß die inneren der Aufstände und der aufrührerischen Bewegungen, die bereits in den Städten der Romagna vorbereitet waren, um loszubrechen, sobald Piemont das Signal dazu gäbe. Ueber dieses Capitel brauchen wir uns nicht weiter auszulassen. Es ist jetzt durch unbestreitbare Dokumente und durch authentische Prozesse erwiesen, daß die Turiner Regierung sich als die Seele und den Herd aller geheimen Gesellschaften Italiens constituirt hatte, die zusammen den Titel Nationalverein führten, und daß dessen Herz und Kopf der Graf Camillo di Cavour war, der sardische Ministerpräsident; und daß mit diesen vereinigten und meisterhaft geschulten Kräften jene Regierung, die Minen grub und legte, um die italienischen Throne und jenen des heiligen Petrus vorzüglich in die Luft zu sprengen, welch letzterer von dem satanischen Haß der Sekten auf den Tod angefeindet wird. Jene Regierung, ein Muster ohne Gleichen von einer Treue und einer Ehrlichkeit, die man später in Europa (und mit Unrecht) mit dem Namen der piemontesischen spezifizirte, bediente sich ihrer Consuln, ihrer Geschäftsträger, ihrer Gesandten und Bevollmächtigten bei den Höfen Italiens, um deren Unterthanen gegen die Fürsten aufzureizen, bei denen sie beglaubigt waren; und diese unehrbaren Betrüger in der Tracht von Diplomaten durcheilten die Märkte und Städte, indem sie das Volk verdarben, die Offiziere bestachen, Comité's einsetzten, mit den Gewissen Handel trieben, die Geister zur Parteiwuth aufstachelten und mit sicherer Hand

unter dem unverwundbaren Schild ihrer Stellung und ihrer großen Ritterschärpen conspirirten, die würdig waren, daß sie sich, wie ein Redner im englischen Parlamente sich ausdrückte, ihnen in Galgenstricke verwandelten. Bis zu solcher Höhe der Schande und der Infamie ließ sich die bereits so berüchtigte Politik des Hauses Savoyen von eben jenem Camillo Cavour hinreißen, dessen Namen man so viel Lob zollt, dessen Schatten man so viel Weihrauch brennt, dessen Asche man so viele Kränze darbringt, auf dessen Grabmal jedoch in unlöschbaren Buchstaben eingehauen stets stehen wird:

. . . . meine Thaten
Sind nicht die des Löwen, nein, des Fuchses.

Die päpstlichen Provinzen dann, und unter ihnen jene der Legationen waren es vor Allem, welche am meisten von den regierenden Sekten in Turin auf das Korn genommen wurden; und da hatte man seit 1852 die Netze ausgeworfen, um die Bevölkerungen darein zu verstricken, und sie allmählig dazu herzurichten, daß sie sich von dem väterlichen Scepter des Pontifex abziehen und von dem gierigen Cerberus der Alpen verschlingen lassen. Und zu solchem Zwecke scheute man weder Kosten, noch Umtriebe, um überall gegen das Papstthum und das Priesterthum daselbst Haß auszusäen, und um daselbst bis in jedes Dörfchen die Gruppen der Verschwörung auszudehnen, die in kurzer Zeit die Romagna umspannte und sogar die beiden Hauptstädte der Marken, Ancona und Macerata, und später Perugia, die Hauptstadt Umbriens in das Netz zog. Und es fiel den Wühlern von Turin auch nicht gar schwer, dort eifrige Mitschuldige ihrer Treubrüchigkeiten zu finden.

Mehrere verkommene, oder hochmüthige, oder lasterhafte Adelige, welche trotz ihrer Nichtigkeit bei den Veränderungen hofften, entweder ihre Schulden los zu wer-

den, oder einen betreßten Hut zu erschnappen, oder ihren Launen nach Lust den Zügel schießen lassen zu können, ein Haufen von Advokaten ohne Clienten, oder Aerzten ohne Kranke, ein Schwarm hungriger Pflastertreter ohne Beschäftigung und ohne Charakter, zügellose Jünglinge oder hirnlose Stutzer, irgend eine berüchtigte Thais in der Haube Minervas, irgend ein reicher Gutsbesitzer oder vermöglicher Handelsmann, denen das Gold in ihren Beuteln zu schwer wurde, und dann die Schaar der Dummköpfe, welche, wie man weiß, unendlich ist, und zuletzt die heilige Phalanx der Brüder des mazzinischen Jungitaliens unterstützten insgesammt nach Kräften die verruchten Manöver Cavours in den Staaten der Kirche und ebneten ihm prächtig den Weg zum Triumph in der Dieberei und im gotteslästerlichen Frevel. *)

Es kann nicht geläugnet werden, daß, um die Geister zu Wünschen und zu Hoffnungen des Umsturzes zu entflammen, es nicht am Zündschwamm von Seite anderer Gewaltiger außerhalb Italiens fehlte, welche, nachdem der erste Stein gegen den Thron von Sanct Peter und jenen des Königs von Neapel bei dem Congresse in Paris geschleudert worden war, durch hinterlistige Schliche, durch Zweideutigkeiten, durch Verstellungen, durch verschmitzte Kniffe und Pfiffe das böse Feuer zu befördern schienen, das unterirdisch unsere schöne Halbinsel durchschlängelte.

Diese klaren und auch den Augen Oesterreichs, das nie blind war, einleuchtenden Thatsachen vorausgesetzt, und die Betrügereien, die Ränke, die schmutzigen und schwarzen Schelmstücke, die wir bisher angedeutet haben und

---

*) Der berühmte Prozeß von Ancona, wovon die Civiltà Cattolica im XII. Band der vierten Serie, Seite 696—98 und im I. Band der fünften Serie, Seite 62 und d. ff. einen Auszug gab, beweist klar die Wahrheit des von uns Behaupteten.

noch viele andere, die wir, sei es der Kürze, sei es anderer Gründe wegen nicht niederschreiben wollen oder es nicht können, angenommen, scheint es uns, daß wir ganz sacht zu Werke gehen müssen, wollen wir den Rückzug seiner Besatzungen aus der Romagna nach der von ihm bei Magenta erlittenen Niederlage tadeln. Es konnte vielleicht ihn um etliche Tage verzögern, oder ihn weniger eilig antreten, und es war zu bedauern, daß dieß eben nicht der Fall war. Doch gesetzt auch, der Pontifex hätte, rechtzeitig von dem Abzug der österreichischen Besatzungen aus seinen Legationen in Kenntniß gesetzt, daselbst vorgesorgt, indem er zu ihrer Besetzung seine wenigen, aber hinreichenden Truppen abgesendet hätte, würde er etwa dadurch sie vor dem Einbruch der Piemontesen bewahrt haben? Niemals!

Der Raub seiner Staaten war in den Bruthöhlen der Gottlosigkeit und des Verrathes beschlossen. Wenn daher Papst Pius IX. mit seinen treuen Soldaten den höllischen Sturm hätte abwenden können, welcher im Juni 1859 seine geliebte Romagna seinen Vaterarmen entriß, so würde er daraus keinen andern Vortheil gezogen haben als den, daß er um ein Jahr früher das für ihn so glorreiche Gemetzel von Castelfidardo herbeigeführt hätte. Was jedoch die Rettung seiner Völker, die Beschirmung seiner Tiara vor Beschimpfung, die Verhinderung des Raubes betrifft, so hätte er, abgesehen von einem Wunder Gottes, nichts davon erreicht. Gott gefiel es nicht, an den Ufern des Po, des Rubikon oder der Nera gegen die heutigen Hunnen das Wunder zu erneuern, das er zu den Zeiten des großen Leo am Ufer des Mincio den Hunnen Attila's gegenüber vollzog. Statt dessen behielt er sich vor, es am Tiber zu erneuern, von dessen Gestaden die wüthenden Schaaren der Barbaren jeden Tag mehr sich von einem Arme zurückgetrieben fühlen, der in Wahrheit kein anderer

als der Dessen ist, welcher mit einem Winke den Uebermuth der Gottlosen vernichtet und ihrer spottend zu sagen scheint: Mein ist die Rache!

LXVII.

Zwei Tage noch hielt sich Giulio in Mailand auf, das heißt, bis zum Morgen des zwölften jenes Monates, eben desselben Tages, an welchem seine arme Mutter und Schwester am Fieber erkrankt waren. Doch meistens hielt er sich in seinen Zimmern eingeschlossen und war so nicht viel weniger als verborgen. Denn er hatte keine Lust, Adriano zu begleiten, der ihn an geräuschvolle Orte und in Kreise von Personen geführt hätte, die nicht nach seinem Geschmacke waren. Allein auszugehen dann, um seine Nachforschungen in Bezug auf die Ankunft der Gräfin fortzusetzen, davon hielt ihn die Furcht zurück, mit Alfonso oder der Marchesa und ihren Töchtern zusammenzutreffen, deren Begegnung ihm sehr lästig gewesen sein würde. Denn es hatten ihn bereits ihre neugierigen Fragen in Bezug auf seine Verhältnisse sehr angewidert; doch das seltsame Benehmen Amalien's ihm gegenüber hatte ihn so angeekelt, ja verletzt, daß er es für besser erachtete, weder mehr mit ihr, noch mit irgend wem der ihren zusammenzukommen.

Der Verlust seiner Uhr, die ihm auf eine Weise entrissen ward, welche für ein gebildetes Mädchen wie sie, das noch dazu von Stand war, sich ganz und gar nicht schickte, hatte ihn bis auf das Fleisch verwundet; nicht ihres Werthes an und für sich wegen, obwohl er nicht gering war, sondern wegen der süßen Erinnerung, die sie in ihm erweckte, und die sie ihm so theuer wie ein Auge machte. Doch widerstrebte es ihm gewaltig, sie zurückzu-

verlangen, obwohl er wünschte, der unbescheidenen Räuberin eine kleine Lektion zu geben; und so ergriff er das Mittel jenes seines so elegant sich rächenden Billetes an die Marchesa Helene, welches wie ein scharfer, spitziger Wurfspieß das nur zu einfache Herz Amaliens verwundete. Wenn Giulio gewußt hätte, was sie wußte, so würde er sicher aus Mitleid für sie jenen Pfeil nie von der Kerbe abgedrückt haben. Doch er war kein Wahrsager, und ihm schien es, man könne in gewissen Umständen und Lagen keine schönere Artigkeit als eine schöne Unhöflichkeit erweisen.

Aus der Durchreise seines Oheimes durch die Stadt Mailand, wie er sie im europäischen Hofe erfuhr, schloß er, die Mutter und die Schwester müßten ihren Entschluß geändert haben, und sie müßten, nachdem Giacomo es unternommen hatte, ihn in der Lombardei aufzusuchen, nach Hause zurückgekehrt sein. Doch warum hatte sich also der Oheim, statt Bergamo, wo die Garibaldiner waren, zuzureisen, so eilig der Romagna zugewendet? Sollte der Mutter irgend ein Unfall zugestoßen sein? der Schwester? oder irgend einem andern der seinen? Und wer war jener Jüngling, den der Oheim unter dem Namen eines Sohnes mit sich führte? Das waren Räthsel und Verwirrungen für ihn, die seinen Kopf auseinander brachten und ihn in tiefe Gedanken versetzten!

Bis jetzt hatte er vier Briefe an die Gräfin geschrieben. Nachdem er abermals in den Gasthöfen seine Nachfragen angestellt hatte, und ehe er sich auf die Villa Adriano's zurückbegab, schrieb er einen langen Brief an sie, worin er ihr alle seine Wechselfälle erzählte, ihr seine jetzige Adresse bei seinem Wirthe mittheilte und sie benachrichtigte, daß er, sobald sein Freund Tommaso im Stande sein werde, die Beschwerden der Reise zu ertragen, in das Vaterland zurückfliegen werde; und diesen vier-

ten Brief adressirte er nach Hause, wo er sie gewiß glaubte. Dieß, nämlich Briefe voll Nachrichten über ihn und voll den liebreichsten Gefühlen zu schreiben, war der einzige Trost, der ihm blieb, und das einzige ihm zu Gebot stehende Mittel zur Beruhigung der Aengsten, die, wie er sich einbildete, seinetwegen die Mutter und Schwester leiden müssen. Daher kam es denn auch, daß er nicht einen einzigen Tag mehr verfließen ließ, ohne einen Brief an seine Mutter zu Hause zu richten.

„Von so vielen wird der eine oder der andere sie erreichen," sagte er zu sich: „und einer genügt, um sie zu beruhigen und ihr den Frieden zu geben!"

Armer Giulio! du folgerst richtig; doch wie sehr sollten deine Berechnungen dir fehl schlagen!

Ueberaus freudig war der Empfang, den Signora Clelia und Maso und Celso Giulio zu Theil werden ließen, als er von den mailändischen Festlichkeiten zurückgekommen war. Er fand, daß sein Gefährte wunderbar in der Genesung vorschritt.

Bereits hatte er begonnen aufzustehen und lag auf einem Sopha ausgestreckt, neben einem Tische, der so mit Porzellanvasen mit Blumensträußen von mäßigem Dufte, aber reizendem Aussehen angefüllt war, daß es eine Wonne war. Wir brauchen wohl nicht mehr anzudeuten, daß dieß ein Werk Celso's war, welcher es sich in den Kopf gesetzt hatte, aus Maso einen gediegenen Blumenkenner zu machen. Der Jüngling war zwar etwas schwach, mager und blaß, wie einer, der aus schwerer Krankheit hervorgeht; doch jeden Tag stärkte er sich mehr, ward er fleischiger, und nahm er mehr Farbe an.

„O Sie sind ja bleicher im Gesichte als Maso!" sagte Clelia zu ihm, nachdem sie ihn bewillkommnet hatte: „warum kommen Sie so niedergeschlagen zu uns zurück?"

„Ah, Signora! die große Hitze hat mich ganz erschlafft; uh, wie heiß ist es in Mailand! wie brennt und sengt dort die Sonne!“

„Bah! wir befinden uns noch nicht in jener Zeit der Hundstage, wo meine Blumen des tropischen Südens erblühen,“ sagte Celso. „Sie, mein liebenswürdiger Tito, Sie werden dann nach Ihrer Muße mit mir hinuntersteigen, um gewisse Blümchen seltener Gattung zu betrachten, welche mir vorgestern sich geöffnet haben, und die allein einen Sieg von Magenta werth sind. Ich werde Ihnen die indische Serisse zeigen, mit ihren Fleckchen von einem durchsichtigen Himmelblau voll anderer Fleckchen, daß Sie sich darein verlieben müssen. Doch verwechseln Sie sie mir ja nicht mit dem Jasmin von Goa! Und dann der lanzetförmige Metrosidoro, der mir jene ährenförmige Blümchen trieb, wovon ich heute früh Tommaso eine Probe zeigte! Erinnern Sie sich daran, wie? jene Scharlachbeerchen, die Sie mit blassem Rubin verglichen, mit jenen Staubfäden, die in Form purpurner, sehr leichter und sanft mit Goldgelb gesprenkelter Helmbüschchen hervorstehen, verdienen sie nicht . . . .“

„Und die Kleider?“ unterbrach ihn Maso, den es langweilte, auf Botanik sich einzulassen: „hast du sie mir mitgebracht?“

„Was denkst du? mein Koffer ist voll davon!“

„Ach, bringe ihn mir hieher, sogleich, daß ich sie herausnehme; schnell, eile dich!“

Damit war Celso der Mund verstopft; und während die beiden Jünglinge den Koffer auspackten, und Maso die Kleider entfaltete und aufmerksam sie prüfte, erhob er sich und empfahl sich mit Gott.

Die Signora Clelia wollte von Giulio eine genaue Erzählung seiner Abenteuer in Mailand. Und er entsprach ihr vollkommen in jenem Theile, der sich auf die

Nachforschungen bezog, die er angestellt hatte, um dort die Mutter aufzufinden, und in Bezug auf den Jubel des Volkes, auf die Triumphe, auf das Geschrei der Stadt, um die Francosarden und die beiden Souveräne zu feiern. Doch über sein Zusammentreffen mit dem Marchese Alfonso und die andern ihm zugestoßenen Dinge schwieg er, und sprach insgeheim blos mit Maso davon, welcher sehr über jenen wunderlichen Raub seines Uehrchens lachte, seine Rache für wenig ritterlich und sein Billet an die Marchesa als zu lakonisch taxirte. Auf diese Weise vergingen zwischen Zwiegesprächen und Ruhe, zwischen Liebenswürdigkeiten und gegenseitigen Erlustigungen zwei weitere Tage.

Am Abend des dreizehnten kam unser Adriano, nun Comthur des Mauritius- und Lazarusordens, der in Mailand geblieben war, um dort mit den Freunden und den Satrapen der Liberalen zu jubeln, nach Hause zurück; und sein Erstes war, den theueren kleinen Toscaner (denn aus Liebkosung nannte er Maso so), zu umarmen und ihm eine große goldene Nadel an die Brust zu stecken, mit dem Kreuz von Savoyen, umkränzt von kleinen weißen und rothen Rosen und grünen Blättchen aus Schmelz. Indem er hierauf eine ähnliche Giulio anbot, der sie dankend annahm, sagte er halb lustig, halb trüb:

„Wissen Sie, mein Gräfchen, daß ich Ihnen Nachrichten aus der Romagna bringe, die Sie vielleicht betrüben werden. Die Deutschen haben sich auch aus jenen Ländern zurückgezogen, und kaum hat sich ihre Nachhut entfernt, so haben alle Städte die päpstlichen Wappen abgenommen, das Banner Viktors erhoben und ihn, so lange der Krieg dauert, zum Diktator ausgerufen. Der Cardinallegat von Bologna entfloh, alle anderen Delegaten sind auf dem Wege nach Rom, und ihnen folgen Offiziere, Beamte und Soldaten. Es ist ein allgemeiner Auszug.“

„Also brach eine Revolution aus?" schrie Giulio erbleichend.

„Puh, eine Revolution! Sie würden besser sagen, ein zeitlicher Regierungswechsel vollzog sich. Man weiß, jene für Italien glühenden Völker sahen sich verlassen..."

„Ach meine arme Mama! sie befürchtete es so sehr!" rief der Jüngling, indem er die Hände zusammenschlug und Maso mit erschrecktem und ungewissem Blicke anschaute: „nun glaube ich, nach Hause eilen zu müssen; was glaubst du?"

„Langsam, langsam! wozu solche Eile wegen dieser Kleinigkeiten? O, o bitte, beruhigen Sie sich, mein Lieber, Ihr Palast wird nicht in Flammen aufgehen, noch den Ihrigen ein Haar gekrümmt werden," antwortete ihm Adriano mit einem Gelächter und legte seine Hände auf dessen Schultern: „Sie bilden sich ein, es wiederholten sich die Zeiten der Republik des Jahres 1849; doch wir sind eine gute Strecke weit davon entfernt. Es ist dem anders, mein Gräfchen; jetzt ist der friedliche Triumph der Mäßigung. Die Demagogen, die Mazzinisten, die Brutusse der Sekten gehören entweder zu uns, oder sie sind lebendig begraben. Das gegenwärtige Italien, jenes Italien, das sich in dem angebeteten Viktor personifizirt, setzt die Königskrone und nicht die phrygische Mütze auf. Frisch also, Giulio, erschrecken Sie nicht! ich bürge Ihnen dafür, daß die bürgerliche Ordnung und die öffentliche Ruhe in den Legationen nicht geschädigt werden, und daß man dort fortfahren wird, den heiligen Vater zu verehren und ihn in allen seinen Vorrechten zu achten und zu schützen."

„Doch wer regiert indessen dort?" fragte der Jüngling.

„Rechtschaffene Bürger, welche die Verwaltung der öffentlichen Dinge auf sich genommen haben."

„Uh, rechtschaffene, sagen Sie? es werden jene Schurken sein...."

„Langsam, sachte! erhitzen wir das Eisen nicht! was glauben Sie? wollen Sie so ausgezeichnete und edle Männer Schuften nennen, wie es ein Pepoli, ein Minghetti von Bologna . . . ."

„Gut! Sie haben es getroffen, mein Herr! ausgezeichnet? edel? unbescholten? ah, ah, hübsch, das gefällt mir!"

„Ei, Freund, behalte deine Zunge etwas zwischen den Zähnen," sprach da Maso, indem er ihm zuwinkte: „es schickt sich nicht, daß du da mit Herrn Adriano dich ereiferst, dem wir so sehr verbunden sind, und daß du dein Gehirn mit Furcht erfüllst. Du gibst dich dem ersten Eindruck zu sehr hin."

Diese Ermahnung des Gefährten war für den andern gleichsam ein Eimer Wasser auf das Feuer. Indem er sich daher Gewalt anthat, verschluckte er die bittern Worte, die ihm in Menge auf die Lippen kamen, stellte sich, als ergebe er sich der Ansicht jenes seines einfältigen Wirthes und hütete sich, den Streit mit ihm weiter fortzuspinnen. Inzwischen jedoch war er schlechter Laune, und er schrieb an die Gräfin, ermuthigte sie und schüttete gegen sie seine Leiden aus; und er zeigte ihr an, daß er nicht eher abreisen könne, als bis Tommaso laut Erklärung des Arztes im Stande zu reisen sei. Trotzdem entwischten ihm hie und da im Gespräche satirische Witze und Bonmots gegen die italienischen Neuerungen, worüber der Comthur die Stirne runzelte und sich nicht enthalten konnte, bald gegen Maso, bald gegen Clelia auszurufen: „Welch sonderbarer Vogel von einem Garibaldiner ist doch dieser Tito! er brütet mehr Gift gegen unser Italien, als ein österreichischer Sergeant davon in seinem Leibe hat! Und doch ist er Soldat dafür geworden! und hat dafür in Varese gekämpft! O geht und erklärt mir gewisse Räthsel!"

LXVIII.

„Wie verwunderst du mich! ei, ich hätte nie gedacht, daß du so wunderlich bist! Du siehst, daß ich geheilt bin, du weißt, daß du fünfzehn Briefe nach Hause geschrieben hast, du und ich haben das Wort des Herrn Adriano, daß wir am Tage nach St. Johannes abreisen können, und daß er für unsere Pässe sorgen wird, und der Arzt ist es zufrieden; du hast in den Blättern gelesen, daß die Revolution in der Romagna sanft und ohne Tumulte sich vollzieht: und trotz all dieser Dinge, die dich höchlich trösten sollten, bist du tiefsinnig und seufzest und trocknest stets deine Augen. Lustig, Giulio! Ist es möglich, daß du dein ewiger Selbstpeiniger sein sollst?"

„Du hast gut reden, du! doch du bedenkst nicht, daß auf meine fünfzehn Briefe nie, gar nie auch nur eine Zeile Antwort kam. Tritt in meine Schuhe und sieh, ob dieses hartnäckige Schweigen meiner Mutter, meiner Schwester, aller der Meinen nicht meinen Kopf mit seltsamem Argwohn erfüllen muß!"

„Ei, bin ich denn nicht auch in derselben Lage wie du? Schriebest du nicht von Mailand aus an meinen Papa? habe ich ihm nicht dreimal in dieser meiner Genesung geschrieben? Und erhielt ich auch nur ein Pünktlein Schwarz auf Weiß? und trotz all dem, wie kommt es, daß ich heiter und ohne Schwermuth sein kann?"

„Ach, theuerer Maso, du bist nicht ich, und deine Lage ist ganz anders als die meine. Auch ist es falsch, daß ich mich quäle, wie du glaubst; doch wäre es auch wahr, so stände es dir nicht gut an, mich wegen der Wirkungen eines Leides zu tadeln, das ich aus Liebe zu dir auf mich genommen habe, und das ich mit der bestmöglichen Ungezwungenheit zu tragen suche."

„Ich verstehe dich, Freund, und danke dir dafür und werde dir unendlich dafür danken, so lange ich lebe. Wäre es nicht meinetwegen, und um mir gute Gesellschaft zu leisten, so würdest du jetzt an die zehn Tage schon zu Hause sein, um deine Mutter zu erfreuen und die Liebkosungen der Deinen zu genießen. Ich bin dir für dieses Opfer, das du mir gebracht hast, so verbunden, daß mir die Worte fehlen, es dir auszudrücken; und du irrst daher bedeutend, wenn du dir je einbildest, daß ich dir dein Leid vorwerfe. Nein, ganz und gar nicht! Doch es fällt mir schwer, daß du vor Traurigkeit dich verzehrest und diese schöne paradiesische Ruhe nicht genießest, deren wir uns hier mit Signor Adriano erfreuen."

„O ich genieße sie, so viel ich kann. Die Hauptsache ist, daß du Nutzen daraus ziehst, und daß du so viel Kraft dabei sammelst, daß du den Weg bis zu unserm Ziele mit der Post zurücklegen kannst."

„Erwarte das Fest St. Johannis, und du wirst zufrieden sein. Ich sinne jetzt nach, auf welche Weise wir diesen braven Leuten danken können, die uns gerade wie Söhne behandelt haben. Wie können wir es ihnen wieder erstatten? Jene theuere Frau Clelia, die reiner Zucker ist, jener Celso, der zwar nicht ganz recht bei Trost, aber der beste Mensch ist, den ich je sah, jener Adriano, ein zwar überschnappter Liberaler, aber das beste Herz, haben uns derart verpflichtet, daß ich ganz verwirrt darüber bin."

„Artigkeiten, mein Lieber, lassen sich nur wieder durch Artigkeiten bezahlen. Lassen wir das den Unsern zu Hause über. Was wir thun können, das ist, Ihnen uns dankbar, überaus dankbar zu bezeigen; und bis jetzt scheint es mir nicht, daß weder ich, noch du es daran fehlen ließen."

„Ach, du hast Recht; doch weißt du, Giulio, daß

Adriano sich etwas über dich beklagt, nicht daß du weniger artig bist, sondern daß du nicht genug liberal bist, daß du Italien nicht liebst, wie du es solltest, und daß du endlich bis in das Weiße der Augen ein Päpstlicher seiest."

„O der Tölpel! Als ob man, um Italien zu lieben, dessen Fürsten befeinden, den Papst, der sein glänzendster Ruhm ist, daraus verjagen, als ob man es ganz in die Klauen des Geiers der Alpen werfen müßte, damit er es bis zum letzten Blutstropfen aussauge. Adriano hat ein goldenes Herz, aber einen einfältigen Kopf; und wenn er hofft, mich zum Liberalismus der Carbonari zu bekehren, so ist er ein Tölpel! Meine Mutter hat mir mit der Milch einen solchen Abscheu vor dieser Pest eingetröpfelt, daß ich es dir gar nicht sagen kann. Höre, Tommaso! gegen dich kann ich offen reden. Weißt du, zu welcher Gattung Liberaler dieses mehr alberne als böse Männchen gehört? Zu jener der Furchtsamen, die, weil es so Brauch ist, oder aus menschlicher Rücksicht den Freisinnigen spielen."

„Ei, wie boshaft du bist! Adriano furchtsam?"

„Wie ein Zaunkönig; und überdieß ist er eitel, will eine Figur spielen und schwimmt mit dem Strome. Im Grunde des Herzens (und ich habe ihn bis in jede Fiber geprüft), ist er ein Liberaler wie ich und du. Doch er will nicht von der Mode abweichen. Er macht es wie unsere italienischen liberalen Damen, welche vom Liberalismus auch nicht eine Bohne verstehen, doch aber sich liberal im Denken und Handeln stellen, weil es einmal so Sitte ist. Für diese Rübenköpfe bedeutet es eben so viel, Meinungen zur Schau zu tragen, die der weltlichen Herrschaft des heiligen Vaters, den Priestern, den Mönchen, den Herzogen, dem König von Neapel, den Deutschen feindlich sind, als ihre Taille zu zeigen, wie sie in ein Mieder der neuesten Mode eingeschnürt ist, oder mit Bändern, Mantillen und Crinolinen zu prunken. Für sie

ist Alles dasselbe. Und Viele würden, wenn sie verständen, was sie thun, vor Scham erröthen, glaube es mir! Und ebenso ist unser Wirth. Er spricht und schwätzt und faselt in's Blaue hinein von einem freien und unabhängigen Italien; und wenn du ihm auf den Leib rückst und ihn kategorisch fragst, was er damit sagen will und darunter versteht, so steht er da wie ein Ochs vor dem Berg. Sein Italien ist, sagen, was die Andern sagen, denken, was die Andern denken, aus Furcht, verspottet zu werden; und jetzt vor Allem ist es jene Commende, die er sich mit dem Blute eines Sohnes und mit zehn Jahren der wunderlichsten Narrheiten erkauft hat. Ohne dieß würde er, gesetzt, die Oesterreicher überschritten morgen siegreich die Adda, eilen und die Stiefel Giulay's lecken, wie er im Palast Busca jene von Viktor Emanuel geleckt hat."

Dieses Gespräch hielten unsere beiden Freunde am Morgen eines Tages im bereits vorgerückten Juni unter dem Schatten einer Platanen- und Lorbeerallee, in welche die Hauptstraße der Villa einmündete, auf der sie wohnten. Der Himmel war heiter und glänzend, die Sonne brannte, und ein sanftes, von tausend Wohlgerüchen geschwängertes Lüftchen fächelte ihre Wangen. Beide saßen bei jenem erquickenden Schatten auf einer ländlichen Bank mit aus Rohr geflochtener Lehne, und Maso, welcher seit etlichen Tagen zum Spaziergang die Villa verließ, hatte neben sich einen kleinen Stock aus indischem Rohr, um sich beim Gehen darauf zu stützen.

Während nun Giulio sich in seine Abhandlung über männliche und weibliche Liberale vertiefte, erschien am Ende der Allee und hielt daselbst eine Caleſche, aus welcher ein weiß gekleideter Mann und ein Jüngling stieg, der eine Reisetasche in den Händen hielt. Bei diesem Anblick erstarb das Wort auf Giulio's Lippen, und Maso, welcher seine Augen schärfte und auf jene zwei Fremden

richtete, die sich in großer Eile nahten, wurde glühend roth, stieß einen scharfen Schrei aus, fuhr in die Höhe und flog, wie als ob er Flügel habe, ihnen entgegen, indem er sich mit einem Jubel und einem Ungestüm in Beider Arme stürzte, daß es schien, als sei er von Sinnen.

Giulio eilte hinter ihm her und holte ihn in eben dem Augenblicke ein, wo er an dem Hals des Jünglings hängend rief:

„Ruggero, ach mein Ruggero!"

Der andere sein Gesicht mit Thränen überschwemmt, nahm, als Giulio anlangte, seine Kopfbedeckung ab, ging ihm einen Schritt entgegen, machte ihm eine Verbeugung und fragte ihn noch ganz schluchzend:

„O, sind Sie der junge Graf Giulio, den ich zu sehen die Ehre habe?"

„So ist es, mein Herr!" erwiederte der Jüngling etwas verlegen, denn er begriff sogleich, dieß müsse Leopoldo, der Vater seines Freundes, sein.

„Ach, Dank, Dank für Ihren gesegneten Brief! ach, erlauben Sie mir, daß ich auch Sie umarme, und daß ich Ihnen einen Kuß von Seite der Mama gebe! O Giulio, wie heiß sehnt man sich zu Hause nach Ihnen und seufzt man dort um Sie!"

Und bei diesen Worten drückte er ihn an die Brust und badete dessen Wangen mit seinen Zähren.

Die zärtlichen Scenen, die lebhaften Gespräche, die lauten Bewunderungen, den so liebreichen Empfang beschreiben, wozu diese so unverhoffte Ankunft Veranlassung gab, ist ein Unterfangen für eine geschicktere Feder als die unsere. Der Brief, den Giulio von Mailand aus an Leopoldo gesendet hatte, um ihm die Krankheit und die Heilung Tommaso's mitzutheilen, war zwei Tage nach seiner Rückkunft von dem der Gräfin abgestatteten Besuche bei ihm angelangt. Er schenkte Eleonore das Leben wie-

der und erregte zugleich den Jubel von Blanche und jener ganzen ausgezeichneten, aber schwer bekümmerten Familie. Augenblicklich nahm Leopoldo Ruggero mit sich, welches der zweite seiner Söhne und ungefähr zwölf Jahre alt war, eilte Mailand zu und flog von da auf die ihm im Briefe bezeichnete Villa mit einer Angst und einem Ungestüm, daß er sich keinen Augenblick Ruhe gegönnt hatte.

„Giulio, machen Sie schnell," sagte Leopoldo zu ihm, nachdem er ihm die Geschichte der Reisen der Mutter und des Oheims und der Endeckung von Achille erzählt hatte, so daß auch ihm alles Dunkel sich erhellte: „machen Sie schnell und reisen Sie ab. Ehe ich forteilte, habe ich der Gräfin Ihre Nachrichten mitgetheilt. Doch ach, beeilen Sie sich und verlieren Sie keine Zeit!"

„Ja, ich werde eilen! Doch weiß sie, daß ich ihr bereits fünfzehn Briefe geschrieben habe?"

„Ganz wohl! doch machen Sie rasch!"

Leopoldo wagte es nicht, ihm zu offenbaren, daß er die Dame im Bette zurückgelassen hatte, umdüstert im Geiste und von starkem Fieber ergriffen.

„Sobald ich den Paß habe, was morgen früh der Fall sein wird, werde ich der Romagna zufliegen. Endlich doch athme ich auf! ich hoffe, daß meine Mutter meine Nachrichten erhalten haben wird, und daß sie jetzt nicht mehr im Kummer meinetwegen ist."

Armer Giulio, wiederholen wir, wie wurdest du in deinen Berechnungen getäuscht!

LXIX.

Während unsern Personen die Dinge passirten, die wir bis jetzt berichtet haben, bereiteten sich andere That-

sachen von höchster Wichtigkeit in der Lombardei vor, welche denn an eben jenem Tage sich erfüllten, wo die besondere Geschichte dieser Erzählung zu Ende geht. Ehe wir daher die Knoten an der Leinwaud knüpfen, scheint es uns an der Zeit, etwas von jenen Ereignissen berühren zu sollen, die ihrerseits den Krieg beendeten, ohne welchen Giulio uns nie Stoff dazu geliefert hätte, das Weberschiffchen so lange fortzuführen.

Nach dem Scharmützel von Melegnano am Lambro schwiegen die Waffen der zwei feindlichen Heere gut an fünfzehn Tage, so daß ganz Europa gespannt und in fortwährender Erwartung irgend einer plötzlichen und überaus glücklichen Schlacht dastand. Und die Erwartung war gut begründet. Denn die Oesterreicher hatten sich unter dem Befehl des Kaisers Franz Joseph in überaus fester Stellung um den Mincio uud zur Seite des berühmten Viereckes ihrer Festungen aufgestellt, und die vom Kaiser Napoleon befehligten Francosarden rückten in gedrängten Massen und drohend quer über die Adda, den Oglio, den Mella zu ihrem Angriff vor; kein Zweifel also, daß in Kurzem entweder auf der Strecke zwischen dem Chiese und dem Mincio, oder beim Uebergang über diesen letzteren die beiden Gegner furchtbar auf einander stoßen mußten. Und eben deßhalb wollte der französische Kaiser, welcher den Feind nicht mehr vor sich sah, und der sichtlich sich vor irgend einem Hinterhalt in Acht nahm, als er an die Ufer des Chiese gelangt war, eine Zeit lang anhalten, sowohl um seinen Legionen die nöthige Ruhe zu gewähren, als um in einem Kriegsrath, den er in Brescia versammelte, die unter jenen Umständen zu ergreifenden Maßregeln zu besprechen.

Es ging das Gerücht, daß der Kaiser von Oesterreich im Sinne habe, den Verbündeten mit aller Macht die Zugänge zum Chiese streitig zu machen, und zwar durch

endlose Phalanxe von Husaren, Dragonern und Uhlanen, die er bereits in der großen Ebene von Montechiari angesammelt hatte; es sollte auf diese Art ein Reitertreffen sein, von dem man sich große Vortheile versprechen durfte, da es bekannt ist, daß die österreichische Cavallerie in Folge der Einheit der Bewegungen, durch Zahl, Beweglichkeit und Tapferkeit nicht ihres Gleichen hat. Doch, man weiß nicht warum, alle jene dichten und gewaltigen Schwadronen von Ungarn, Böhmen, Mähren wichen plötzlich über den Fluß zurück und verschwanden. So entschloß sich denn Napoleon ebenfalls über ihn hinter ihnen zu schreiten und die Orte zu besetzen, welche das rechte Ufer des Mincio beherrschen. Und in der That, vom zwanzigsten bis zum dreiundzwanzigsten Juni rückten fast alle Streitkräfte der Verbündeten über den Fluß und lagerten sich in den umliegenden Thälern bei Carpenedolo, Castiglione und Castel Goffredo, ohne daß sich von den Oesterreichern irgend eine Spur blicken ließ. Der Kaiser der Franzosen ließ vorsichtig jeden Winkel, jede Ausmündung der großen Ebene auskundschaften, doch ohne irgend eine Witterung zu bekommen. Er trug dem Aeronauten Godard, welchen er von Paris hatte kommen lassen, auf, in einem Luftballon aufzusteigen und zu schauen, ob er in den Ketten der Hügel, welche zwischen dem Gardasee, dem Mincio und den Wiesenflächen von Medole und Castiglione sich hinkrümmen, Feinde aufgestellt wären. Godard stieg in die Luft, schaute um sich und entdeckte nicht eine Spur davon.

Wo waren also die Massen der Deutschen, die kurz zuvor alle jene Ränder, jene Hügel, jene Schluchten, jene Thäler vollgestopft hatten? Gewiß hatten sie sich auf das jenseitige Ufer des Flusses zurückgezogen, und dort sich aufhäufend, lehnten sie sich an die furchtbaren Befestigungen von Mantua und Peschiera, indem sie bereit stan=

den, den Francosarden zu empfangen und ihn bei seinem Uebergange über den Mincio zurückzuwerfen. Dieß bildete sich Napoleon ein, dasselbe dachten seine Generäle. Am Abend des dreiundzwanzigsten erhielten daher die französischen Corps und die sardischen Divisionen den Befehl, in der gewöhnlichen Schlachtordnung vorzurücken und alle Anhöhen zu besetzen, welche die Ränder des Gardasees, die Dämme des Flusses und die Hauptstrassen beherrschen, welche zu den Brücken dieses letzteren führen.

Der Oesterreicher, welchen Napoleon vergebens dießseits des Mincio suchte, hatte sich in der That am jenseitigen Ufer aufgestellt. Er jedoch errieth es schlecht, wenn er sich einbildete, jener habe den Gedanken aufgegeben, ihm den Uebergang auf das rechte Ufer jener Gewässer zu wehren. Denn Franz Joseph hatte, nachdem er eine übergewaltige Macht an Soldaten und Artillerie angesammelt hatte und sie in zwei Heere theilte, wovon er das eine dem Marschall Schlick, das andere dem Marschall Wimpffen anvertraute, nach Einholung des Gutachtens seiner ältesten und erfahrensten Generäle sich entschlossen, einen überaus kühnen und furchtbaren Stoß zu führen. Und so stellte er sich, als ob er, auf bloße Vertheidigung sich beschränkend, auch das rechte Ufer des Flusses aufgegeben habe, um so die Verbündeten dorthin zu locken; dann wollte er wie der Blitz die Vertheidigung in den Angriff verwandeln, rasch wieder hierauf über den Mincio am dreiundzwanzigsten und vierundzwanzigsten Juni setzen, und indem er die Francosarden entweder bei ihrem Uebergang über den Chiese oder in den benachbarten Ebenen angriffe, mit zweihunderttausend Bajonetten und fünfhundert Feuerschlünden auf sie losstürzen, sie zerschmettern, sie umringen, sie wüthend gegen die Tiroleralpen zu jagen, sie zwischen dem Gardasee und dem Iseosee festnageln und so sie von ihren Rückzugslinien am Po von Piacenza oder

gegen den Tessin zu abschneiden. Ein meisterhafter Plan von weniger als zweifelhaftem Erfolge, wenn der ritterliche Monarch dessen Ausführung nur um einen einzigen Tag beschleunigt hätte!

Aus diesem nun geht klar hervor, wie falsch es ist, daß seine Pläne, wie das Gerücht ging, dem Franzosen durch Verrath geoffenbart worden sind. Denn Napoleon war so weit von dem Verdacht entfernt, daß er am vierundzwanzigsten die furchtbare Schlacht zu bestehen hätte, die er wirklich bestand, daß er an jenem Tage keine andern Befehle absandte als zu einfachen Märschen, die zwar behutsam, aber in nichts von jenen der vorhergehenden Tage verschieden stattfanden. Er und die seinen hatten sich in der Meinung bestärkt, daß der Feind, welcher sich nicht mehr blicken ließ, wirklich das rechte Ufer des Mincio geräumt habe; und daß deßhalb an besagtem Tage höchstens irgend ein Vorhutgeplänkel, oder ein Recognitionsscharmützel vorfallen würde, nie aber eine Feldschlacht. Und wie man sehen wird, hatte er sich auf diese auch nicht vorbereitet. Kann man nun annehmen, daß er, wenn ihm die Gedanken des Oesterreichers bekannt gewesen sein würden, die gehörigen Vorbereitungen unterlassen haben würde, um eine Schlacht zu gewinnen, von deren Erfolg sein Schicksal und jenes von Piemont und zugleich alle Früchte der bereits gewonnenen Siege abhingen?

Die Kriegslist, die Truppen über den Mincio zurückzuziehen, um die Francosarden zum Vorrücken anzulocken, nützte daher den Absichten des Souveräns Oesterreichs und blendete jenen Frankreichs. Doch der Oesterreicher wußte aus Mangel an Kundschaft nicht, daß der Franzose bereits rasch gegen die den Mincio überragenden Höhen vorrückte, und anstatt das Heer zur Bemächtigung derselben am zweiundzwanzigsten vorwärts marschiren zu lassen, gab er erst am dreiundzwanzigsten den Befehl dazu; und

der Franzose, welcher aus dem nämlichen Grunde nicht wußte, daß der Oesterreicher stark und gewaltig vorrücke, um ihn auf dem Marsche zu überraschen, rückte, anstatt daß er ihm auf besagte Höhen entweder voraneilte, oder stehen blieb, um sich in guter Stellung zu verstärken, nach Muße seinen Weg dahin.

Am Morgen des vierundzwanzigsten stieß daher der Vortrab der Verbündeten auf den Vortrab der Deutschen und beide waren gegenseitig verwundert, auf einander zu treffen und die Ruhe ihres Marsches in ein grimmiges Gefecht verwandeln zu müssen.

Welchem der beiden Gegner war dieser, dürfen wir wohl sagen Scherz des Glückes, nützlich oder schädlich? Um es in einiger Weise zu definiren, müssen wir vorerst einen Blick auf das Land werfen, auf dem die beiden Gegner sich trafen, dann auf die wechselseitige Stärke und Stellung ihrer Truppen, dann auf die Lage, in welcher sie begannen sich anzugreifen, und zuletzt auf die Zeit und die verschiedenen Umstände, in denen das Handgemenge eingeleitet ward.

LXX.

Der Lauf der beiden Flüsse Chiese und Mincio, die, im Norden der eine aus dem Idro-, der andre aus dem Gardasee entspringend, gegen Süden strömen, um in den Po sich zu ergießen, umrahmt ein bei fünfzehn Meilen breites Gebiet, wovon ungefähr ein Drittel hügelig ist, der übrige Theil verlauft in schöne Ebenen. Alle Hügel, welche von Volta bis Lonato sich erheben, sich senken und sich verflechten, indem sie in convexem Halbkreis den Saum der Ebene umrändern, haben auf ihrem Rücken Märkte, Dörfer und Weiler, welche freundlich und häufig daliegen;

und sie sind gut bebaut und bieten eine liebliche, heitere Abwechslung an Weingärten und blühenden Anpflanzungen, während das Thal mit Kornfeldern, mit Gärten, mit Maulbeerbäumen bedeckt ist; ebenso erblickt man in einigen Theilen Wiesen und Weiden für die Heerden und zum Heu. Drei Hauptgruppen nun müssen wir in dieser Gegend in Betracht ziehen; und so wollen wir mit leichten Pinselstrichen sie skizziren.

Im Herzen der Kette der Kämme, zu deren Füßen das Thal sich ebnet, erhebt zwischen einem steilen Kranze von Bergrücken stolz sein Haupt der Hügel von Solferino, an dessen Brust das Dorf gleichen Namens liegt, und auf seinem wie ein Zuckerhut aufsteigenden Gipfel steht eine stolze Veste mit einem alten Thurme, den man den „Späher Italiens" nennt, denn, von seiner Spitze aus gewahrt das Auge unter sich einen Horizont, der keine andern Grenzen als die Alpen und das Meer hat. Die Häuser des Dorfes, eines höher stehend als das andere, kreisen in Terrassenform, oder um es besser zu sagen nach Art eines stufenförmigen Piedestales empor, auf dem sich jener stolze Bau der Veste erhebt, um alle umliegenden Höhen zu beherrschen. Auf seiner nördlichen Seite steigt wie ein Schild ein gemauertes Castell empor, das die Franzosen „das Cypressenwäldchen" nennen, nach den Cypressenreihen, die dessen Abhang begrünen; auf seiner westlichen Flanke lehnt sich ein Friedhof an, ebenfalls mit einer Mauer umgeben; und nicht weit davon steht eine Kirche, welche auf die Madonna della Scoperta genannte Alpenstrasse geht.

Von den Strassen, die auf diesen stets für unüberwindlich erachteten Wall münden, ist die wenigst abschüssige jene, welche von Castiglione dort hinauf und davon hinunterführt, um in San Cassiano auszumünden. Doch gibt es noch eine andere engere, welche den Abhang des

Friedhofes beleckt, und noch eine andere, welche dort durch die die Anhöhen umsäumenden kleinen Thäler hinaufsteigt, die gleichsam als starke Staketen ihn im Süden schützen. Endlich sondern sich wie Zweige vom Stamme von jenem spitzigen Felsen die felsigen Höhen vom Monte Fenile, delle Grole und delle Fontane ab, welche im Osten Castiglione, etwas weiter unten den Monte Sarco und ganz im Osten die sonnigen Anhöhen von Cavriana gegenüber haben.

Zur linken Hand dieser Verschlingung von Schluchten und Felsen und mehr gegen den Gardasee zu befinden sich die Höhen von San Martino. Der Hügel, der so sich nennt, ist ein rauher kleiner Berg, dessen Rücken sich in einem weiten Umkreis ebnet, und dessen Flanken jäh abfallen und sich vertiefen und aushöhlen, so daß sich Bastionen ähnliche Vertiefungen und Vorsprünge bilden. Die Luganastrasse, welche von Rivoltella ausgehend, die Schienenstraße von Peschiera durchschneidet, führt zu diesen unwegsamen Lagen, deren rauhester Punkt der Zwischenraum zwischen der Kirche, dem Roccolo und dem Hause der Contraccania ist, da hier der Aufgang sehr jäh, die Cascinen dicht beisammen stehen und als Wälle geeignet sind, und der Gipfel von einem Cypressenwald gekrönt ist, welcher als Zuflucht und Versteck allen jenen dient, die sich dort verbergen wollen.

Endlich dehnt sich zur linken Hand von Solferino das Thal aus, welches, je weiter es nach Süden sich ausbreitet, desto mehr sich setzt und in Sümpfe vertieft. Doch an den Füßen der kleinen Hügel, wo es entsteht, befinden sich die Hauptstrassen von Castiglione und von Carpenedolo, welche über Guidizzolo und Medole zur Goitobrücke über den Mincio führen. Diese zwei bevölkerten, von großen Wiesen oder von gefurchten Feldern mit Hecken und blätterreichen Bäumen umgebenen Dörfer sind der

Schlüssel des ganzen ebenen Theiles, der sich zwischen den Wassern der beiden Flüsse befindet.

Wer also im Geiste sich ein Viereck schüfe, dessen Extremitäten in der Nachbarschaft von Pozzolengo, Volta, Medole und Rivoltella wären, würde so beiläufig das Terrain bestimmt haben, auf welchem die unsterbliche Schlacht des vierundzwanzigsten Juni geliefert ward.

Der Oesterreicher setzte über den Mincio mit acht Corps und zwei Cavalleriedivisionen. Zum ersten von Wimpffen befehligten Heere gehörten die Corps der Generäle Schwarzemberg, Schaffgottsche, Veigl, Liechtenstein und die Division des Generals Zedwitz. Das zweite von Schlick geführte bestand aus den Corps der Generäle Benedek, Stadion, Clam Gallas, Zobel und der Division des Generals Mensdorff.

Die Verbündeten rückten mit zwanzig Divisionen Infanterie und vier Divisionen Cavallerie vor. Die französische Infanterie war in die fünf Corps Mac-Mahons, Niel's, Canrobert's, Baraguay's und der kaiserlichen Garden eingetheilt. Die Sarden bildeten die vier Divisionen Fanti's, Durando's, Cucchiari's und Mollard's. Die französische Reiterei bestand aus den Divisionen der Generäle Partouneaux, Desvaux und Morris von den Garden, die Sarden lieferten die Division Sambuy's.

Es ist beinahe unmöglich, die Zahl der Truppen anzugeben, welche auf beiden Seiten in das Gefecht kamen. Rüstow, der sich beflissen hat, eine genaue und begründete Rechnung darüber anzustellen, behauptet, daß die an jenem Tage in das Treffen gekommenen Oesterreicher nicht weniger als hundertsechzigtausend, und die Francosarden nicht mehr als hundertsiebenzigtausend Mann waren. Doch wenn man auch die Zahl je um etliche Tausende erhöhen oder erniedrigen will, so viel bleibt gewiß, daß das Verhältniß herüben wie drüben nicht viel verschieden war, und

daß an jenem Tage wenigstens dreihunderttausend Mann grausam mit vielleicht tausend Geschützen in einer dreizehn Meilen nicht überschreitenden Ausdehnung von Ebenen und Hügeln sich herumrauften.

Die österreichischen, in zwei endlose Flügel geschiedenen Truppen mußten der eine zur Rechten gegen Castiglione delle Stiviere und Lonato über die Kämme und Höhen, welche von Solferino bis zum Gardasee hinziehen und sich in einander schachteln, und der andere zur Linken gegen Carpenedolo durch das Thal, welches zwischen Guidizzolo und Castel Goffredo hinlauft, vorrücken. Der erstere hatte die Aufgabe, den Feind auf sich zu locken, indem er jedoch sich derart stellte, als schiene er Spanne um Spanne das Feld zu räumen. Der andere hatte die Bestimmung, auf dessen rechte Flanke und seinen Rücken sich zu werfen, indem er ihn vernichtend an den Fuß der Berge zurücktriebe. War diese Theilung des Heeres in zwei, an Kraft ganz gleiche Flügel, die noch dazu zu so ungleichen Unternehmungen ausgesendet wurden, klug? Es gibt Leute, die es verneinen, und vielleicht mit Recht.

Am Nachmittag des dreiundzwanzigsten erreichte das ganze zweite Heer die ihm bezeichneten Orte. Das Corps Benedeks stellte sich mit der Brigade Reichlin-Meldegg in Pozzolengo auf und hatte seine Vorposten Rivoltella und Castel Venzago gegenüber. Das Corps Stadion's pflanzte sich in Solferino auf und schickte die Brigade Bils als Vorhut zur Besetzung der Grole vor. Liechtensteins Corps rückte in Cavriana ein. Das Corps Zobels stand mit der Reiterei Mensdorff's zwischen Volta und Foresto. Auf gleiche Weise lagerte sich das erste Heer in den Niederungen zwischen Volta, San Cassiano, Medole und Castel Goffredo.

Die Schlachtordnung bestand darin, daß am vierundzwanzigsten Morgens neun Uhr die ganze unermeßliche

Schaar dieser Soldaten wie ein Sturmwind sich entfesseln sollte, um über den Feind herzufallen.

Doch ei! in derselben Nacht rückte der Feind, nachdem er in geringer Entfernung von den besagten österreichischen Phalanxen gelagert hatte, bereits vor, um ruhig auf den Höhen sich aufzustellen, die sie beherrschten. In der That hatte der Kaiser Napoleon befohlen, um zwei Uhr Morgens am vierundzwanzigsten Juni solle der König von Sardinien am linken Flügel mit den Seinen von Desenzano und Lonato gegen Pozzolengo vorrücken; Baraguay, welcher zwischen dem linken Flügel und dem Centrum stand, solle von Esenta auf Solferino losmarschiren; Mac-Mahon und Canrobert sollen von Castiglione delle Stiviere der eine in das Centrum bei Cavriana, der andere zwischen das Centrum und die rechte Spitze bei Medole einrücken; Niel solle mit zwei weiteren Cavalleriedivisionen von Carpenedolo vorwärts sich bewegen, um in Guidizzolo den ganzen rechten Flügel zu bilden. Die Garden wurden in Montechiari und Castenedolo zurückgelassen, mit dem Auftrag, später nach Castiglione vorzugehen, wohin der Kaiser selbst dann sein Hauptquartier verlegt haben würde. Diese allgemeinen Marschvorschriften machen es klar, daß Napoleon die von seinem Gegner besetzten Stellungen nicht kannte, und daß er den so furchtbaren Stoß, der ihn erwartete, ganz und gar nicht vorher sah.

Aus dieser gedrängten, doch wahrhaften Auseinandersetzung erhellt, daß das Glück, den Feind zu überraschen, den Verbündeten zu Theil ward; die Oesterreicher dagegen hatten das Glück, überrascht zu werden, als sie bereits im Besitz von beinahe unüberwindlichen und von ihnen lange Jahre vorher militärisch studirten Anhöhen waren. Nichtsdestoweniger ersetzte dieser Vortheil den Nachtheil nicht, die Offensive augenblicklich in Defensive verwandeln

und alle Bewegungen vor der Zeit machen zu müssen, was die Mehrzahl ihrer Soldaten um die Muße zum Menagiren brachte, so daß mehr als die Hälfte davon nüchtern in den Kampf mußte; sowie folglich mit Einem Schlage die ausgetheilten Befehle ändern zu müssen, woraus eine Verwirrung erkeimte, die für den guten Ausgang des Tages sehr nachtheilig war.

Doch diese Nachtheile waren klein gegenüber jenen, plötzlich die besten und vortheilhaftesten Posten zu verlieren, welche das Herz ihrer Defensive bedeckten. Denn die ganze Linie hindurch, welche vom Fuß des Castels Goffredo bis zu den Hügeln aufsteigt, die Pozzolengo gerade vor sich haben, stießen sogleich anfangs die französischen Corps auf österreichische Abtheilungen, welche in Folge ihrer Geringfügigkeit nur einen kurzen, obwohl verzweifelten Widerstand leisten konnten, und dann zurückwichen.

Und in Wahrheit, zwischen fünf und acht Uhr bemächtigten sich die Bataillone Baraguay's mit Wuth der drei kleinen Berge von Fontano, delle Grole und Fenile, von dessen Rändern aus sie mit gezogenen Kanonen die Schanzen von Solferino zu beschießen begannen, und Mac-Mahon eroberte Ca'Morino, um den Weg gegen San Cassiano eilig zurücklegen zu können, während der General de Luzy vom Corps Niels ungestüm Medole angriff, wo die Vorhut des Heeres von Wimpffen stand. Auf diese Weise stürzten in eben dem Augenblicke, wo der Kaiser Franz Joseph das Annähern der Francosarden erfuhr, diese bereits auf die Cascinen los und kletterten die Rücken der Hügel hinan, welche die Mündungen und die durch ihre Wirkungen wichtigsten Redouten beherrschten. Welchem der beiden Adler war jedoch der Zusammenstoß, von dem wir sagten, er sei ein Spiel des Glückes gewesen, günstiger? der Leser sei selbst Richter darüber.

LXXI.

Während diese getrennten Scharmützel vor sich gingen, hielt der von Montechiari herbeigeeilte Kaiser der Franzosen auf dem Platze von Castiglione an, bestieg den Glockenthurm und schaute von jener Höhe rings umher. Er war ganz außer sich, als er die unzähligen österreichischen Ordonnanzen entdeckte, welche vorn schwarmweis über die Gipfel der Höhen sich verdichteten und zu seiner rechten Seite stromweis durch den Schoos des Thales hervorflogen. Doch von da oben hatte er augenblicklich den Knoten des so furchtbaren Kampfes errathen, der im Losbrechen war. Er begriff und sah, daß der Feind im Sinne hatte, auf seinen rechten Flügel sich zu stürzen und sein Centrum zu umringen: und indem er nachdachte, faßte er den Gedanken, wie im Blitz seine gesammte Macht auf das feindliche Centrum zu werfen und es von den Kämmen von Solferino und Cavriana zu verjagen, ehe es im Stande wäre, auf seinen rechten Flügel sich zu schwenken, der zwischen Guidizzolo und San Cassiano nur zu sehr in Gefahr schwebte. Die Idee war sehr schlau, doch wehe, wenn Zeit verloren ging! Die Lorbeeren des Tages gehörten offenbar dem, welchem es gelang, dem andern zuvorzukommen: dem Oesterreicher, wenn Wimpffen mit seinen achtzigtausend Mann Niel vernichtet hatte, ehe Napoleon Stadion von der Höhe von Solferino verjagte, dem Franzosen, wenn, ehe Wimpffen Niel umringte, Napoleon mit der Blüthe seiner Kraft jenen hohen Thurm erreicht hatte, zwischen dessen Zinnen gar leuchtend der Stern von Magenta zu schimmern schien.

Mit diesem so glücklichen Gedanken im Kopfe steigt der Kaiser hinunter, befiehlt seinen Garden, ihren Marsch zu beschleunigen, und fliegt dahin, um seinen Plan mit

Marschall Mac-Mahon zu besprechen. Ebenso befiehlt er, Niel solle so schnell als nur möglich mit Truppen verstärkt werden, die man von den Corps des vorgenannten Marschalls und Canroberts nehmen solle, und ohne weiters fliegt er, während die Batterien Auger's, unterstützt von der Division Decaen, den Kampf mit Wimpffen beginnen, von den ihn feiernden Soldaten mit Jubel begrüßt zur Spitze des Monte Fenile hinauf, wo er trotz des Hagels der rings um ihn zerplatzenden Granaten den Angriff auf Solferino leitet und die allgemeine Führung der Schlacht übernimmt.

Bei seiner Ankunft war die Brigade Dieu bis zum Fuße der Anhöhe des Friedhofes vorgedrungen. Doch wegen des unter der Veste von Solferino sich befindlichen Gehölzes sah sie plötzlich einen Wald von Bajonnetten vor sich blitzen. Es war ein Trupp Oesterreicher, der sich zusammengezogen hatte, um das Corps Baraguay's zu umgehen und es von jenem Mac-Mahons zu trennen. Der Kaiser formirt sogleich die Brigade Alton in eine Angriffscolonne, übergibt sie dem General Forey und wirft sie auf jenen hervorstürzenden Haufen. Es nützt nichts. In sehr kurzer Zeit ist diese Colonne von den Kartätschen fast aufgerieben, welche auf sie loshageln und sie zerschmettern. Kaum vermögen die Ueberreste ihrer Compagnien den Lauf jenes Stromes etwas zu hemmen, der sich vorstürzt, um das französische Centrum zu umgehen.

Dieß war einer der glücklichsten Augenblicke für die Fahnen Oesterreichs. Denn auf der Linken der Verbündeten hatte der wilde Benedek die Piemontesen überwältigt und sie von der Höhe von San Martino weggefegt, so daß der General Mollard, welcher sie befehligte, nicht mehr im Stande war, den Kampf zu erneuern, und er gab das Kämpfen auf und hielt Maulaffen feil. Zur Rechten schwankte Niel Guidizzolo gegenüber, und er

mühte sich umsonst gegen Wimpffen ab, der ihm heiß auf den Leib rückte. Die beiden Corps von Mac-Mahon und Baraguay in der Mitte waren bei einem Haare daran, von der Woge der Deutschen verwirrt und überwältigt zu werden, welche überaus geschickt jene Querstraßen und Querwege, jene hinterlistigen Vorsprünge und abschüssigen Stellen zum Vorrücken benützten.

Doch die tapfern Garderegimenter waren angelangt. Der General Maneque stürzt an der Spitze von fünf Bataillonen Voltigeurs der jetzt aufgelösten Brigade Alton zu Hilfe und jagt mit wundersamem Ungestüm den Feind bis zum Fuß des Monte Sarco zurück, wo der Kampf immer unbändiger wird. General Ladmirault greift mit drei andern Colonnen seinerseits die Schanzen des Friedhofes an. Vergebens; er fällt durchbohrt, und seine Division wird von den österreichischen Brigaden Gaal und Koller auseinandergesprengt, welche sie heftig in eine Schlucht unter das mörderische Kreuzfeuer der Kanonen des Castells und des Friedhofes selbst zurückwerfen.

Es schlägt ein Uhr Nachmittags; die furchtbarsten Punkte jener so scharf angegriffenen Stellung von Solferino waren noch immer in den Händen der Oesterreicher. Doch sechs Stunden eines wilden, unaufhörlichen, ermüdenden, überaus blutigen Kampfes oder vielmehr Gemetzels hatten das Corps Stadions erschöpft, welcher, indem sie nicht mehr konnten, seine erschöpften Soldaten aus den Verschanzungen zurückziehen und den Friedhof, das Castel und die Veste der Brigade Festetics, die seine Reserve bildete, anvertrauen mußte. Ein Haufen vom Corps Zobels kam hinzu, um ihr den Rücken zu decken; doch es war für das Bedürfniß eine karge Verstärkung. Daraus ersieht man klar, worin der Hauptfehler oder das Hauptunglück der Oesterreicher in dieser Schlacht bestand,

darin nämlich, jene so wichtigen Stellungen nicht zur rechten Zeit mit hinreichenden Truppen versehen zu haben.

Napoleon dagegen standen gedrängt, bereit und unversehrt zwanzigtausend Mann Garden und sechzehntausend Mann vom Corps des Marschall Baraguay zu Gebot. Durchaus nicht verwirrt durch den bisher schlechten Erfolg seiner Angriffe sendet er die ganze Division Bazaine der so übel zugerichteten Division Ladmirault's zu Hilfe. Die Oesterreicher empfangen mit höllischem Feuer aus allen ihren Batterien ihre Colonnen, welche mit gesenktem Haupte gegen deren Wälle, Mauern, Brustwehren wie wüthende Tiger losstürzen. Das ruhmwürdige Regiment Reischach vertheidigt mit einer Bravour, welche die Bewunderung des Gegners erweckt, alle Stellen Solferino's, wo immer der Kampf am wüthendsten tobte, während die Ueberreste vom Corps Stadion's und die Abtheilungen von jenem Zobels sich bestreben, die Schaaren der Franzosen von jenen Abhängen hinunterzuwerfen. Daher ein Feuern, ein Raufen, ein grausames Gedränge. Die Erbitterung und das Entsetzen dieses Kampfes, der gleichsam Faust gegen Faust, Mann gegen Mann vor sich ging, übersteigt alle Einbildung. Das Dorf, die Veste, der Friedhof scheinen drei Vulkane, welche Blei, Raketen Gemetzel und Vernichtung ausspeien. Das Feuer der französischen Batterien richtete sich von den umliegenden Hügeln auf jene drei Punkte, von denen alle deutschen Geschütze in schrecklicher Wechselseitigkeit und mit höllischem Donnern antworteten.

Doch das von den Angreifern ersehnteste und von den Vertheidigern am Unerschrockensten vertheidigte Ziel war der Friedhof. Zwei, drei, vier, fünfmal stürzen die Franzosen verwegen zur Erstürmung jenes Gürtels, jener Gräben, jener Pallisaden vor; und ebenso oft werden sie von dem gewaltigen Ungestüm der Oesterreicher zurückge-

trieben, welche selbst vor dem erbarmungslosen Gemetzel schaudern, in das jener Kampf ausartet. Denn die Leichen und die Verwundeten, auf tausend häßliche Arten verstümmelt, bedecken den ganzen Boden, und das Blut fließt in Bächen durch die Steinhaufen und durch die geböschten Ränder der Abhänge.

Da war es denn, daß die Franzosen daran verzweifelten, von vorn den Friedhof zu nehmen, und so wendeten sie sich zum Angriff der Veste, um dann von jenem Gipfel aus ihn im Rücken zu fassen. Dieß war die höchste Anstrengung des Tages, dieß die entscheidende Stunde der Schlacht. Jenes Häuflein ermatteter Oesterreicher, welches mit heroischer Tapferkeit bis jetzt den Stoß so vieler Angriffe aushielt, genügt nicht mehr zur Vertheidigung aller Höhen und aller Ausmündungen, die zu gleicher Zeit von den feindlichen Schaaren angefallen werden. Ohne Nutzen eilen jene braven und geschwächten Bataillone von einem Winkel zum andern, von der Ecke zu jener jenes Raumes, von einem Felsenvorsprung zum andern, von der einen zur andern Verschanzung. Die französischen Colonnen rücken zwar in langsamem, doch beständigem Schritte unter dem Hagel ihrer Kartätschen vor; und mit fast unbegreiflicher Todesverachtung stürmen sie heulend bis zu den blitzenden Mündungen der Kanonen vor. Das Gebrüll, das Geschrei jener unüberwindlichen Phalanxen erschallt drohend unter dem Lärm und dem Donner der Artillerie. Endlich erklettert der hochherzige Oberst D'Auvergne als der Erste einen Kegel jener Höhen und begrüßt mit seinem weißen Taschentuche auf der Spitze des Säbels den Kaiser. Dieser erwiedert seinen Gruß durch einen Beifallsruf und Lüften seiner Mütze. Dieß ist der Siegesgruß und der Siegesapplaus. Der Oesterreicher hört ihn; doch umsonst bemüht er sich, diesen Freudenschrei zu ersticken und gegen den eindringenden

Feind einen Damm zu bilden. Der einen Brigade folgt eine andere, das Feuer verdoppelt sich gewaltig, die Deutschen haben keinen andern Ausweg, als durch die Pozzolengo und Cavriana gegenüber liegenden Thäler zurückzuweichen. Und auch durch diese werden sie von den Franzosen verfolgt, welche kein Hemmniß mehr kennen, ausgenommen ein Gewitter des Himmels, das durch Blitze, Hagel und Gußregen jener grimmigen Metzgerei in menschlichem Fleische einen Stillstand setzt. Es genüge, daß allein von dem Corps Baraguay d'Hilliers' viertausend Soldaten mit zweihundertvierunddreißig Offizieren theils todt, theils sterbend, theils verwundet auf den Wällen, an den Staketen und auf den Plattformen jener natürlichen oder künstlichen Befestigungen Solferino's lagen.

Während am linken Theil des Centrums diese Kämpfe vor sich gingen, war auf dessen rechter Seite Mac-Mahon mit andern österreichischen Legionen hart zusammen gerathen, welche ihm den Marsch auf San Cassiano und Cavriana versperrten und hartnäckig drohten, ihn von Niel's Corps abzuschneiden. Er hatte eben jenen Clam-Gallas gegenüber, der ihn den Kranz von Magenta zu so hohem Preise hatte zahlen lassen. Nachdem er leicht sich Ca' Morino's bemächtigt hatte, richtete er bereits seine Colonnen gegen San Cassiano, als auf seiner Seite von der Strasse von Guidizzolo her eine dichte Schaar Deutscher erschien. Sogleich läßt er vierundzwanzig Kanonen jenem Haufen gegenüber auffahren und beginnt ihn im lebhaftesten Feuer zu beschießen. Der furchtlose Oesterreicher antwortet ihm aus seinen Geschützen, und es entspinnt sich ein furchtbares Artillerieduell, bei welchem der berühmte General Auger mit abgeschossenem Arme fällt und bald darauf stirbt.

Die größte Gefahr jedoch drohte Mac-Mahon von Seite des Corps Schlick's, welches in der Ebene von Me-

vole den linken französischen Flügel in den Enge hielt und direkt versuchte, ihn vom Centrum abzuschneiden. Nun war die Leere zwischen Mac-Mahon und Niel beträchtlich, und keiner von Beiden besaß hinreichende Truppen, um sie auszufüllen. Zu guter Zeit stießen daher die zwei Cavalleriedivisionen Portouneaux und Desvaux und später die dritte von Morris zu ihm, und indem nun diese in dem freien Raume in Schlachtordnung sich entfalteten, schützten sie seine schwachen Seiten und rauften sich überdieß tapfer mit der Reiterei Mensdorff's herum, die rechts zur Belästigung der Bataillone vorgegangen war. Auf dieser Seite verstärkt, wenn nicht gesichert wandte sich also der Marschall auf San Cassiano und entsandte die Division La Motterouge zur Erstürmung des Ortes.

Der Angriff war so wüthend, daß die Oesterreicher kurz nach Mittag zurückwichen, um neu auf dem Monte Fontana sich aufzustellen und den Zugang zu Cavriana, das letzte Bollwerk ihres Centrums, zu versperren. Diese Ineinanderschachtelung von Bergrücken bildet für die Hügel Cavriana's einen so schwer zu erkämpfenden Wall, daß er an Rauhheit der Stellung Solferino's entspricht. Die von dem unüberwindlichen Prinzen von Hessen befehligten Oesterreicher machten da unbeweglich Halt und erneuerten hier den Kampf, welcher den Ungestüm der Franzosen hemmt. In der That werfen sie nicht blos die algierischen Jäger aus einer Verschanzung, in der sie sich festgesetzt hatten, sondern sie halten mehrere weitere Angriffe aus, bei denen die Kraft der Angreifer sich mindert. Wenn das österreichische Centrum nicht bereits auseinander gesprengt gewesen wäre, so hätte der Prinz jetzt die Offensive wieder aufnehmen und das Dorf San Cassiano wieder erobern können. Doch die Garden, die unterhalb Solferino's nicht mehr nöthig waren, kamen herbei, um den Kampf gegen ihn zu erneuern, so daß nach einem überaus

hartnäckigen aber unnützen Widerstand auch hier die auf jede Weise von den übermächtigen Feinden gehetzten und von der Artillerie zerschmetterten Oesterreicher gezwungen sind, zu den letzten Höhen von Cavriana zurückzuweichen.

Von den Höhen jener Rücken trieb der Kaiser Franz Joseph das vorwärts, was ihm an frischen Leuten überblieb, um den französischen Colonnen einen Damm entgegenzusetzen, welche von Gipfel zu Gipfel, von Hügel zu Hügel stürzten, um jene letzte Zuflucht seines Centrums zu überschwemmen. Seit dem Morgen hatte er sich nicht einen Augenblick Ruhe gegönnt; sondern indem er stets durch die Reihen der Soldaten flog und manchmal in eigener Person sie führte, wo die Kugelsündfluth am heftigsten war, ermuthigte er sie und feuerte sie zu kühnster Tapferkeit an. Doch abgesehen davon, daß die Wuth der Franzosen nicht mehr zu bändigen war, reichten ihre gezogenen Kanonen so weit, daß sie seine Reserven selbst schrecklich zurichteten, so daß theils wegen der Verwirrung, die aus der Sprengung des Centrums erkeimt war, theils wegen des Gemetzels, das besagte Kanonen unter den Oesterreichern vor Cavriana anrichteten, der Kaiser sich entschloß, die Stellung aufzugeben, zum Rückzug blasen zu lassen und die Schaaren Clam's und Zobel's gegen Goito zurückzuführen; und das Gewitter, das losbrach, begünstigte ihn in seinem Vorhaben.

Mit der Erstürmung des Dorfes Cavriana war die Schlacht im Centrum zu Ende, und der Ausgang des Tages konnte kaum bezweifelt werden. Nichtsdestoweniger versuchten die auf ihrem rechten Flügel gegen die Sarden vollkommen siegreichen Deutschen, welche auf dem linken Flügel gegen Niel ebenfalls ungeschwächt dastanden, auf Befehl des Kaisers einen Stoß gegen diesen, welcher bei einem Haare das Loos der Heere geändert hätte.

Denn auf diesem Flügel waren die Franzosen min-

der stark als ihre Feinde; überdieß konnte das Corps Canrobert's, welches zwischen Medole und Guidizzolo stand, sie blos schwach von der Seite fassen, weil diesem Marschall aufgetragen war, ein österreichisches Corps in Acht zu haben, das auf der Straße von Mantua hervorbrechen sollte, wie es ein Spion ganz insgeheim an Napoleon berichtet hatte. Und daher rührte denn auch die hartnäckige Weigerung Canrobert's, Niel zu Hilfe zu eilen, der siebenmal in fünf Stunden ihn um Beistand beschwor; das war der Ursprung jenes Haders zwischen den zwei Marschällen, der später durch den Druck veröffentlicht ward. *)

---

*) Der Baron de Bazancourt bringt im 2. Bande seines italienischen Feldzuges auf Seite 221 den Text des Befehls, den der Kaiser an Canrobert sandte, und zugleich jenen des Billetes des Spionen mit seinem Vaterland, seinem Namen und Beinamen. Dieses seltsame Document lautet wörtlich folgender Massen:

Am 24. Juni 6 Uhr Morgens.

Der Kaiser sendet Ihnen beigeschlossenen Brief. Seine Majestät fordert Sie auf, die in diesem Berichte angezeigte Seite zu überwachen.

Assola am 23. Juni 8 Uhr Abends.

Ein heute aus Mantua gekommener Fuhrmann berichtet, daß ein auf 20 bis 30 Tausend Mann Infanterie, Cavallerie und Artillerie geschätztes österreichisches Corps die Veste Mantua durch das Pradellathor verlassen hat und die Poststraße von Marcaria weiter marschirt ist; dessen Vorposten sind uns ganz nahe, in dem Dorfe Acqua Negra. Ich beeile mich Ihnen diese Erkundigungen zu senden, damit Sie ihnen jenes Gewicht beilegen können, das sie Ihnen zu verdienen scheinen.

Fergi Andrea.

Schrieb dieser Herr Fergi Andrea von Assola wahr oder falsch? Soviel ist gewiß, daß das angekündigte Corps sich gar nicht zeigte, und daß Canrobert, welcher den Auftrag hatte, es zurückzutreiben, deßhalb den ganzen Tag seine Truppen zum höch-

Niel, welcher nach Besetzung Medole's seinen Marsch auf Guidizzolo richtete, zögerte jedoch nicht damit, den linken Flügel anzugreifen, der überaus tapfer ihm sich in der Nähe der Hauptstrasse von Goito entgegenstellte, welches der Schlüssel der ganzen Ebene ist. Bis um drei Uhr Nachmittags glaubte der Marschall, welcher sah, daß er an Kräften Wimpffen gegenüber ungleich sei, es sei besser, sich in einer Defensive zu halten, die jedoch den Anschein von einer kräftigen Offensive hätte; und dadurch wollte er, wie man zu sagen pflegt, Zeit gewinnen, um die Verstärkungen zu erwarten, die er dringendst theils von Canrobert, theils von Mac-Mahon verlangte. Der Oesterreicher, der noch nicht das Signal bekommen hatte, sich auf die feindliche Flanke zu werfen, begnügte sich seinerseits damit, seine Angriffe mit Macht zurückzuweisen. Dadurch jedoch, daß die Linie lang sich hindehnte, und das Spiel sich in die Länge zog, traf es sich, daß sowohl Niel als Wimpffen bei diesem rauhen, Zeit zu gewinnen suchenden Kampfe die ausgewählteste Kraft ihrer Truppen verbrauchten, so zwar, daß in dem Augenblicke, wo die allgemeine Offensivebewegung beginnen sollte, die einzige Reserve, welche dem Deutschen übergeblieben war, in der Brigade Schottendorf mit zwei Batterien bestand. Der übrige Theil seiner Corps war ermattet, zerfetzt, geschwächt und in überaus schlechtem Zustande in Folge des fortwäh-

---

sten Verdruße Niel's unthätig dastehen ließ. Doch er that seine Pflicht. Es scheint jedoch, daß das besagte Corps in der That auf dem Marsche war, und daß es bei seinem Vorrücken von der Division Autemarre aufgehalten wurde, die sich vom Corps des Prinzen Napoleon abgetrennt hatte und von Piacenza gegen den Chiese vorrückte. Soviel erhellt aus dem offiziellen österreichischen Berichte, welcher nichtsdestoweniger jenes Corps auf ein paar Brigaden Liechtensteins zurückführt.

renden und überaus erbitterten Kämpfens, das seit dem Morgen stattgefunden hatte. Niel dagegen erhielt frische Reserven, um seine erlittenen, so schweren Verluste wieder zu ersetzen.

Ueberaus heftig, ja wie Bazancourt ihn qualifizirt, geradezu von wahnsinniger Keckheit war der Ungestüm, womit die Oesterreicher zum Angriff auf den rechten Flügel Napoleon's vorgingen. Ihre obwohl so übel zugerichteten Divisionen und Brigaden stürzten sich unter dem Feuer der Kartätschen auf die Bajonnette der Franzosen mit der Wuth des Panthers. Da war es, daß der junge Fürst Windischgrätz an der Spitze seines Regimentes heldenmüthig sich in die Mitte der feindlichen Carrés warf, und nachdem ein wüthendes Handgemenge sich entsponnen hatte, von zwei Kugeln getroffen fiel. Jener Unüberwindliche verlor jedoch seinen Muth nicht. Er ließ sich aufheben; und da unter dem Hagel der Geschoße feuert er verblutend mit dem Degen, mit Geberden, mit dem Röcheln des Todeskampfes seine Tapfern an, vorwärts sich zu stürzen und jene Reihen feuerspeiender Bajonnette zu durchbrechen und jene Mauern menschlicher Brüste niederzuschmettern. Und das Beispiel einer so seltsamen Unerschrockenheit entflammte jenes Regiment so sehr, daß es, wenn nicht rasch drei frische französische Bataillone, welche es erdrückten, herbeigeeilt wären, sich einen Weg bis in das Herz des feindlichen Flügels geöffnet haben würde.

Als der österreichische Kaiser zuletzt sah, daß das so rasche Herbeiströmen der französischen Legionen Wimpffen einen schließlichen guten Erfolg unmöglich machte, sandte er Boten ab, um ihm zu befehlen, er solle sich zurückziehen und dem Mincio sich nähern. Dieses vollzog jener unter dem Donner des Gewitters, das von der Barmherzigkeit des Himmels gesendet schien, um dem schrecklichen Gemetzel ein Ende zu machen, welches mit so vielem Blute

die fruchtbaren Gefilde jener Ebenen beschmutzte. Viel war also gerettet, doch um den Preis von ungefähr fünftausend Mann, die entweder todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld lagen.

Es bleibt die Rechte noch über, welche unter Benedek mit den Sarden auf den Höhen von San Martino stritt. Auf diesem Flügel lächelte der Sieg den Oesterreichern bis zu dem Augenblicke, in welchem Benedek von seinem Souverän befohlen ward, zurückzugehen, um nicht allein wenn auch als Sieger außerhalb des Gros des Heeres und von den Feinden umringt dazustehen. Es geht die Sage, daß der feurige General diesem Befehle sehr widerstrebte, indem es ihm in der Seele weh that, wegen der Niederlage des Centrums den Kranz seiner Lorbeeren in der Mitte durchschnitten zurückzulassen. Doch er mußte aus der Noth eine Tugend machen.

In der That waren die in die drei Divisionen Mollard, Cucchiari und Durando getheilten und in Kundschaftercolonnen getrennten Piemontesen am Morgen mit seinen Schaaren zusammengerathen und von ihnen rauh zurückgeworfen worden. Ein ganz vorzüglicher Grund dieser Niederlage war die übermäßige Verzettelung ihrer Kräfte; denn der Deutsche hatte es gut in der Hand, die drei Divisionen derselben eine um die andere abzuthun. Und so machte es Benedek in der That, indem er der Regel nach zuerst Mollard auf den Höhen von San Martino, dann Durando gegen die Madonna della Scoperta zu, und dann zuletzt, wiewohl mit größeren Kosten, Cucchiari auf der Luganastraße vernichtete. Nicht aus Mangel an Tapferkeit der Truppen, sondern in Folge der geringen Vorsicht ihrer Führer kam es daher, daß die sardischen Schaaren zur selben Zeit sich zurückzogen und vom Kampfe abließen, in welcher die Franzosen bei Solferino die Erstlinge des Sieges pflückten.

Ungefähr um zwei Uhr Nachmittags läßt der subalpinische König, überaus betrübt über diesen Schimpf, Mollard melden, daß die Division Fanti ihm zu Hilfe komme, und daß er also zum Angriff umkehre, um die Ehre der Fahnen Savoyens wieder herzustellen. Die Colonnen ordnen sich wieder, ein neuer Angriff wird vorbereitet, und mit dem herbeigeeilten Beistand rückt man flink zur Erstürmung der Posten von San Martino und Pozzolengo vor.

Es schlägt bereits fünf Uhr; das ganze österreichische Heer zog sich auf den Mincio zurück, und Benedek erhielt die dringendsten Befehle zurückzugehen. Da brach das Gewitter los. Nachdem das Wetter vorüber war, rücken die Piemontesen zum Angriff nicht mehr des Corps, sondern der Nachhut Benedeks vor, welcher bereits den vom Kaiser gewollten Rückzug angeordnet hatte. Ehe er jedoch jene Stellungen aufgab, in denen er die Sarden so gut daran erinnert hatte, daß er stets noch der furchtbare Benedek von Custoza und Mortara war, jagte er noch einmal die Soldaten Viktor Emmanuels auseinander; und er that es mit solchem Ungestüm und solcher Gewalt, daß er unter jenen armen Bataillonen ein überaus grausames Blutbad anrichtete und Hunderte davon zu Gefangenen machte. Hierauf setzte er mit schwerem Herzen seinen Rückzug gegen den Fluß weiter. Die nicht schwierige Eroberung der von den Oesterreichern freiwillig geräumten Hügel, Cascinen und Dörfer bildete von sechs bis neun Uhr Abends jenen Schluß der Schlacht, den die Piemontesen ihren „großen Sieg von San Martino" nennen, der mit viertausend zweihundert dreiundsechszig Mann Todten oder Verwundeten und mit tausend zweihundert achtundfünfzig Mann Gefangener bezahlt wurde. Für diese nehmen die „siegreichen" Sarden dem Feinde blos eine

geringe Anzahl, die sie jedoch in ihrem Berichte nicht für gut fanden näher anzugeben. *)

---

*) Es ist nicht unsere Absicht im Geringsten das Lob zu verringern, das die Tapferkeit der Piemontesen in dieser rauhen Schlacht verdiente. Doch etwas Anderes ist es, daß die Tapferkeit groß war, und etwas anderes, daß diese Tapferkeit siegreich sich erwies. Die aufmerksame Durchlesung nicht blos der drei „offiziellen Berichte," d. h. des sardischen, des österreichischen und des französischen, nicht blos der Broschüren Bazancourt's und Rüstow's, sondern auch der kritisirenden Noten, welche der sardische Oberst Pratesi dieser letzteren Broschüre beifügte, und der „Geschichte der dritten Division des sardischen Heeres im Kriege von 1859," welche Cäsar Rovighi schrieb, setzt drei Dinge in Klarheit, die bei dieser Gelegenheit angeführt werden müssen.

Das Erste ist, daß in dieser sogenannten Schlacht von San Martino die Führung der Sarden in einer Kette sehr großer taktischer Fehler bestand. Bazancourt beweist sie unter dem Schleier poetischen Mitleids. Rüstow zählt sie tadelnd her; Pratesi bekennt sie; Rovighi selbst kritisirt sie mit bezüglicher Furchtsamkeit; und das verzettelte und verwirrte Vorgehen der Corps macht sie durch die That offenbar.

Das Zweite ist, daß keiner der Angriffe von keiner der sardischen Brigaden oder Divisionen gute Wirkungen gegen die Oesterreicher ausübte, so lange Benedek seinen Rückzug nicht antrat; ja daß sie alle im Gegentheil kräftig zurückgeschlagen wurden, und zwar unter solcher Auseinandersprengung der angreifenden Colonnen, daß Rüstow nicht ansteht, sie mit dem Namen Flucht zu bezeichnen. Auch die offiziellen Berichte verheimlichen diese Niederlagen nicht, und besonders deutet der französische sie auf das Genaueste an.

Bei dem ersten zwischen San Martino und Pozzolengo vorgefallenen Strauße, sagt dieser Bericht, de gros renforts autrichiens firent reculer les Piemontais jusqu'en arrière de san Martino (bewirkten große österreichische Verstärkungen das Zurückgehen der Piemontesen bis hinter San Martino). Bei dem zweiten Kampfe der Brigade Cuneo um Erstürmung der Höhe sagt er: deux fois elle en atteignit le sommet en s'emparant de plusieures pièces

Mit dem Rückzug der Oesterreicher gegen den Mincio und mit ihrem Uebergang auf das andere Ufer hatte diese

---

de canon, mais deux fois aussi elle dut céder au nombre et abandonner sa conquête (zweimal erreichte sie deren Gipfel, indem sie sich mehrerer Geschütze bemächtigte, doch zweimal auch mußte sie der Zahl weichen und ihre Eroberung im Stiche lassen). Bei dem dritten Gefechte, in welchem sich die Division Cucchiari mit jener Mollard's vereinigte, heißt es: les troupes sardes s'élancérent sous un feu meurtrier; l'église et toutes les cascines de la droite furent emportées, et huit pièces de canon furent enlevées: mais l'ennemi parvint encore à les dégager et à reprendre ses positions (die sardischen Truppen stürzten unter einem mörderischen Feuer vorwärts; die Kirche und alle Cascinen rechts wurden genommen, und acht Geschütze erobert; doch dem Feinde gelang es abermals, sie zu vertreiben und seine Stellungen wieder einzunehmen. Bei dem vierten Scharmützel heißt es von der Brigade Acqui: regagna le terrain perdu et emporta les hauteurs sans réussir cependant à s'y maintenir (sie gewann abermals das verlorene Terrain und nahm die Höhen, ohne daß es ihr jedoch glückte, sich darauf zu behaupten). Nach diesen vier sehr schweren Schlägen zogen sich daher die erschöpften Piemontesen zurück (épuisés firent retraite) und verhielten sich bis zum Augenblicke des Gewitters ruhig, das heißt, bis Benedek auf Befehl des Kaisers Franz Joseph seinen Rückzug anzutreten begann.

Das Dritte endlich ist, daß dieser Rückzug der Deutschen ganz und gar nicht durch die Sarden veranlaßt ward, denn ihre Angriffe wurden alle siegreich zurückgeschlagen, sondern durch die allgemeine Lage des übrigen österreichischen Heeres, das von den französischen Waffen im Centrum und auf dem linken Flügel geschlagen war und daher auf einem einzigen und zwar dem wenigst starken Flügel nicht auf dem Schlachtfeld zurückbleiben konnte. Hieraus geht klar hervor, daß das Corps Benedeks das letzte war, das sich zurückzog, und daß es selbst noch bei seinem Zurückweichen die es angreifende Brigade Pinerolo auseinander jagte und vierhundert Gefangene dabei machte, wie es in dem österreichischen Berichte zu lesen ist.

Aus diesen Bemerkungen geht nun erstens hervor, daß in den

so tödtliche Schlacht ein Ende, welche in Folge des Gemetzels unter die denkwürdigsten gehört, die im gegenwärtigen Jahrhundert geschlagen wurden. Denn gemäß der Zahlen, welche jede der Parteien als authentisch veröffentlicht hat, die jedoch weit geringer als die Wahrheit sind, hatten die Oesterreicher an Todten oder Verwundeten dreizehntausend, die Verbündeten zusammen bei achtzehntausend. Dieß gibt eine Gesammtzahl von einunddreißigtausend Mann, die im Verlauf von vierzehn Stunden theils das Leben, theils das Blut verloren.

Es konnte auch nicht anders sein, wenn man die ausgezeichnete Tapferkeit, mit welcher von beiden Heeren gestritten ward, und die verzweifelte Nothwendigkeit zu siegen bedenkt, in der sich der Franzose befand, um nicht zwischen den Alpen und dem Gardasee erdrückt zu werden. Denn zu solchem Verderben würde sehr wahrscheinlich eine Niederlage geführt haben, die an jenem Tage und in jenen besonderen Umständen der Lage von ihm erlitten worden sein würde. Und es ist ganz sicher, daß, wenn die Einheit im Befehl auf österreichischer Seite der Unerschrockenheit der Truppen, die daselbst kämpften, gleich gekommen wäre, die Gluth und die Kraft der Franzosen

---

drei Stunden (von sechs bis neun Uhr Abends), in denen der sogenannte Sieg der Piemontesen, die in den vorhergehenden eilf Stunden stets *geschlagen* worden waren, vor sich ging, die vier Divisionen starken Piemontesen mit der einzigen Nachhut Benedeks sich rauften, welche trotzdem, daß sie dieß war, ihnen lebhaft den Zugang zu den Orten bestritt, die sie eben verließ. Zweitens, daß die hierauf von den Piemontesen besetzten Orte nicht von ihnen *erobert*, sondern ihnen als Geschenk vom Feinde gelassen wurden, in Folge eben des wahren französischen Sieges bei Solferino und Cavriana. Diese zwei unbestreitbaren und unwiderleglichen Schlußfolgerungen geben das Mittel an die Hand, sich ein unpartheiisches Urtheil über die Schlacht von San Martino zu bilden.

gegen die Festigkeit der Vertheidigung, die noch dazu durch jähe Orte vortheilhaft unterstützt ward, wohl sich vergeblich abgemüht hätte.

Doch die bei Solferino allein siegreichen Adler Frankreichs trugen dort einen überaus glänzenden Triumph davon, der ganz das Verdienst der Tapferkeit, des Genies und jener Kühnheit war, welche Frankreich zur kriegerischesten Macht der Welt macht.

LXXII.

Der Abschied, den Giulio von seinen so menschenfreundlichen Wirthen nahm, war überaus herzlicher und zärtlicher Natur. Adriano konnte trotz der kleinen Mängel des wenig liberalen Sinnes, die ihm an dem Jüngling mißfallen hatten, nicht ablassen, ihm die Hände zu drücken und ihm alle Artigkeit zu erweisen. Die gute Clelia weinte sanft und behauptete, ihr sei es, als verliere sie in ihm abermals ihren geliebten und beweinten Adolph. Celso überschüttete ihn in seinem gewöhnlichen poetischen Anflug mit Höflichkeiten, indem er sich jedoch zugleich beklagte, daß er ihm allein so lange Zeit seinen wahren Namen geläugnet habe. Doch die Artigkeit Leopoldo's, welcher ihn für alle Fälle mit Geld versehen wollte, und die Liebenswürdigkeiten des theuren Maso, und die gegenseitigen Grüße und Dankerstattungen und Versprechungen zwischen ihnen beiden wollten gar kein Ende nehmen.

Indem er ihn endlich bis zum Tritt der Calesche begleitete und dessen Rechte auf sein Herz drückte, sagte er zu ihm mit sanftem Gesichtsausdruck und mit in Thränen gebadeten Augen:

„Lebe also wohl, mein lieber Giulio! lebe wohl!" Ich setze keine weiteren Worte hinzu, denn in Kurzem wer-

den wir uns wieder sehen. Sobald ich drei Tage bei meiner Mama zugebracht habe, werde ich ohne Verzug mit dem Papa in dein Haus kommen. Reise glücklich, empfehle mich deiner Mutter und deiner Schwester und bleibe mir gut!"

Und er umarmte ihn abermals. Giulio war so von Gefühlen in seinem Busen überwältigt, daß er nicht anders zu antworten vermochte als durch Schluchzen und dadurch, daß er mit Ungestüm die Brust seines Freundes an die seine drückte. Hierauf wendete er sich um, sprang abermals an den Hals Adriano's und Leopoldo's, küßte Ruggero, begrüßte nochmals Clelia, und indem er einen Satz machte, war er im Wagen, trocknete sich die Augen, und fort ging es.

Längs des Weges schien es ihm, als sei er wie aus einem Zauberkreis herausgetreten, und er konnte sich fast nicht überreden, daß er endlich in das Vaterland zurückkehre, und daß die von ihm als einem der Familie Entflohenen in so vielem Weh und in solchen Gefahren hingebrachten drei Monate Wahrheit und kein Traum seien.

„Während der Reise," schreibt er auf einer Seite seiner Erinnerungen, „sprach ich mit Niemanden, obwohl ich ziemlich gute Gesellschaft hatte. Ich hatte zum Reden keine Lust; ich war ganz in Gedanken über die Vergangenheit und mehr noch über die Zukunft, der ich entgegenging, vertieft. Meine Vergangenheit verwirrte mich, so daß ich jeden Augenblick mich selbst fragte: „Wache ich, oder schlafe ich? und die Zukunft machte mich überaus besorgt. Das Drängen des Signor Leopoldo, ich solle meine Abreise beschleunigen, und jenes sein — Machen Sie rasch! — das er so oft mit einer geheimnißvollen Miene zu mir gesagt hatte, tönten mir fortwährend in den Ohren und umdüsterten meine Seele mit dunklen Vorgefühlen. Wie viele Phantasien durchflogen meinen

Kopf in jenen dreiundsiebenzig Stunden Weges! Ich hatte den Marco Visconti von Grossi bei mir, den ich mir in Mailand kaufte, um mir die Langeweile zu vertreiben. Vielleicht hundertmal begann ich irgend eine Periode zu lesen, und hundertmal schloß ich das Buch wieder, weil mein Geist zu zerstreut war. Kurz ich hatte keine andere Erholung als zu Gott zu beten, das möge nicht wahr sein, was ich mir einbildete, oder besser gesagt, was von selbst in meiner Einbildung entstand, und das mich in die qualvollste Schwermuth tauchte."

Am Abend des Festes Sanct Johannes des Täufers befand sich bei Anbruch der Nacht der Wagen, in welchem unser Jüngling fuhr, weniger als eine Meile von seiner so heiß ersehnten Vaterstadt entfernt. Er, der sich scheute, dort anzulangen, ehe es dunkel war, verlangte auszusteigen, um den Weg, der noch übrig war, zu Fuß zurückzulegen, und er hinterließ, er werde schon Jemanden auf die Post senden, um seinen Reisesack abzuholen. Und so ging er ganz allein langsam dem Schlagbaum zu. Obwohl die Jahreszeit schön und die Straße freundlich war, so war doch auf jener Seite die Frequenz der Passagiere nicht groß. Nachdem er also etwas Weg zurückgelegt hatte, sah er von weitem eine Kutsche auf sich zukommen, an welcher ein Paar Honigschimmel angespannt war, die ihm gerade so wie jene der Gräfin, seiner Mutter, vorkamen. Er starrt sie aufmerksam an; kein Zweifel, sie sind es; er erkennt auch Biagio, den Kutscher. Giulio fühlte, wie ein leichter Schweiß seinen Leib herniederlief, und ein so plötzliches Zittern erfaßte seine Knochen, daß ihm der Athem im Munde ausblieb; doch da es ihm leid gethan hätte, öffentlich eine Scene zu veranlassen, wußte er nichts Besseres, als rasch den Hut bis auf die Brauen sich herabzudrücken, sein Taschentuch herauszuziehen, sich zu schneuzen und umzudrehen. Der Wagen kam in

scharfem Trabe herbei und fuhr vorüber. Der Jüngling, welcher ein Bischen mit dem Winkel seines Auges hinübergeblinzelt hatte, sah so im Halbdunkel, daß innen eine junge, in Schwarz gekleidete Dame mit einem Mädchen saß; doch er konnte sich nicht gut denken, weder wer die eine, noch wer die andere sein mochte. Welche Beklemmung, welche Neugier, welche Angst erfaßte ihn in diesem Augenblicke! Er begann zu erstarren, und seine Beine fingen zu schwanken an.

Wie es Gott gefiel, kam er zu der Stunde in die Stadt, wo man überall die Laternen anzündete, und indem er von dieser zu jener Ecke sich wandte, ging er geraden Weges auf sein Haus zu; doch er war mit sich selbst im Streite, indem ihn tausend entgegengesetzte Gedanken bekämpften, und vor allem die Furcht, es möchte irgend ein unheilvolles Ereigniß seine Familie in Trauer versetzt haben. Jene Trauerschleier in dem Wagen der Gräfin hatten sowohl seinen Geist verwundet, als sein Herz in ein Beben versetzt, daß es ganz unruhig und voll Bangen war. Und in der That, wer konnte wohl die junge Dame sein, die darin saß? Die Mutter? nein! die Schwester? ihm hatte es nicht geschienen, daß sie es wäre. Und wer dann war jenes Mädchen? Und doch war es der Mutter Wagen, waren es ihre Pferde, war es Biagio, der sie leitete!

Unter diesen in Verwirrung setzenden Vermuthungen und diesem Hin- und Herrathen erreichte Giulio das Ende der Straße, welche auf den kleinen Platz vor seinem väterlichen Palaste mündete. Er blieb stehen, schaute auf ihn hin und zauderte. Von fern zeigte die vorspringende Ecke kein Licht an irgend einem Fenster, weder im ersten, noch im zweiten Stocke.

„Sollten sie auf der Villa sein?“ sagte er bei sich selbst; und seine Unschlüssigkeit wuchs.

Während er nun so im Ungewissen schwankte, ob er mehr diesen, oder mehr jenen Entschluß fassen sollte, kam von der Seite abermals der Wagen daher, auf welchen er vorher gestoßen war. Er starrt ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Die Kleine saß nicht mehr darin; doch in Folge der Dunkelheit gelang es ihm nicht, genau die darin sitzende, schwarz gekleidete Person zu unterscheiden. Nichtsdestoweniger folgte er mit den Augen dem Wagen und sah, daß er umwendete, um in das große Thor des Palastes hineinzufahren.

„Also sind sie nicht auf der Villa!" rief er für sich hin.

Da entschloß er sich ganz erregt, irgend einen ganz nahen Bekannten aufzusuchen, damit er ihn über die häusliche Schwelle einführe. Ihm fehlte der Muth, so ganz allein in jene Halle zu treten, jene Stiegen und jene Zimmer zu beschreiten, aus denen er auf so unwürdige und tadelnswerthe Weise entflohen war. Da erinnerte er sich der Tante Olympia. Wer hätte wohl besser denn sie ihn der Mutter vorstellen können? Er schritt daher dem Hause des Grafen Giacomo zu. Doch nachdem er die Straße etwas hingeschritten war, änderte er seinen Entschluß und hielt es für passender, an den Canonicus Don Egidio sich zu wenden. Gesagt, gethan! er beschleunigte seine Schritte, trat in sein Haus und klopfte an seine Thüre. Der Arme hatte keinen Athem mehr im Munde, keine Farbe mehr im Gesichte; ein kalter Schweiß rann ihm über die Wangen, und die Brust hämmerte ihm wie ein Walkwerk.

Die Thüre ging auf, und in einem Nu fand sich Giulio in den Armen seines überaus liebreichen Lehrers, welcher ihn etwa zwei Minuten lang an sein Herz preßte. Doch nachdem sich der Jüngling aus dieser zärtlichen und feurigen Umarmung losgemacht und sich das triefende Gesicht abgewischt hatte, brach er ganz heiser und bekümmert in die Fragen aus:

„Wo ist meine Mutter? meine Schwester? wie befinden sie sich? Canonicus, ach, bitte, gehen wir! rasch, rasch, sogleich zu ihnen!“

Don Egidio, welcher Mühe hatte, sich von seiner so unvorhergesehenen Erregung zu erholen, erblaßte bei dieser Frage und verdüsterte sich etwas.

Giulio, der sehr geneigt war, sogleich das Schlimmste zu vermuthen, entsetzte sich, wie er ihn erbleichen und jenes Wölkchen sah, und rief augenblicklich:

„Weh mir, Don Egidio! warum verdüstern Sie sich? ach, sollte irgend ein Unglück . . . .“

„Was, was, was?“ erwiederte der andere, indem er sich zwang, seine plötzliche Verwirrung vor ihm zu verbergen.

„Ach Gott, ich verstehe . . . !“ rief da der Jüngling voll Seelenangst; und indem er auf ein Sopha sank, hob er seine Hände zur Stirne und rief wiederholt fast brüllend:

„Mein Gott, mein Gott, ich verstehe!“

„Ei doch! Giulio, was verstehst du? O was ist das?“ entgegnete der Canonicus, indem er auf ihn zusprang und ihn bei den Schultern stützte.

„Ich Unseliger! ich, die Armen, ich habe sie getödtet!“ murmelte der Unglückliche; und es schien, als sei er zu Marmor geworden.

LXXIII.

„Bah, bah, theurer Sohn, du bist ein Narr! Getödtet! sie leben, mein Lieber, sie leben alle Beide in Fleisch und Knochen, und deine Schwester besitzt sogar

solche Gesundheit, daß sie davon an dich verkaufen könnte. O Giulio, welch ein Schrecken und Entsetzen ist in dein Hirn gefahren? Muth, mein Theurer, frisch, stehe auf, komme mit mir! gehen wir hin, und du wirst sehen, ob es Märchen sind, was ich sage!"

Diese Worte, welche Don Egidio hastig an den Jüngling richtete, während er ihm frisches Wasser in das Gesicht spritzte, vermochten so viel, daß der wieder zu sich gekommene Jüngling wie der Blitz sich schüttelte, sich erhob, zu Athem kam, den Canonicus halb zweifelnd, halb jubelnd anstarrte und mit warmer und unterbrochener Stimme zu ihm sagte:

„Ah, Lehrer, Lehrer! Täuschen Sie mich wirklich nicht? lebt die Mama wirklich? sind sie wirklich wohl?"

„Ja, schöner Giulio! sage, wozu sollte ich dich denn täuschen?"

„O!" rief Giulio, indem er vor Jubel hüpfte, die Hände Don Egidio's mit Ungestüm ergriff und einen schallenden Kuß darauf drückte: „Gehen wir also, gehen wir, damit ich sie wiedersehe. Doch es ist wahr, nicht?" begann er abermals mit liebreichem Zweifel zu fragen „ist wirklich kein Unglück passirt?"

„Ei, gesegneter Sohn, glaube mir doch! keines, bei der Barmherzigkeit Gottes, gar keines. O ich bin im Begriff zu sehen, daß . . . ."

„Und doch muß etwas vorgefallen sein!" erwiederte der andere, indem er fest und mit Thränen den Canonicus anschaute, welcher seinerseits ihn mit offenem und lachendem Antlitz anschaute: „in meinem Hause sind Fremde. Als ich die Stadt betrat und hieher zu Ihnen ging, traf ich zweimal auf den Wagen meiner Mutter; und in demselben saß eine junge Dame in Trauer. Wer ist sie? Rasch, Don Egidio, sagen Sie es mir! wer ist jene?"

„Rathe du ein Bischen!“ entgegnete jener, indem er etwas boshaft lächelte und sein Mäntelchen aufhob, um es umzulegen: „rathe du, studire! es genüge dir, daß es eine Abgesandte von dir ist!“

„Puh, das ist ein Scherz!“

„Nein, junger Herr, es ist kein Spaß, sondern schöne, nette Wahrheit. Gehen wir jetzt, und auf dem Wege werde ich dir alles der Reihe nach erzählen. Doch daß du mir nicht ungehorsam bist, und daß du für heute Abend ganz meinen Willen befolgst! Weißt du, warum ich dich so ermahne? weil ich fürchte, es möchte deine urplötzliche Erscheinung vielleicht zu sehr die Gräfin und Natalina aufregen. Behutsam daher und vorsichtig!“

„Haben Sie keine Sorge! doch eilen wir! u . . . . . wer ist also jene junge Fremde?“

„Ah, ah, du machst mich lachen! du kennst sie besser als ich, und du frägst mich darum? Gehen wir!“

Bei diesen Worten ergriff der Canonicus seinen Hut und ging mit dem Jüngling weiter, der vor Verwunderung betäubt beim Hinuntergehen der Stiege für sich dachte:

„Ich kenne sie? ich habe sie als Gesandtin geschickt? hm! Don Egidio scherzt sicherlich mit mir, oder es steckt ein seltsames Qui pro quo darunter!“

Wer dieses liest, hat wohl den Grund der Aufregung errathen, welche den Canonicus bei der so plötzlichen Ankunft Giulio's und bei seiner an ihn gerichteten feurigen Frage ergriffen hatte. Jenes Wölkchen der Verwirrung war nicht deßhalb auf seine Stirne gestiegen, weil er seinem Zögling irgend eine schmerzliche Nachricht zu geben hatte, sondern deßhalb, weil er von Furcht erfaßt ward, er möchte dessen Haus dadurch drunter und drüber bringen, daß er ihn augenblicklich und ohne irgend welche kleine vernünftige Vorbereitung dort einführe. Denn der ver-

ständige Priester galt in der Kunst, die Gemüther sowohl auf gute als auf schlimme Nachrichten vorzubereiten, so viel wie Gold; und er wußte es, und auch unsere Leser mußten es wissen.

Das Zwiegespräch, das auf dem Wege Don Egidio und unser arme Giulio mit einander führten, können wir nicht mit Wahrhaftigkeit wiedergeben, da es in Folge des fortwährenden Abspringens Giulio's, welcher vom Hundertsten auf das Tausendste kam, zu verwirrt und von jeder Art Ausrufungen unterbrochen und durch Lachen und Weinen, durch Sprünge und Seufzer, durch Klagen und Jubel gewürzt war. Es bleibt uns daher nichts über, als in Ermangelung jeder Fähigkeit es zu beschreiben, kurz abzubrechen, und während die Beiden zu dem Haus der Gräfin sich begeben, gedrängt die Thatsachen zu erzählen, die von dem Tage an, wo wir sie verließen, bis zu diesem Abend von Sanct Johannes sowohl ihr als dem Mädchen begegnet sind.

Zu welchem überaus traurigen Zustand die Dinge in jener Familie gekommen waren, zeigten wir bereits am gehörigen Orte. Die aus reiner Gemüthserregung erkrankte Mutter war einer Angst anheimgefallen, die sie fast von Sinnen brachte; die von einem leichten Fieber befallene Tochter glich einer verwelkenden Rose; der jeder Hoffnung bare Oheim war dahin gebracht, für sich und die Seinen von bloßen in der Luft schwebenden Prophezeiungen Trost sich zu erbetteln; die andern, seien es Verwandte oder Bekannte, waren vor Schmerz kleinmüthig, verwirrt und gebrochen. In diesen beweinenswerthen Umständen befand sich die ganze Verwandtschaft Giulio's aus Liebe zu ihm, aus Kummer um ihn. Ueberdieß wuchs ferners ihr Kummer und ihr Schrecken durch die aufrührerischen Bewegungen, welche, nachdem sie die Zügel der Regierung in die Hände einer Schaar von Schurken oder

Dummköpfen gelegt hatten, die guten und loyalen Unterthanen des heiligen Vaters in überaus schweren Aengsten hielten, insbesondere die Mutter Giulio's, die Gräfin, welche bei den Liberalen, die sie überaus grimmig und mürrisch betrachteten, gar schlecht angeschrieben stand. Und wenn es uns nicht verboten wäre, in dieser Beziehung mehr in das Einzelne zu gehen, so könnten wir hier zwei prächtige Heldenthaten an das Licht ziehen, die gegen sie von jenen ausgeübt wurden, und welche der neuen Gesittung und Menschlichkeit, als deren Verbreiter im gesitteten Italien diese Race Vandalen sich ausgibt, einen schönen Rahmen verleihen würden. Doch wir müssen darüber hinweggehen. Wir werden es jedoch nicht so in Bezug auf eine Dritte machen, welche mit Recht geoffenbart werden muß, und die wir ein Bischen weiter unten aufdecken wollen.

Doch der barmherzige Gott, welcher mit väterlichem Auge über jene trostlose Wittwe und über deren unschuldige Waise wachte, verfügte mitleidig, daß just auf dem höchsten Gipfel der Drangsal der Thau der Erquickung auf die Herzen der beiden Armen sich herabzulassen begänne, und daß er allmählig durch Milderung ihrer Bitterkeit sie ihnen in freudige Süßigkeit verwandeln sollte. Und so kam es, daß am Tage, nachdem sie von ihrem Fieber sich erholt hatten, Beide, ohne zu wissen wie oder warum, in die innerste Brust eine solche Erleichterung einströmen fühlten, daß sie sie überaus erquickte. Die Gräfin konnte, selbst wenn sie es gewollt hätte, nicht mehr an den Sohn als an einen Todten denken, noch ihn als solchen dem Herrn empfehlen; sondern eine geheime Stimme oder ein verborgener Antrieb bewog sie innen sogar den barmherzigen Gott zu bitten, er möchte für ihre Umarmungen seine Rückkehr beschleunigen. Und als sie mit diesen erquickenden Gefühlen im Herzen in den Nachmittags-

stunden des vierzehnten etwas Schlummer genoß, schien es ihr, als sehe sie einen Engel von überaus mildem Anblick und unsagbarem Glanz, der mit ausgespanntem Flügel Giulio beschützte, welcher unter einem Baume eingeschlafen war, und mit der Rechten deutete er liebreich ihm auf eine Matrone von himmlischer Schönheit, welche, hoch oben auf einer Wolke thronend und mit Sternen bekränzt, mit einem Blick voll unendlicher Milde den Jüngling anschaute, dem Engel zulächelte und verschwand. Dieser Traum erfüllte die Edeldame wieder mit so viel Trost, daß sie ganz in Thränen erwachte und den ganzen Abend hindurch vor Zärtlichkeit und Rührung darüber fortweinte; und sie wagte nicht, ihn irgend Jemandem mitzutheilen, nicht einmal der Tochter, damit die Erklärungen nicht den Jubel aus ihrem Geiste verscheuchten, womit die Erinnerung an diese theuere sei es Vision sei es Illusion sie überschwemmte.

Es ist ein schwieriges und nicht selten dreistes Unterfangen, die geheimnißvollen Gründe der Vorsehung Gottes betreffs gewisser ganz besonderer Vorfälle und gewisser einzelner Personen ausforschen zu wollen. Würden wir nun etwa in Uebermuth und Anmaßung uns versündigen, wenn wir diese dem Geiste der frommen und unglücklichen Frau eingegossenen Erleichterungen jenem Akte heldenmüthiger Sanftmuth zuschrieben, womit sie dem Urheber aller ihrer jetzigen Uebel nicht blos verziehen, sondern mit christlichem Edelmuth für seine Seele gebetet hatte? Wenn wir sie ebenso jener tugendhaften Geduld zuschrieben, womit die trostlose Dame Gott ihre Leiden anbot, so lange das Uebermaß des Kummers sie nicht zum Irrreden brachte? Wenn wir sie ferners der überaus reinen Frömmigkeit der Tochter zuschrieben, welche Tag und Nacht so viele liebreiche Thränen vor dem göttlichen Blicke für die Mutter und für den Bruder vergoß? Wenn wir sie gleichfalls der

so aufrichtigen Reue Giulio's und jenem edlen Opfer zuschrieben, das er dadurch brachte, daß er voll Nächstenliebe das Wohl des kranken Freundes seiner eigenen Zufriedenheit vorzog?

Dieser unvermuthete Wechsel in den Gedanken der Gräfin stärkte auch Natalina, welche, da sie stets überzeugt war, Giulio befinde sich wirklich als Gefangener in Verona, sich bestrebte, die Herrschaft, die sie früher über die Mutter hatte, wieder zu gewinnen; und mit Hilfe ihrer Tante Olympia, des Oheims Giacomo und von Achille bewirkte sie so viel, daß jene vollkommen nachgab und dieselbe Meinung annahm; und sie glaubte sogar, der Sohn befinde sich weit sicherer dort in der Gewalt der Deutschen, als unter den Schaaren Garibaldi's. Und sie so weit gebracht zu haben, das allein war schon ein sehr großer Gewinn.

Auf diese Weise hatte sie sich wieder etwas erholt, und so stand sie am fünfzehnten vom Bette auf; und obwohl sie überaus abgemattet war, so wohnte sie doch der Messe bei, die sie in ihrer Hauskapelle lesen ließ, und verbrachte den ganzen Tag auf einem Ruhekissen sitzend und in genügender Ruhe und Heiterkeit.

Für den folgenden Tag, welches ein Donnerstag war, hatte man festgesetzt, Achille solle in das Vaterland zurückkehren, und der Pathe sollte ihn in Person begleiten, um ihn den Seinen zu übergeben. Ihn früher nach Hause zu geleiten, hatte der Graf weder Muße noch Zeit gehabt. Alles war also für die Abreise in Ordnung, und gegen vier Uhr Nachmittags befand sich der Junge mit Giacomo in dem Zimmer der Gräfin, um von ihr Abschied zu nehmen; da trat plötzlich eine Dienerin ein und meldete, der Marchese Alfonso steige mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern die Treppe herauf. Diese Meldung glich einem elektrischen Funken, welcher den Kna-

ben erschütterte und die andern außer sich brachte. Giacomo sprang sogleich hinaus; die Gräfin erhob sich, um dem Besuche entgegen zu gehen, und mit der Tochter zur Seite und Achille, der wie Alabaster weiß geworden war, hinter ihr, schritt sie eilig der Gallerie zu.

Den Ungestüm, womit die Marchesa auf den Jüngling, ihren Sohn, sich stürzte, ihre unmäßige Freude, das Wonnegeschrei und den Wetteifer schildern, womit der Vater und die Schwestern um jenes ihr geliebtes Wesen sich stritten, um es zu umarmen, ist etwas Unmögliches. Die Gräfin, überrascht von dieser unschätzbaren Liebesscene, beneidete die Marchesa Helene, und unter herzlichen Thränen dachte sie, daß sie es ebenso machen würde, und noch mehr mit ihrem Sohne, vielleicht bald, und vielleicht, wer weiß? bälder, als sie zu hoffen wagte.

„Und Giulio?" fragte Alfonso, nachdem er in Danksagungen gegen Giacomo sich ergossen und mit Leonzia die Eingangscomplimente ausgetauscht hatte.

„Ist er noch nicht zurück?" fragte die Marchesa.

„Sage, wo ist dein Bruder?" flüsterte in eben demselben Augenblicke Amalie Natalinen zu.

Die Gräfin und die Tochter suchten sich zu verstellen; doch als in der Menge der Fragen sich herausstellte, sie hätten Giulio in Mailand getroffen, hatte das Verwundern gar kein Ende und nahm die Stelle aller Complimente und aller begonnenen Gespräche ein. Einen Augenblick lang glaubte und fürchtete die Gräfin, man wolle ihr schmeicheln und sie täuschen, und sie wendete das Gespräch auf anderes; weit schwerer noch und brennender fand sie es, ebenfalls bekennen zu müssen, daß der Jüngling ihr entflohen und unter die Garibaldiner gegangen sei. Doch als sie sah, daß sie im Ernst sprachen, entstand daraus ein Gegensatz von Erregungen in den Zügen und eine Vermischung von Gefühlen und eine In-

einanderflechtung von Geberden, von Lachen, von Winken, von Achs und Wehs, von Jubel, wie man es nicht schöner und sonderbarer treffen kann. Eine Sündfluth an Fragen ergoß sich; alle sprachen zugleich, und das eine ließ den Satz des andern nicht vollenden, sondern schnitt ihn ihm im Munde ab. Leonzia kam vor Betäubung gar nicht mehr zu sich.

„Ei, wie kommt aber das?“ wiederholte sie mit blödem Auge: „Giulio ganz allein in Mailand? also nicht gefangen? und als Stutzer gekleidet? im Hause eines Freundes? ist es möglich? O Gott, was höre ich! es scheint unglaublich! und er ist kein Soldat mehr?“

Doch als sie vor ihren Augen die Uhr sah, die der Jüngling im europäischen Hof jener Stadt zurückgelassen hatte, und sie wieder erkannte, wurde sie vor Freude fast kindisch. Sie verlangte auch das Billet zu sehen, das sie, wie sie sagten, von ihm erhalten hatten. Da jedoch deutete Amalie mit dem Ellbogen und der Fußspitze an, sie solle es nicht; und da die Gräfin ihre Bitten, den Brief zu sehen, verdoppelte, näherte das Mädchen sich dem Ohre der Marchesa und flüsterte ihr schluchzend zu:

„Ach, um der Liebe Gottes willen, geben Sie ihn ihr nicht! Mama, ach, quälen und demüthigen Sie mich nicht noch mehr!“

Und Helene war aus Rücksicht für ihre Erstgeborne bereits daran, nach schönen Ausflüchten zu suchen, als Alfonso, welcher über die Tochter noch unwillig war, und der die günstige Gelegenheit erfassen wollte, die Sachen nach seiner Art wieder zu schlichten, der Gattin entschieden befahl:

„Mir diesen Brief her! sogleich mir, und du Amalie, du Achille und du Marie, verlaßt uns! Gräfin, haben Sie die Güte, Natalina ebenfalls zu verabschieden;

Sie werden den Brief lesen, und wir werden ihn Ihnen erklären."

So geschah es auch; Amalie aber, die ungern sich entfernt hatte, kam wie außer sich wieder herein, und in Thränen zerfließend stürzte sie sich zwischen den Vater und die Gräfin, brach in mitleiderregendes Schluchzen und Brüllen aus und konnte sich nicht beruhigen. Leonzia erstaunte mehr und mehr und fragte mit Schrecken die Marchesa Helene:

„Aber was ist das? was hat sie? ach, mein Herr!"

„Nichts, das arme Kind! hören Sie mich!"

Und in dem zartesten Style, über den eine Mutter verfügen kann, erzählte sie ihr kurz den im vorbesagten europäischen Hof vorgekommenen Vorfall, der zu jenem Billete Veranlassung gegeben hatte. Als die Gräfin die Sache vernommen, den Brief durchlesen und die Schrift Giulio's erkannt hatte, wendete sie sich zu dem Mädchen, das mit dem Gesichte im Taschentuche hinter der Mutter stand, und indem sie ihr fröhlich zulächelte, machte sie ihr Muth, liebkoste sie, hieß sie sich neben sie setzen, und nachdem sie Natalina hatte hereinkommen lassen, ihr die Sache erzählt und das Billet des Bruders gezeigt hatte, begann ein überaus langes Gespräch, das erst gegen Mitternacht endete. Wie viel klärte sich da nicht im Geiste Leonziens auf! wie viele Nebel verschwanden da nicht vor ihrer Einbildung! Und sicher war der Scherz der Vorsehung nicht wenig wunderbar, welche hier die dem Leichtsinn Amaliens entsprossenen Unziemlichkeiten zu so großem Wohle wandelte. Auf welche Art hätte wohl Alfonso ohne jene Uhr und ohne jenes Billet die Gräfin in Bezug auf Giulio bis zu dem Grade überzeugen können, mit welchem er sie überzeugte?

Es ist nicht am Platze, weitschweifig uns darüber zu ergehen, auf welche Art dem Marchese das Auffinden und

die Befreiung von Achille mitgetheilt worden war. Giacomo hatte von Mailand aus an ihn geschrieben, und zu Hause richtete er abermals ein Schreiben an ihn, indem er die Briefe jedesmal an seinen Wohnort adressirte. Sein Verwalter öffnete sie, wie er den Befehl dazu hatte, und zeigte ihm durch den Telegraphen augenblicklich die freudige Nachricht an; Alfonso reiste sogleich von Mailand ab und eilte geraden Weges zu dem Grafen Giacomo, wo er an eben jenem Donnerstage anlangte. Doch hätte er niemals sich gedacht, daß er durch seine Ankunft dem Grafen und seiner Schwägerin ein Geschenk bringen sollte, ähnlich jenem, das er im Begriffe stand, von ihnen zu empfangen. Denn er war tausend Meilen weit von dem Gedanken entfernt, Giulio sei ebenso, ja in weit schlimmerer Weise entwichen wie sein Achille, und seine Mutter befände sich aus Kummer und Angst über ihn in dem so leidvollen Zustand, in welchem er sie traf.

Drei ganze Tage hielt er sich mit Helene und seinen beiden Töchtern bald in dem Hause Giacomo's, bald in dem der Gräfin auf; und zu welcher Erleichterung der Aengsten dieser letzteren, kann man wohl leicht sich denken. Noch länger zweifeln, Giulio lebe, wäre reine Thorheit und Narrheit gewesen: die Zeugnisse und die Beweise waren zu klar. Es blieb nur noch der Dorn über, keine weiteren Nachrichten von ihm zu haben und nie ihn ankommen zu sehen. Und um diesen zu mildern, sandte der Oheim einen Vertrauten eiligst nach Mailand, mit dem Auftrage weder Kosten noch Fleiß zu sparen, um auszuspüren, wo wohl der Neffe sein möge. Alfonso hatte daher das überaus angenehme Vergnügen, bei seiner Abreise die Gräfin in weit besserem Befinden und viel ruhiger zurückzulassen, als es bei seiner Ankunft der Fall war. Und so bat sie ihn denn um die Gunst, ihr einige Zeit lang Amalie zur Gesellschaft von ihr und der Tochter dazu-

lassen; er und Helene willigten mit größtem Vergnügen ein, indem sie ausmachten, sie wollten zu ihrer Abholung wiederkehren, wenn ihnen die glückliche Rückkehr Giulio's gemeldet sein würde. Und ob sie gerne blieb, das braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Indessen folgte ein Tag dem andern, und von dem Jüngling hatte man nicht das geringste Anzeichen irgend welcher Art. An jedem neuen Tage dachte Leonzia, er sei es, wo sie das geliebte Antlitz des Sohnes wiedersehen werde; doch es stieg die Sonne viermal auf und nieder, ohne daß sie befriedigt wurde. Am fünften Tage, welcher das Fest Sanct Johannes des Täufers war, begann daher die arme Frau bereits wieder, über das Gewöhnliche trübsinnig und düster zu werden, so daß die Tochter es nicht wagte, auch nur einen Augenblick lang von ihr sich zu trennen. Amalie mußte daher mit einem der kleinen Mädchen des Grafen Giacomo ausfahren, und sie war denn die junge Dame in braunem Schleier, welche Giulio sah und nicht erkannte, und die im Wagen seiner Mutter saß und sein Blut in solchen Schauer, sein Herz in solchen Schrecken versetzte.

„Doch," wird so manches fragen, „und die Briefe, welche Giulio mit so liebevoller Sorgfalt an die Mutter schrieb? kamen sie nie an ihre Adresse?"

Nein, gar nie. Von den fünfzehn Briefen, die er sei es von Mailand, sei es von der Villa seiner Wirthe aus absandte, kam nicht ein Fetzchen von einem einzigen in die Hände der Gräfin. Und dieses war ein Geheimniß, das Niemand zu durchdringen vermochte, und das man erst später kennen lernte, als man insgeheim erfuhr, daß es eine barbarische und feige und gemeine Rache eines Grausamen gewesen war, welcher unter den Liberalen jener Stadt den Ton angab. Dieser, ein Mensch von schwarzer Seele, welcher jede Handlung der Dame ausspionirte, und der zur Sättigung seines Parteihasses wünschte, daß

sie vor Herzeleid sterbe, ersann den teuflischen Betrug, einen seiner Spitzel, der bei der Post angestellt war, dazu zu verleiten, daß er die Briefe, die direkt an sie kamen, aufmache und alle jene unterschlage, die der Sohn an sie richtete, oder worin über ihn etwas stand, und daß er sie ihm einhändige, wofür er ihm für jeden einen Thaler bezahlen werde. Und der Hund bediente ihn nur zu gut und erschnappte so fünfzehn glänzende Thaler; ebenso einen weiteren, durch Beseitigung des Briefes, worin Herr Leopoldo der Dame den von Giulio erhaltenen Brief und seine augenblickliche Abreise nach der Villa Adriano's anzeigte. Jener verwilderte Freimaurer, der Urheber einer solchen Treulosigkeit, starb bald darauf, um in der jenseitigen Welt den würdigen Lohn für seine Verdienste zu erhalten. Wenn wir nicht irren, hat der Spitzel ihn auch in dieser Welt erhalten: er ist heute Ritter des neuen Königreiches Italien.

LXXIV.

Es schlug halb zehn Uhr Abends, als Giulio und der Canonicus über die Schwelle des Palastes gingen. Doch in jenem Augenblicke, wo der Jüngling die Vorhalle dahinschritt, zitterten und erstarrten ihm die Kniee, seine Haare sträubten sich, und er erblaßte desto mehr, je mehr er unter der Lampe wie durch das Finstere voranschritt. Fiorenzo war zufällig der erste, der bei einer Wendung der Treppe auf sie stieß; und der gute Mann brach in solch närrischen Jubel aus, daß, hätte Don Egidio ihn nicht zur Mäßigung ermahnt, er in einem Nu das ganze Haus drunter und drüber gebracht haben würde. Als sie in den Stock der Gräfin hinaufgestiegen waren, machten

auch die sowohl weiblichen als männlichen Dienstboten ihrer Verwunderung Luft, wurden jedoch in ihren Ausrufen in einem Augenblick durch die gebieterische Geberde des klugen und weisen Canonicus gehemmt. Dieser bat Giulio, er solle im Zimmer nebenan zurückbleiben und sich von da nicht entfernen, bis er selbst ihn rufe, worauf er in den Salon trat, worin sich die in einem Armstuhl sitzende Dame mit der Tochter, mit Amalie, mit der Schwester Olympia und einigen Freundinnen um sich befand; und um die Wahrheit zu sagen, ging die Unterhaltung etwas matt vor sich.

Don Egidio, welcher es für passend erachtete, seine Vorbereitungen kurz abzumachen, rief, indem er sich vertraut vorstellte und sogar die Begrüßungsceremonien gegenüber den Anwesenden unterließ:

„Gräfin, gute Nachrichten! sehr gute, ja die besten Nachrichten!"

„O, o, o!" riefen alle, und mehr als jede andere Natalina, welche sich erhob, ihm den Hut abnahm und ihn neben die Mutter sich setzen hieß.

„Und worin bestehen wohl diese Nachrichten?" fragte ihn diese mit einer gewissen Erschlaffung, doch zeigte sie zugleich, daß eine plötzliche Erregung sie ergriff.

„Daß Giulio auf der Reise ist, daß er kommt, daß er schon in der Nähe ist, ja daß er morgen vielleicht bereits . . . ."

„O Herr, mein Gott!" begann da die Mutter zu murmeln, indem sie sich erhob und den Canonicus mit Augen anstarrte, aus denen ein lebhafter Strahl funkelte.

„In vollster Wahrheit, ich sage Ihnen, dieses Mal ist es keine Täuschung, Giulio ist . . . ."

„Aber sollte er bereits da sein?" unterbrach ihn die Schwester, indem sie wie eine Ginsterblüthe weiß ward: „Don Egidio sieht mir aus, als ob . . . ."

„Langsam, meine Tochter, langsam!“ sagte dieser zu ihr, indem er sich ihr zuwendete und mit der Hand ihr einen Wink gab: „lassen Sie mich reden!“

„Ach Canonicus!“ sprach da warm Leonzia: „frisch, reden Sie, und machen Sie keine Umschweife! Rasch, welche Nachrichten haben Sie von meinem Sohne? sprechen Sie, sprechen Sie!“

„Sie wissen,“ entgegnete dieser, indem er sich in Haltung setzte: „ich pflege die Dinge blos eines nach dem andern zu sagen. Hören Sie mich also an! doch erkläre ich Ihnen abermals, daß das, was ich Ihnen jetzt zu sagen im Begriffe stehe, reine Wahrheit, echtes, californisches Gold ist.“

Da drängten sich Alle um den Priester und hingen mit solcher Aufmerksamkeit an seinen Lippen, daß keine auch nur mit dem Lide zuckte.

„Wir haben neun Uhr!“ fuhr Don Egidio mit einem etwas bebenden Tone fort: „und soeben kam zu mir Jemand, der von Mailand herkommt und mir die prächtigsten Nachrichten von Giulio mitgebracht hat!“

„Guter Gott!“ sagte mit Nachdruck die Mutter: „und wer ist es?“

„Alles zu seiner Zeit!“

„Ach, Don Egidio, machen Sie es nicht wie am Charsamstag, als Sie kamen, um uns zu erzählen, Giulio sei unter die Garibaldiner!“ rief das Mädchen: „ein eigenes Vergnügen, uns so lange auf der Folter zu lassen!“

„O kurz, wollen Sie, oder wollen Sie nicht . . .“

„Ja, ja, reden Sie, sprechen Sie! sei du ruhig!“ riefen die Zuhörerinnen, indem sie der Unterbrecherin in die Rede fielen.

„Von diesem Jemand also, welcher eine authentische

Person ist," fuhr Don Egidio fort, „erfuhr ich nun, daß er nach dem Kampf von Varese, während er auf dem Marsch nach Como war . . . ."

„Er, wer?" fragte die Schwester.

„Uh heilige Geduld! er, Giulio!"

„Gut, gut, und dann?"

„Während er auf dem Marsche nach Como war, im Hause eines Bauers blieb, weil sein Gefährte Tommaso auf den Tod erkrankt war . . . ."

„Ach der arme Herr Leopoldo!"

„Nichts, Friede, Ruhe! es war nichts. Der Herr der Besitzung führte am folgenden Morgen die beiden Jünglinge mit sich auf eine Villa von ihm, wo Giulio seine Soldatentracht ablegte; und während der Heilung des Freundes fuhr er mit besagtem Herrn, der sie aufgenommen hatte, nach Mailand. Und da war es, wo Marchese Alfonso und Amalie ihn in jener Stadt trafen."

„O daran denken!" rief diese, indem sie ganz verwundert auf die Gräfin schaute, welche fast nicht mehr athmete, so schnürte tiefe Erregung ihr das Herz zusammen.

„Und ist Tommaso geheilt?" fragte Natalina.

„Gott sei Dank, ja! und der Herr Leopoldo reiste hin, um ihn abzuholen; und unser Giulio hat sich seit dem Einundzwanzigsten auf den Weg gemacht, um heimzukehren; und der, welcher mir diese Nachrichten gebracht hat, fuhr in demselben Wagen bis Modena, in welchem er fuhr. Deßhalb ist es ganz klar, daß er bald ankommen muß, ja vielleicht heute Nacht . . . ."

„O, was höre ich!" rief da die Mutter, welche feuerroth wurde und außer sich kam: „doch wer ist also dieser Jemand? ach, kann ich nicht mit ihm sprechen? Don Egidio, wäre es möglich, ihn einen Augenblick kommen zu lassen?"

„Sehen Sie, Gräfin, er .... wie viel Uhr haben wir?“

„Dreiviertel auf zehn Uhr!“ erwiederte Olympia rasch.

„Wohlan, um viertel über zehn wird er .... wird dieser Jemand kommen, um mit Ihnen zu sprechen.“

„So hat sich dieser Jemand,“ rief Amalie, „von Giulio in Modena getrennt; nicht wahr?“

„Getrennt nicht,“ erwiederte Don Egidio, von dieser Frage in die Klemme gebracht und verwirrt: „doch es genüge Ihnen zu wissen, daß bis Modena .... doch wozu so viele Worte! dieser Jemand wird sogleich hier sein.“

„Mama, und wenn Giulio jetzt ankäme?“ fragte das Mädchen, sich erhebend: „ich schicke sogleich Christoforo auf die Post mit dem Befehl, nicht zurückzukehren, ehe Giulio angelangt ist.“

Und sogleich eilte sie der Thüre zu.

„Ach, Fräulein, hieher, hieher, noch ein Wörtchen!“ rief ihr der Canonicus nach.

Er sprach zu einer Tauben. Sie war bereits außen, und sogleich eilte auch Amalie ihr nach. Durch dieses Davoneilen der beiden Mädchen sah Don Egidio alle Fäden seinen Händen entfallen; und rasch erhob er sich, um sie zurückzurufen. Doch in eben demselben Augenblicke, als er die Klinke der Thüre ergriff, um sie zu öffnen, hörte er zwei scharfe, durchdringende Schreie, welche sein Blut erstarrten und die ganze Gesellschaft in Schrecken versetzten. Diese Schreie rührten von Natalina her, der Giulio sich entgegen gestürzt, sie überrascht und gerufen hatte:

„Meine Waise, meine schöne Waise!“

„Es ist geschehen!“ rief da der Priester, indem er

sich die Stirne rieb; und ohne weiters wendete er sich zu der Dame, die todtenbleich sich erhoben hatte und schwankte, und in schwachem Tone sprach er zu ihr:

„Muth, Gräfin! erregen Sie sich nicht zu sehr! Giulio ist im Hause!“

Bei diesen Worten stieß die Dame einen Schrei aus, hob die Hände und die Augen zum Himmel, wiederholte:

„Mein Jesus! mein Jesus!“

und sank sogleich wieder in ihren Armstuhl zurück.

Es wäre ein eitles Werk, uns zu unterfangen, diese Scene weiter zu beschreiben. Was in einer Minute erfolgte, als die Mutter ungestüm den Sohn, begleitet von der jubelnden Schwester, in den Saal stürzen sah, als sie ihn grüßen hörte:

„Ach, meine Mama!“

und als sie fühlte, wie er an ihren Hals sprang, und Wange an Wange mit ihr weinte, und zwischen ihren Armen und an ihrer Brust bebte und keuchte und zitterte, dieses, sagen wir nochmals, kann man wohl mit dem Herzen errathen, doch mit der Sprache es auszudrücken ist wohl Niemand es im Stande. Und wer bis jetzt der Geschichte der mütterlichen Todesqualen dieser Frau gefolgt ist, der wird leicht begreifen, wie sie an der Brust dieses ihres flüchtigen Sohnes sich erholen mußte.

Doch Giulio hatte absichtlich für uns eine kleine, lebhafte Erzählung der liebreichen Thorheiten seiner Mutter bei diesem glücklichen Ereignisse zu Papier gebracht und uns artig überwiesen, und daher scheint es uns als ganz passend, sie hier als eine schöne Perle unserer Erzählung einzuschalten.

„Nachdem sich Alle, mit Ausnahme der Tante, des Canonicus und Natalinens ungefähr um halb eilf Uhr verabschiedet hatten, war sie wie von einem Krampfe be-

fallen, der ihr ganz den Athem benahm. Sie weinte reichlich, indem sie meine Hände, die sie eng in den ihren hielt, badete und sie fortwährend zu ihren Lippen hob. Nachdem sie wieder die Sprache erlangt hatte, ließ sie, gleichsam als zweifle sie, ob ich es denn auch wirklich sei, ein angebranntes Licht neben sie hinstellen, um mich eine Zeit lang zu betrachten. Und mir kam es vor, als erregte ich ihr Mitleid. Und es konnte auch wohl nicht anders sein. An jenem Abend sah ich gar nicht darnach aus, um mich sehen lassen zu können, und ich glaube sogar, ich hatte etwas Fieber! Nach geraumer Zeit speiste ich in ihrer Gegenwart und von ihr bedient zu Nacht, und indem ich sie zum hundertsten Male umarmte, bezeigte ich ihr das Verlangen, mich zur Ruhe zu legen, denn ich war dessen sehr bedürftig. Sie war es zufrieden, doch unter der Bedingung, daß ich ihr den Eintritt in meine Zimmer offen lasse; und unter dieser Verabredung führte sie selbst mich dahin und gab mir beim Abschied jenen ihren alten Segen wieder, den ich seit acht Monaten nicht mehr von ihr empfangen hatte. Ich schlief sogleich ein wie eine Ratte. Doch mitten im Schlafe fühlte ich einen Druck auf meinem Gesichte; erschreckt wachte ich auf, und indem ich weit die Augen aufriß, sah ich, wie meine Mutter über mich sich hinbog, welche mit einem Lichte in der Hand gekommen war, um mich zu betrachten und zu küssen, während ich schlief. Ich bat sie, sie möchte sich doch zur Ruhe legen. Doch sie behauptete, ihre Ruhe bestände darin bei mir zu sein, und indem sie sich in einen Lehnstuhl neben dem Rande meines Bettes niederließ, wollte sie in meiner Nähe die ganze Nacht verweilen; und es nützten keine Bitten irgend welcher Art, um sie von da zu entfernen."

„Diese Art Wahnsinn, stets mich zu ihrer Seite zu haben, und zwar in solchem Grade, daß es sie schmerzte,

wenn ich mich nur einen kurzen Augenblick von ihr entfernte, dauerte eine ganze Woche, das heißt, bis zu der Zeit, wo wir auf das Land abreisten; und ich darf in Wahrheit behaupten, daß in jenen sieben Tagen nicht eine Stunde verging, wo ich nicht bei ihr und bei meiner Schwester war; beide schienen in meine Liebe wahnsinnig vernarrt zu sein. Was ich in diesen Tagen Zärtliches und Liebreiches aus dem Munde meiner Mutter hörte, und die unschätzbaren Artigkeiten, die sie mir erwies, das sind Dinge, die mein Herz nie vergessen kann. Da erst lernte ich kennen, wie überaus gut sie es mit mir meinte, wie ungemein wohl sie mir wollte, und wie überaus schuldvoll und wie höchst undankbar meine Auflehnung gegen sie und meine Flucht gewesen war. Doch es war in einer Art eine glückliche Schuld, denn sie hat mich gelehrt, jene richtig schätzen zu lernen, welche auf Erden das natürliche und lebendige Bild der Liebe ist, die Gott für mich hegt. Nie wohl hätte ich sonst gedacht, daß der Herr solche Wonnen und solche Schätze der Liebe in das Herz der Mütter gelegt hat! Von jener Zeit an habe ich begriffen, warum er, als er eine übergroße Liebe bezeichnen wollte, sagte, es sei die Liebe einer Mutter; und zugleich, warum Jesus als Mensch das haben wollte, was er als Gott nicht haben konnte, das heißt eine Mutter!"

So schreibt jetzt jener Giulio, dessen so zornige und entrüstete Briefe und Worte gegen die Gräfin bereits einige unserer Leser erzürnten, denen es unangenehm fiel, daß wir sie in den ersten Capiteln unserer Erzählung veröffentlichten. O selig sind die Kleinmüthigen! Auf welche Weise hätten wir also seiner schönen Bekehrung einen würdigen Rahmen geben können, wenn wir nicht vorher seine garstigen Irrthümer und Fehler hervorgehoben hätten?

Sei nicht in deinem Urtheil allzusicher,
Willst du nicht gleichen dem, der aufgebläht
Schon auf dem Felde schätzet das Getreide,
Eh' es als reif die scharfe Sichel mäht.
Den ganzen Lenz hindurch sah ich den Dornstrauch
In rauhem, wildem Kleid' vereinsamt steh'n.
Und später blühte dennoch ihm am Gipfel
Die Rose, hold und lieblich anzuseh'n.*)

LXXV.

Am siebenundzwanzigsten des folgenden Monates Juli ging es auf der Villa der Gräfin Leonzia außergewöhnlich lebhaft zu, so daß sie mehr einem zu öffentlichem Spaziergang dienenden Garten glich. Dort unter einer Gruppe von Oleandern saß eine Amme mit einem Kinde an der Brust, und ein etwas größeres Mädchen sprang ihr zur Seite in einem Holzreif. Links von ihr befanden sich in der Lorbeerallee zwei Knaben, welche mit einem kurländischen Hündchen spielten; und weiter unten befanden sich zwei weitere größere, welche mit einem Stocke in den Händen auf die Aeste der Bäume schlugen, um deren Beeren herunterzubekommen, womit sie ein Körbchen füllten. Zur Rechten unterhielten sich drei Herren in ernstem Gespräche, während im Schatten einer grünen und duftigen Laube mehrere Damen und Fräulein saßen und eifrig sich besprachen; und weiter entfernt von ihnen unterhielten und ergötzten sich vier schöne Jünglinge mit einer Anmuth, einer Munterkeit und einem Gelächter, daß es eine Freude war.

Es waren nichtsdestoweniger blos die drei gesamm-

*) Dante, Parad. XIII, 130.

ten Familien des Herrn Leopoldo, des Marchese Alfonso und des Grafen Giacomo, welche mit ihren Kindern, den großen wie den kleinen, hier sich versammelt hatten, um insgesammt die Gräfin über die Rückkehr Giulio's zu beglückwünschen; und sie hatten dazu den Geburtstag Natalinens gewählt, welcher mit großer Familienfeierlichkeit in der Capelle der Villa gefeiert ward, die der heiligen Martyrerin Natalia, der alten Patronin der Familie, geweiht war. Alle hatten Morgens um neun Uhr in die Messe sich begeben, die Don Egidio in derselben las; und die Damen mit den Fräulein und Giulio, Tommaso, Achille und Ruggero hatten daselbst fromm am Leibe Christi Theil genommen, Gott zum Dank für so große Wohlthaten, die sie von seiner Barmherzigkeit empfangen hatten, und für so große Tröstungen, womit seine unendliche Güte gegen jedes von ihnen und ihren Verwandten so freigebig gewesen war. Und es waren nicht wenige der Thränen zärtlicher Frömmigkeit, welche von den drei Müttern und von Amalie, Marie und Natalina am Fuße jenes Altares vergossen wurden, von welchem sie die unerschöpfliche Quelle aller mildesten sowohl mütterlichen, als geschwisterlichen, als kindlichen Liebe in sich aufnahmen.

Nach dem Frühstücke hatten sich Alle durch die köstliche Villa hin zerstreut. Die Kleinen Leopoldo's und Alfonso's und die Mädchen Giacomo's belustigten sich durch Spielen, und die andern machten je nach ihrem Alter und ihrer Stellung in Gesprächen der Ueberfülle ihrer süßesten Gefühle Luft, womit ein jedes das Herz zum Ueberlaufen voll hatte; und vor allen die Mütter, welche gar nicht damit endigen konnten, sich die gegenwärtigen Freuden mitzutheilen und wechselseitig die Erinnerung an die vergangene Traurigkeit wieder aufzufrischen.

Doch einen Grund zu neuer und größerer Wonne

fanden die Eltern in einer ganz häuslichen Scene, die nach dem Essen stattfinden sollte; und sie bestand in der Verlobung Giulio's mit der Erstgebornen Alfonso's, und in jener Tommaso's mit der Schwester Giulio's, wie es in wenig über dreißig Tagen festgesetzt, abgemacht und abgeschlossen war, und zwar durch den Eifer der Gräfin und die glühende Freundschaft Giulio's für den theuren Gefährten.

Und denke sich ja Niemand, daß die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, um dieß alles abzumachen, etwa gering waren! Denn Anfangs schien Giulio sich etwas gegen die Partie zu sträuben, welche die Mutter ihm antrug, und das wegen jener unziemlichen Dreistigkeiten, die sich das Mädchen in Mailand zu Schulden hatte kommen lassen, und welche ihn empfindlich verletzt hatten. Doch die Gräfin, welche das Herz des Sohnes in der Hand hatte, und die jene Verbindung überaus wünschte, setzte solche erfinderische Kunstmittel in das Werk, daß sie nach und nach seine ganze Widerspenstigkeit beseitigte; vorzüglich da die arme Amalia nicht abließ, bei dem Jüngling sich zu entschuldigen, und durch die Erfahrung gewitzigt, ein so bescheidenes Wesen und eine so ernste Haltung angenommen hatte, daß man hätte sagen mögen, sie sei eine römische Matrone der Zeiten eines Cincinnatus. Und andererseits schwankte ferners die Gräfin, ob sie sich zu dem Vorschlag entschließen sollte, den Giulio ihr betreffs der Schwester machte; und es waren eine Masse Bedenklichkeiten, besonders weil der Marchese Alfonso von ihr fast ein halbes Versprechen für Achille hatte, und es sie überaus hart ankam, es zurückzunehmen; und daher klammerte sie sich an alle Häckchen, um den Angriffen des Sohnes auszuweichen. Doch die Ankunft Tommaso's, welche der Ankunft Eleonorens mit den Brüderchen um zehn Tage vorausging, löste den Knoten. Denn sie ent-

deckte in diesem Jüngling so viele Anmuth und solche Liebenswürdigkeit, daß er sie ganz entzückte; und nachdem sie sichere Kunde über das große Vermögen, das ihm der Vater überlassen würde, und über die fette Erbschaft von Blanche erhielt, die zu großem Theile auf ihn übergehen sollte, ging sie in diesen Plan ein, das heißt, insoferne die Tochter mit dieser Wahl einverstanden wäre. Diese, brauchen wir es noch zu bezweifeln, zog den Herzensfreund Giulio's dem Achille vor. Und der Marchese hatte nichts dagegen einzuwenden und nahm gutmüthig diesen kleinen Verdruß der Empfindlichkeit auf, den ihm jedoch der Graf Giacomo dadurch versüßte, daß er und nicht im Scherze zu ihm sagte:

„In drei Jahren werde ich Ihnen meine Imelda in das Haus senden, und glauben Sie mir, sie ist so viel werth wie Natalina!“

Alfonso lachte und nahm ihn beim Wort.

Lustig und festlich, wie wir es gar nicht sagen können, war das Mahl. Man sprach von allem; man scherzte fröhlich über die drei Garibaldiner, die gleichsam als Tischkönige auf den Ehrenplätzen saßen; und vor allem Andern plauderte man frei über Politik. Es war eine blühende Gesellschaft Personen vom alten Credo, die sowohl den weltlichen, als den geistigen Rechten des Pontifex vollkommen gehorsam und aus Grundsatz, nicht aus Interesse den legitimen Fürsten Italiens zugethan waren; und daher waren sie den Umtrieben abgeneigt, womit Piemont sich abgab, um die Herzogthümer von Modena und Parma, die Romagna und Toskana sich einzuverleiben. Man kann daher leicht sich denken, ob sie sich einen Fleck vor den Mund nahmen, und ob sie mit dem wahren Namen das Brod Brod, und den der stiehlt, Dieb nannten.

Der früher nach der Schlacht von Solferino in Vil-

lafranca zwischen den beiden Kaisern von Frankreich und Oesterreich geschlossene Friede gab reichlichen Stoff zu überaus verständigen Erklärungen seitens der Tischgenossen; und besonders eröffneten ihnen die beiden berühmten Artikel ein weites Feld, jener der italienischen Conföderation mit dem Papst als Ehrenpräsidenten, und jener der Nichteinmischung irgend welcher Macht zur Ordnung der Wirren der Halbinsel. Fiorenzo, welcher ebenfalls seinen Pfeil abschießen wollte, definirte jene Verträge als Verträge des Wolfes mit dem Lamme. Der Graf Giacomo prophezeite, daß dieser Friede den Bürgerkrieg in Italien und eine piemontesische Eroberung bis Spartivento in Calabrien hervorrufen werde. Marchese Alfonso weissagte, daß die Nichteinmischung in eine Republik à la Mazzini ausschlagen wird. Und so fort bemühte sich jedes scharfsinnig, seine Ansicht zum Besten zu geben und die Zukunft errathen zu wollen.

Don Egidio, der Canonicus, aber hielt mit der Hitze seiner Beredsamkeit zu einem überaus edlen Toaste zurück, den er allen Gästen ausbrachte, und welcher mehr als einem Auge Thränen entlockte, besonders als er, nachdem er mit frommen und zarten Worten die Gräfin, die Marchesa Helene und die Signora Eleonore gefeiert hatte, an die beiden verlobten Paare sich wendete und ihnen wünschte, Gott möge die heiligen, von ihnen an diesem Tage übernommenen Verpflichtungen zu glücklicher Erfüllung führen.

„Ja, meine heißgeliebten Söhne und meine theuren, offenherzigen Töchter!“ beendete er die glühende Anrede: „wir Alle werden jeden Tag zu dem Herrn beten, daß er Sie an Güte, Anmuth und Tugend zunehmen lasse, daß er Sie gesund, frisch und gedeihend erhalte; denn heute verbinden Sie sich durch ein Band, das allein aus Hoffnung besteht, und welches, wie alle andern menschlichen

Dinge aus Hinfälligkeit fehlschlagen kann. Wie viele Zufälle können in der nicht kurzen Zeit, die bis zur Erfüllung ihrer Verbindung noch verlaufen wird, nicht sich ereignen! denn Sie sind ja noch so zarten Alters, und wir leben jetzt in solchen Aengsten bürgerlicher Wirren, in solch großem Umsturz, solcher Erschütterung der Familien und der Staaten! O! Gott also möge es sein, der Ihre Herzen und Ihre Geister und Ihre so jungen Leben in der Unschuld und in der Blüthe und in der Frische erhalte, worin wir sie heute bewundern; und Ihre Schutzengel mögen über jenen Bund unbefleckter Treue und reiner Liebe wachen, den Sie jetzt eben beschworen haben, indem Sie sich unter den Umarmungen und den Freuden Ihrer guten Eltern als künftige Brautleute verlobt haben!"

Und Gott hat es gefallen, diese frommen Wünsche zu erhören! Im Herbste des folgenden Jahres schloß Giulio in jenem Heiligthum der heiligen Jungfrau, welchem sich, wenn der Leser sich erinnert, seit Chambery die Mutter und die Schwester für ihn verlobt hatten, mit Amalia glücklich den ehelichen Bund; und zur dankbaren Erinnerung an dieses glückliche Ereigniß boten die beiden Neuvermählten der Mutter der schönen Liebe ihre Herzen an, symbolisch dargestellt in zwei überaus glänzenden Rosen aus Topasen und Rubinen, die man an der Brust des verehrten Bildnisses glänzen sieht. Im Frühlinge des andern Jahres feierte daselbst ebenfalls Tommaso mit der Schwester Giulio's seine Hochzeit, und als Zeichen seiner Ehrfurcht brachte er ein sehr reizendes Armband dar, das aus einem Paar goldener Tauben mit diamantenen Flügeln gebildet war, und er schmückte damit das Gelenk an der rechten Hand des göttlichen Kindes Mariens. Und die beiden tugendhaften Paare leben in süßester Eintracht, und sie sind der Neid Aller, die sie kennen; und die

Gräfin Leonzia, die kein anderes Gut auf Erden kennt als sie und ein reizendes Söhnchen ihres Sohnes, spricht nie anders von den Abenteuern ihres Giulio als mit dem Ausruf:

„O guter Jesus, mir scheint es ein Traum!"

LXXVI.

Sieh, artiger Leser, damit wäre die Erzählung unseres Alpenjägers zu Ende und geschlossen. Hat sie dir einiges Vergnügen oder einigen Nutzen gewährt? und weißt du dem lieben Giulio Dank dafür, daß er den Stoff dazu geliefert hat? Oder hat sie dir vielleicht im Gegentheil mißfallen? und du gibst die Schuld dem, der sie geschrieben hat, und er wird es dir gar nicht übel nehmen, sondern dir so viel Recht geben, als dir nur immer beliebt. Um indessen damit zu enden, länger dich mit seinen Angelegenheiten zu langweilen, wird er hier in Form eines Schlusses einen Brief von ihm an Giulio beifügen, welcher seiner Ansicht nach die Ausgaben für das Papier und die Tinte werth ist, die er kostet. Lies ihn, wenn es dir so beliebt, und lebe glücklich!

Rom am 2. Oktober 1862.

Guter Giulio!

„Erbarmen! ich habe wahrhaftig schwer mich verfehlt! Auf deinen Brief vom sechsten August antworte ich erst heute am zweiten Oktober! das ist ein grober Verstoß, auch ich sehe es ein! Doch was willst du? du beschäftigest mich so viel damit, von dir zu schreiben, daß mir nicht ein Bischen Zeit übrig bleibt, um an dich zu schrei-

ben. Diese Entschuldigung ist die wenigst schlimme, die ich zur Hand habe, und ich hoffe, daß du sie mir als eine gute durchgehen lassen wirst. Kommen wir zur Sache!

Du dankst mir deinerseits und von Seite der Deinen für die Behutsamkeit und die Vorsicht, die ich anwendete, um dich und sie ganz geheim zu halten. Das tröstet mich; doch es braucht des Dankes nicht. Es ist meine strenge Schuldigkeit und Pflicht; und sei versichert, und versichere auch die Deinen, daß wir zum Ende des Werkes gelangen werden, ohne daß das Siegel der Verschwiegenheit verletzt wird. Darüber darfst du nicht die geringste Sorge haben. Verlasse dich auf mich!

Dann entdeckst du mir deine Zweifel, ob man wohl deine Abenteuer glaubt, und ob nicht etwa deine große Liebe für deine Schwester und die noch um so viel größere deiner Mutter für dich etwas übertrieben scheinen möchte, und ob auf jeden Fall die Verflechtung dessen, was du „deinen Roman" nennst, wohl so nützlich sei, um bekannt gemacht zu werden, wie irgend ein anderer verschiedener Gegenstand.

Wie viele Zweifel! Ich werde mich bemühen, sie aus deinem Kopfe zu treiben, doch in Kürze und mit fliegender Feder! Ob deine Abenteuer geglaubt werden oder nicht, daran, um die Wahrheit zu sagen, liegt blutwenig. Du verlierst keinen rothen Heller dabei, was also kann dir dieß machen? Doch weiters, warum, aus welchem Grunde soll man sie denn nicht glauben? Enthalten sie etwas in sich, was, ich sage gar nicht gegen das Mögliche, sondern blos gegen das gewöhnlichste Wahrscheinliche verstoßt? Der schwerste Einwand, der mir bis zu diesem Tage gemacht worden ist, kam von Seite eines Arztes, welcher über die Krankheit Tommaso's nergelnd behauptete, daß die Krisis zu plötzlich eingetreten sei; und weißt du, was ich ihm entgegnete?

„Doktor, die Sache verhielt sich so; wenn Ihre Kunst nicht im Stande ist, sie zu erklären, so ist das ihre Schuld.“

Er verstummte und ich auch.

Neu und seltsam jedoch erscheint mir die Frage, ob deine Liebe für die Schwester, und ob die deiner Mutter für dich nicht als übertrieben geschildert geglaubt werde! O, ich begreife diesen Zweifel in der That nicht, und um so weniger, da du mir versicherst, daß ich bei deren Schilderung eher unter der Wahrheit blieb, als über sie hinausging. Kann man überhaupt die Liebe eines einzigen Bruders für eine einzige Schwester übertreiben? eines verwaisten Bruders, für eine verwaiste Schwester? eines Bruders, der ein Herz besitzt wie du, für eine Schwester, welche solche Vorzüge hat, wie die deine? O Giulio, was sagst du doch! Du fürchtest, wie, es grenze an das Unglaubliche die so heiße Liebe deiner verwittibten Mutter für dich, der du stets das theuerste Licht ihrer Augen warest und bist? Ah, du hast der Gräfin den Brief nicht gezeigt, den du schriebest! Wenn du ihn ihr hättest sehen lassen, so würdest du von ihr das gehört haben, was ich mich vergebens abmühen würde, dir zu sagen. Frage sie ein Bischen darum! die Lösung deines Zweifels kann nur von einer Mutter kommen. Ich verweise dich an die deine.

Für das Uebrige kann ich mich nicht erinnern, ob ich dir je einen Vorfall erzählt habe, welcher in dieser Beziehung für dich als Licht dienen kann. In meiner Jugend hatte ich in Rom einen gewissen Francesco zum Freunde, einen sehr artigen Jüngling aus einer ansehnlichen Stadt Italiens, welcher ein Engel an Sitten und Geist war. Dieser hatte einen jüngeren Bruder, Namens Alessandro, welcher der schönste und unschuldigste Junge war, den du dir denken kannst. Er glich etwas deinem

Schwager Maso, sowohl was die Augen und das blonde Haar betrifft, als im Profil und mehr noch in den Gaben des so reinen Geistes. Diese beiden liebenswürdigen Jünglinge wünschten sich gegenseitig das Beste der Welt, und man hätte sagen mögen, es sei eine einzige Seele in zwei Körpern gewesen.

Es traf sich nun, daß die mazzinische Republik sie hier so unvermuthet überraschte und ihnen die Köpfe derart verrückte, daß sie sich einbildeten, sie müßten gegen die Franzosen kämpfen, um Rom zu vertheidigen und es den Demagogen zu erhalten. Es ließen sich daher Beide unter die Bersaglieri der Universität einreihen. Ihre Erzeuger wußten nichts davon.

Eines Tages während der Belagerung wurde ihrem Bataillon befohlen, einen Kundschafterausfall gegen Ponte Molle zu machen. Die beiden Brüder marschirten kühn mit den andern. An einer gewissen, mit Bäumen besetzten Thalvertiefung machten die Fähnchen Halt. Hier nun entfernt sich zu beherzt Francesco von den Seinen, und rückt Schritt um Schritt vor, um die Lage zu erspähen. Doch da wird unversehens aus einer Hecke ein Schuß abgefeuert, und Francesco fällt. Alessandro stoßt einen Schrei aus, springt auf den Bruder zu und ruft entsetzt:

„Ach, Checco, (Fränzchen) was gibt es? was hast du?"

Er hatte noch nicht den Mund geschlossen und sich hinuntergebeugt, um den Bruder aufzuheben, als eine weitere Kugel ihn auf Francesco hinstreckt. Da zogen sich die römischen Bersaglieri sogleich verwirrt zurück, und die beiden auf den Tod getroffenen Jünglinge umarmen sich gegenseitig und vermischen auf dem Grase das brüderliche Blut und ihre Seufzer und ihre Thränen; und Checco ruft Gott an, drückt einen blutigen Kuß auf das Antlitz Alessandro's, beweint den Vater, bejammert die Mutter und verscheidet.

Die Jäger von Vincennes, welche im Hinterhalt lagen, kamen rasch an den Ort herbei, und was sahen sie da? Sie sahen, wie Alessandro den Leichnam Checco's umarmte, ihn küßte, ihn abermals küßte und sie um die Gunst flehte, da auf seinem Antlitz sterben zu dürfen. Die gerührten Franzosen ziehen ihn liebreich von jenem theuren Wesen hinweg, legen ihn auf einen Sanitätswagen, denn er schien nicht in Lebensgefahr zu sein, und führten ihn als Gefangenen mit sich; und sie senden ihn zur Heilung in das Spital von Civitavecchia.

Es gefiel Gott, daß Alessandro dort den jungen belgischen Baron Eduard von Woel . . . , unsern gemeinsamen Gefährten, traf, welcher in geistlicher Tracht in jenen Sälen mit edler Nächstenliebe den römischen Verwundeten beistand. Alessandro lebte noch etliche Tage unter den grausamsten Schmerzen und Krämpfen und stets bis zu den letzten Augenblicken durch die Gegenwart und die Liebkosungen des Freundes getröstet.

Weißt du nun, worin der Schmerz bestand, der ihn am tiefsten in seinem Todeskampfe zernagte? Es war nicht die Qual der zerrissenen Eingeweide, noch der scharfe, brennende Schmerz seiner Wunde; es war der peinvolle Gedanke an seine Eltern.

„Ach!“ rief er fortwährend brüllend und die Haare sich zerraufend: „ach, was werden Papa und Mama sagen, wenn sie hören, daß wir alle Beide für die Republik eines Mazzini getödtet wurden! sie, die so viel gethan haben, um uns in heiliger Gottesfurcht zu erziehen! sie, die so gut und so fromm sind! sie, die uns so überaus, so innig liebten! Ach, welch ein Unglück! welch eine Trauer! ach die Armen!“

Und er fuhr fort zu heulen, an den Hals Eduard's sich zu werfen und in grausames Wüthen und Entsetzen

auszubrechen. Zuletzt jedoch bereitete der Unglückliche christlich seine Seele vor und verschied, indem er ein kleines Bild der Jungfrau auf sein Herz drückte und ihr seine geliebten Eltern empfahl. Und der Freund packte einige Sächelchen von ihm zusammen, schickte sie an dieselben mit einem Briefe und einer Visitenkarte von ihm und reiste später nach Belgien ab.

Es verflossen sieben Sommer, da kehrte im Jahre 1856 dieser fürtreffliche Herr, der nun bereits Priester war, nach Rom zurück, indem er eine Reise nach Konstantinopel machte, wohin ihn sein Eifer führte, um gegen Ende des Krimkrieges in den militärischen Lazarethen Dienste zu leisten. Auf dem Wege entschloß er sich, in die Geburtsstadt der beiden unglücklichen Jünglinge sich zu begeben, um deren arme Eltern zu begrüßen. Er traf zuerst den Vater, welcher, so bald er vernahm, wer er sei, das heißt, daß er es sei, welcher den letzten Hauch seines Alessandro's empfangen hatte, in starkes Weinen ausbrach, ihm die Hände drückte, in seine Brust griff und daraus sein Briefchen hervorzog und es ihm zeigte, ohne im Stande zu sein, eine Sylbe hervorzubringen, so sehr erstickte ihm das Schluchzen seine Stimme. Hierauf führte er ihn in einen kleinen Saal, worin sich die Mutter der beiden getödteten Brüder befand. Als die arme Dame den Namen des Besuchers vernahm, erhob sie sich, wurde im Gesichte feuerroth, und indem sie sogleich darauf wieder erblaßte, sank sie halb von Sinnen auf eine Ottomane zurück. Als sie dann wieder etwas zu sich kam, brach auch sie in eine solche Thränenfluth aus, daß es gar kein Mittel gab, sie irgendwie zu trösten. Indem daher Eduard dem Edelmanne und der Matrone traurig seine Verbeugung machte, entfernte er sich schweigend, bestürzt und so verdüstert, daß er nie mehr an jenen Besuch ohne Erregung und Rührung denken konnte.

Es sind noch keine vier Monate her, daß er wieder mit mir davon sprach, und mit Thränen in den Augen wiederholte er mir, indem er auf seine Stirne schlug: „Ah! que ce souvenir est navrant!“ (Ach, wie herzzerreißend ist diese Erinnerung für mich!)

Giulio, denke dir nun auf der einen Seite den unglücklichen Alessandro, welcher auf seinem Todbette sich seine Qualen, den getödteten Bruder, alles vergißt und keinen Kummer kennt als den über den Schmerz seiner Eltern, denke dir andererseits das intensive, unverwischliche Leid dieser, welche nach Verlauf von bereits sieben Jahren über ihren Verlust noch weinen, als datire er von gestern her: und dann urtheile du selber, ob es wohl leicht sei, in der Schilderung elterlicher oder kindlicher Liebe zu übertreiben und deren Grenzen zu überschreiten.

Es bleibt nun noch der Zweifel über in Bezug auf die nützliche Eigenschaft „deines Romans.“ Du Guter! es sind deren so viele, daß ich mich verwundere, wie du sie nicht beim ersten Blicke schon herausfindest. Wenn die Erzählung deiner Begebenheiten auch nur so viel nützte, die heiligen und süßen Familiengefühle zu fördern, welche nach den göttlichen der Religion am meisten im Stande und befähigt sind, den Menschen hier unten glücklich zu machen, glaubst du dann wohl, daß sie unnütz und für nichts ist? In diesen Zeiten allgemeinen Umsturzes der Prinzipien, in welchen der bürgerliche Umgang beruht, glaubst du da wohl, es sei von geringem Vortheil, das Andenken an jene fröhlichen Familienbande und an jene goldenen Fesseln der innigsten Nächstenliebe wieder zu erwecken, deren Vergessung die Familien zerrüttet, die Verwandtschaften verödet und die Welt in Verwirrung setzt? Und was ist „dein Roman“ anders, wenn nicht ein treuer

Spiegel des Unheils, in das tausend Jünglinge deines Gleichen geriethen, die gerade so wie du jene Bande und jene Fesseln mit Füßen traten, warum, aus prunksüchtiger Laune, aus glänzender Eitelkeit, oder aus einer anderen schlimmeren oder einfältigeren Leidenschaft? Und scheint dir der stete Gegensatz, den du darin zwischen dir, dem Uebertreter der kindlichen Gesetze, und dir, dem Erkenner deines Fehltrittes, zwischen dir, dem Bereuenden und nichtsdestoweniger durch eben diesen Fehler Bestraften aufstellst, nicht als Beispiel für den dienen zu müssen, welcher Lust hat, an sich irgend einen Theil dieses „deines Romanes" zu erneuern? Du ziehst Vortheil daraus, daß du die Geschichte deiner Irrthümer und deiner Bekehrung wieder durchgehst, und doch kannst du zweifeln, ob andere Nutzen daraus schöpfen, wenn sie sie bis in das Einzelne niedergeschrieben lesen? Ach, bitte, gib doch diese Bedenken auf und sei ruhig!

Die Gegenstände, deren Behandlung nun von größerem Belange ist, sind jene, welche die Frömmigkeit gegen Gott, die Pietät gegen die Kirche, das Papstthum, die Eltern, das Vaterland vorzüglich wieder beleben. Der Geist, den man den modernen nennt, welcher jedoch aus den höllischen Schlünden hervorbläst und mehr als jedes andere Land unser armes Italien verpestet, ist im Gegentheil ganz der Geist der Gottlosigkeit; und deßhalb verlockt und reizt er zur Empörung gegen den Schöpfer und gegen jede rechtmäßige Gewalt, sei sie heilig, bürgerlich oder häuslich. Du Giulio, du besitzest großen Scharfsinn; schau dich um, und du siehst, daß der moderne Geist es ist, zu dessen Aposteln sich sogar Männer machen, welche ein Diadem tragen und einen Scepter führen. An den Früchten mußt du ihn erkennen. Doch entdeckst du etwas an seinen Früchten, was nicht für irgend welche Art der Pietät verderblich wäre? Dieser Geist bekämpft die Fröm-

migkeit gegen Gott, welchen er in der That aus den socialen Kreisen verbannen will; er bekämpft die Pietät gegen die Kirche, welche er erniedrigt und in Ketten und Banden will; er bekämpft die Pietät gegen den Statthalter Christi, den er entthront und als Spielball der Hefe der Sektirer will; er bekämpft die Pietät gegen die Familie, die er in ihrer Wurzel selbst entweihen will, welches die christliche Ehe ist, das große Sakrament, das Symbol der Verbindung des ewigen Wortes mit der menschlichen Natur und des fleischgewordenen Wortes mit der Kirche, seiner Braut; er bekämpft endlich die Pietät gegen das Vaterland, das er durch die Zwietrachten zerfleischt, das er durch den Krieg verheert, das er durch die Verbrechen schändet, das er erniedrigt, das er durch die Frevel, die Meuchelmorde, die Verräthereien beschmutzt und infamirt. Sind dieß die Früchte, oder sind sie es nicht, welche der Geist der neuen Zeiten bei uns zum Keimen bringt?

Wer also mündlich oder schriftlich sich bemüht, kühn diesem satanischen Einbruch allgemeiner Gottlosigkeit sich entgegen zu stellen, der macht sich um die Wahrheit und um die Tugend wohl verdient und darf sich nicht über die eigenen Mühen beklagen. Der Gegenstand, den du geliefert hast, gab er es nicht gut in die Hand, sie zu bekämpfen, indem er dafür jene häusliche, kindliche und geschwisterliche Pietät förderte, auf welcher so viele Segensversprechungen des Himmels ruhen, die jedoch in unseren Tagen in den Familien abnimmt und in dem Strudel einer Gesittung ohne Liebe, ohne Ehre und ohne Gott untergeht? Es war so der Fall, und das genügt. Und es thut mir auch nicht im Geringsten leid, Fleiß und Schweiß daran gesetzt zu haben, deine Freundschaft hat es mir überreichlich versüßt.

Ich sehe ein, daß das Vergnügen, mit dir brieflich mich zu unterhalten, weit über die Grenzen der Bescheidenheit mich geführt hat. Enden wir, da es Zeit ist, und möge die Länge das Säumen ersetzen! Lebe wohl, guter Giulio! der Herr behalte dich in all seiner Gnade und bewahre dich stets so, wie du jetzt bist, der Liebe der Deinen. Lebe wohl!"

lichen Vortheile ungeachtet doch lieber in den Tod gehen, als Christum verläugnen, so muß uns das gewiß im Glauben befestigen. Darum wünschen wir dieser Erzählung eine freundliche Aufnahme und tiefe Beherzigung von Allen, welche noch nicht mit ganzer Seele an ihrem Glauben hängen." (Katholik.) — Wir bemerken noch dazu, daß diese Erzählung im Geiste von „**Wiseman's Fabiola**," obgleich früher, als dieses Werk erschienen, gehalten ist.

M. Lenzen, geb. Sebrogondi,

Nekodas,

oder die Zerstörung Jerusalems.

Eine Erzählung. Mit 1 Stahlst. gr. 12. 1 fl. 21 kr. od. 25 sgr.

Fr. C. Magon,

Sabina.

Ein Lebensbild aus den ersten Zeiten der christlichen Kirche. 8. 1 fl. 39 kr. od. 1 Thlr.

Mit großartigem, malerischem Effekte stellt sich aus den Zügen, die der Verfasser von der Natur und den denkwürdigen Bauten des Orients und Occidents gibt, ein getreues Bild vor unsere Seele, das stets in irgend eine Beziehung oder in lebendigen Contrast zu den handelnden Personen gebracht ist. Außerdem sind die abweichenden religiösen und sittlichen Gebräuche der verschiedenen Nationen in gelungene Parallelen gesetzt und die bedeutenderen Lehrsysteme des ersten christlichen Jahrhunderts in auftretenden Gläubigen und Philosophen anschaulich gemacht. Durch diesen bunt und interessant belebten Stoff zieht sich die ihn haltende und bis an's Ende fortwährend fesselnde Handlung, in einer Sprache erzählt, die des großen Gegenstandes würdig ist. Wir machen daher mit allem Nachdruck auf diese literarische Erscheinung aufmerksam und legen ihre Verbreitung Allen an's Herz, welche die Pflicht haben, für eine gesunde, Geist und Herz erquickende Nahrung des Volkes zu sorgen. Sie ist eine der besten und lieblichsten Früchte, welche je im Garten christlicher Erzählungskunst gereift sind. B. C. No. 334.

Fabiola's Schwestern,

die christlichen Heldinnen.

Ein Seitenstück zu Wiseman's Fabiola, oder die Kirche der Katakomben. Nach dem Französ. deutsch bearb. 8. 1 fl. 30 kr. od. 27 sgr.
